

Faschistenjäger Fabian Molina, Genialität der Magnolie

Nummer 8 – 24. Februar 2022 – 90. Jahrgang
Fr. 9.–(inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Der Missverstandene

Putins Krieg um Russlands Seele.

Thomas Fasbender

Volksrepublik Schweiz

Die Heimstatt der Freiheit ist sozialistischer als gedacht. *Rainer Zitelmann*

Tinder-Leitfaden für junge Frauen

In zehn Schritten zur Traumhochzeit.

Marie von den Benken

Jetzt neu: Weltwoche Grün!
Klima, Umwelt und Natur
aus anderer Sicht:
Markt statt Marxismus.

Die Weltwoche schaut
hinter die Fassade.

A Plus reinigt diese.



0844 802 166
aplus.ch

Putins Rache der Geschichte

Wenn es eine Lektion gibt, die wir aus der grauenvollen Geschichte des 20. Jahrhunderts ziehen können, dann ist es die: Es kommt nie gut heraus, wenn man ein Land demütigt, seine Schwäche ausnützt. Unweigerlich, früher oder später, rächt sich das. Die Gedemütigten schlagen zurück, holen sich wieder, was man ihnen genommen hat.

Nach dem Ersten Weltkrieg drückten die Siegermächte die Deutschen auf den Boden. Man schob ihnen die alleinige Kriegsschuld zu. Man verlangte monströse Reparationen. Man zwackte dem besiegten Reich erhebliche Gebiete ab. So legte der «Frieden» von Versailles den Boden für den nächsten Krieg. Den Intelligenzen war klar, dass Deutschland das nie akzeptieren würde.

Ähnlich lief es nach dem Ende des Kalten Kriegs mit Russland. Die Sowjetunion krachte zusammen. Der Westen wurde übermütig. Man dehnte die eigene Sphäre leichtsinnig in einst russisch dominierte Zonen aus. Ob es Versprechen gab, die gebrochen wurden, ist unerheblich. Die Westler gaben den Russen zu verstehen: Ihr seid nur noch eine zweitklassige Macht, «arrangez-vous».

Völker aber haben ihren Stolz, einstige Supermächte erst recht. Es war naiv, zu glauben, dass der geschwächte russische Staatskoloss mit seinen elf Zeitzonen die Herabsetzung einfach kopfnickend hinnehmen würde. Den Bruchpunkt brachten die westlichen Einmischungen in die Ukraine, der man einen Nato- und einen EU-Beitritt in Aussicht stellte. Hybris pur. Putin, erstarkt, begann zurückzuschlagen.

Politik menschelt, es geht um Interessen, um Gefühle. Die Lava der Emotionen peitscht hoch. Unter Grossmächten spielen Einflussphären eine wichtige Rolle. Die Amerikaner dulden keine Einmischung in ihren Vorhöfen, die sie fast weltweit beanspruchen. Die Chinesen sichern das vorgelagerte Meer. Unter Millionenopfern erkämpften die Russen nach Westen ihren Sicherheitsgürtel, eine Pufferzone.

Wir sollten uns hüten, Realpolitik durch die Moralismusbrille zu betrachten. Unsere Medien stellen Putin als Schwerverbrecher hin. Er

wirkt eher wie ein eiskalt kalkulierender Politiker, der die nationalen Interessen seines Landes zu verteidigen versucht. Dazu gehört, aus russischer Sicht, die Abwehr von potenziellen Nato-Atomraketen im eigenen Vorgarten, in der Ukraine.

Geschichte ist wichtig. Der Westen empört sich über die russische Wiederaneignung der Krim. Sie war eine direkte Folge des westlichen Ausgreifens nach Kiew. Zwischen der Ukraine und Russland herrschen jahrhundertalte

Es kommt nie gut heraus, wenn man ein Land demütigt, seine Schwäche ausnützt.

Intimbeziehungen. Wo das eine Land anfängt und das andere aufhört, war nicht immer so klar, jedenfalls umstritten. Innenpolitik und Aussenpolitik wirbeln heillos ineinander.

Der Westen hat sich angewöhnt, die Welt zu regieren. Dazu war er einst in der Lage. Geblieben ist die Pose. Die Schwächen werden derzeit erschreckend deutlich. Putin taktiert geschickt. Im Unterschied zum Westen hat er eine Strategie: Seine Militärmacht dient der Abschreckung wohl eher als der Eroberung. Botschaft: Bis hierhin und nicht weiter.

Putin ist weder ein Hitler noch ein Napoleon. Er will den Kontinent nicht mit seiner Ideologie plattwalzen. Er ist ein klassischer Nationalist, der sich an der Grösse des historischen Russlands orientiert. Die Konflikte mit dem dysfunktionalen, korrupten Kunst-Staat Ukraine sind Spätfolgen des sowjetischen Zusammenbruchs. Europa hat kein Interesse, deshalb gegen Russland in den Krieg zu ziehen.

Zum nationalen Interesse des christlichen Russland gehört aber auch: Wir wollen, wir brauchen die Zusammenarbeit mit dem Westen. Der russische Doppeladler, ein gefährliches Tier, schaut in zwei Richtungen. Russlands Landhunger so gross wie seine Unfähigkeit, sich selber industriell zu entwickeln. Putin benötigt gute Beziehungen zum Westen, aber auf Augenhöhe, nicht von unten.

Der Kalte Krieg ist zurück. Er trübt den Blick und verleitet zu falschen Schlüssen. Die an den Olympischen Spielen inszenierte Allianz zwischen Russland und China ist taktisch, nicht strategisch. Die Russen sehen sich als Europäer, nicht als Asiaten. Der arrogante Westen hat die Russen in die Arme Chinas getrieben. Natürlich nutzt Putin diesen Zweckverbund, um seine Macht zu festigen.

Wir Schweizer sind allergisch gegen Macht. Grossmächten misstrauen wir von Herzen – ganz egal, ob sie in ihren Wappen mit Sternen glänzen oder mit Raubtieren drohen. Aber wir bilden uns nicht ein, den Grossmächten unsere Interessen und unsere Vorstellungen aufzwingen zu können. Deshalb sind wir Schweizer neutral. Wir sind friedlich und halten uns raus aus den Konflikten der andern.

Das hat sich bewährt und ist immer noch richtig, aber im Kalten Krieg steigt der Druck, sich auf eine Seite zu schlagen. Wie immer lässt sich die Politik schneller mitreissen als das Volk. Bundesbern ist bereit, die Neutralität zu opfern. Bundesrat und Parlament drängen in den Uno-Sicherheitsrat. Unser Kleinstaat soll am Tisch der Grossmächte mitentscheiden über Frieden und Krieg.

Wahnsinn. Grössenwahnsinn.

Die Neutralität der Schweiz wäre damit Geschichte. Wir müssten Partei ergreifen. Jetzt zum Beispiel unter Druck der Amerikaner und der EU gegen die Russen. Die Schweiz wäre gezwungen, wirtschaftliche Sanktionen mitzumachen, als Teil des westlichen Bündnisses im Wirtschaftskrieg. Vielleicht öffnet der Konflikt um die Ukraine den Blinden von Bern die Augen.

Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Schon Napoleon zwang die Schweiz unter die Knute seiner Grossmachtspolitik. Wir waren gezwungen, seine Wirtschaftsblockade gegen England mitzumachen. Es folgte ein Nahtoderlebnis bitterster Armut für die Eidgenossenschaft. Leider haben Politiker ein kurzes Gedächtnis. Übermut ist Trumpf, aber Geschichte ist lehrreich. Noch ist es nicht zu spät. R. K.

Marie von den Benken, Rainer Zitelmann, Robert Kaplan, Sanatorium Bellevue, «Weltwoche Grün»

Die Netflix-Doku «The Tinder Swindler» bricht gerade alle Rekorde: Eine Jetset-affine Single-Frau nach der anderen verfällt dem vermeintlichen Reichtum und den aufpolierten Bildern eines Online-Dating-Königs. Über das Portal erschleicht er über zwei Millionen Dollar, die Frauen sind ahnungslos. Macht Liebe blind? Nein, meint Marie von den Benken. Wer ihre zehn goldenen Regeln befolgt, kann den scheinbar süßen Tinder-Typen verhindern. Eine Anleitung, damit der Traumphochzeit nichts mehr im Wege steht. **Seite 22**

Wie steht es um die Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung der Schweiz? Auf den ersten Blick denkt man, Freiheit und Märkte seien für das Land besonders wichtig. Der Soziologe Rainer Zitelmann hat in einer umfangreichen Untersuchung jedoch ermittelt, dass die Schweizer weniger freiheitlich eingestellt sind als etwa die Schweden, Japaner, Polen oder Amerikaner. Noch deutlichere Vorbehalte, ja Ablehnung gibt es gegenüber dem Kapitalismus. Wie die positiven und negativen Einschätzungen zum Kapitalismus in der Alltagssprache tönen und wie sich die Gewichte verteilen, lesen Sie in der ausführlichen Analyse. **Seite 42**

Seit Jahren entschuldigt sich die westliche Elite mit gesenktem Haupt für «Erbsünden» des Kolonialzeitalters. Ganz anders die Situation im Osten. In Russland und China sei ein dynamischer Imperialismus auf dem Vormarsch,



Jetzt neu: Weltwoche Grün.

so Geostratege Robert D. Kaplan. Die beiden Giganten würden mit Stolz und frei von moralischen Skrupeln das Erbe des Romanow-Zarenreiches beziehungsweise der Qing-Dynastie neu aufleben zu lassen. Dabei seien die beiden aktuellen Konfliktherde Ukraine und Taiwan bloss Teil ihres breitangelegten Machtstrebens. Den Ursprung des östlichen Neo-Imperialismus sieht Kaplan in «einer tiefen Verunsicherung» der beiden Grossreiche. Im Interview mit Urs Gehriger schildert Kaplan, mit welchen Mitteln die neuen Imperialmächte ihre Flügel ausbreiten und wie der Westen sinnvollerweise Paroli bieten sollte. **Seite 44**

Im zweiten Beitrag seiner losen Serie «Glamorous Switzerland» schreibt unser Reporter Mark van Huisseling über das Sanatorium Bellevue in Kreuzlingen. Die «Curanstalt», die während rund 120 Jahren von der Schweizer Psychiaterfamilie Binswanger geführt wurde, darf als Vorläuferin heutiger *luxury rehab clinics*, Entzugskliniken für Berühmtheiten und Reiche, bezeichnet werden. Unter den Binswangers waren nicht bloss führende Köpfe der Seelenheilkunde, sondern auch betriebswirtschaftlich helle Lichter – Sie finden den Text deshalb in unserem Leader-Teil ab **Seite 51**

Wir freuen uns, Ihnen die erste Ausgabe unserer neuen, regelmässigen Publikation «Weltwoche Grün» zu präsentieren. Diese befasst sich mit den Themen Energie, Natur, Klima, Innovation, Ernährung, Gesundheit, Umweltpolitik. Die wachsende Vielfalt von neuen Fragestellungen und Erkenntnissen führt zu einer Fülle innovativer Lösungen in Forschung und Unternehmen. In der ersten Ausgabe bringen wir eine Würdigung des Moleküls CO₂. Dieses gilt in der Klimapolitik als Treibhausgas und damit als grosses Problem, das zu bekämpfen ist. Aber das Gas bildet die Grundlage des Lebens auf der Erde, der Entwicklung, der Zivilisation. Erwärmung bedeutet nicht Klimakatastrophe. Es gibt viele Möglichkeiten, mit Klimaveränderungen umzugehen.

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gl-a-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schonnt Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



**Gewinner
Volg Vereins-
wettbewerb:
Mädchen-Jugi
Matt GL**

Aus Liebe zum Dorf, wo Mädchen für Olympia 2032 trainieren.

Die rund 20 Mädchen der Jugi Matt GL rennen, hüpfen und klettern in zwei Gruppen durch die Hallen und machen sich damit fit für grosse und kleine Sportkarrieren. Als Verein gehören sie zum Dorfleben wie Volg mit seinen rund 600 Dorfläden. Diese bieten alles, was es für den täglichen Bedarf braucht. Immer in der Nähe, immer überschaubar und stets mit einer persönlichen Note, die zum Dorf passt.

Volg
frisch und fründlich



Was will Wladimir Putin? Seite 14



Tinder-Tipps von Marie von den Benken: Seite 22



Genialität der Magnolie: Seite 51

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Sturmangriff auf die Credit Suisse
- 9 Peter Rothenbühler Lieber Urs Lehmann
- 10 Tagebuch Peter Hänseler
- 13 Bern Bundeshaus Männerfrust in der SP
- 14 Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott
Lehren aus der russischen Geschichte
- 14 Feindbilder Psychologie der Putin-Kritik
- 16 Erziehung der Gefühle
- 17 Personenkontrolle
- 17 News Mussolini, Held des Zeitgeists
- 18 Mörgeli Noch eine ist dann mal weg
- 18 Deutschland im Krieg Wiedergeburt
der Achse Berlin–Wien–Rom
- 19 Peter Bodenmann
Gaskraftwerke ohne Gas, Gas in der Birne
- 20 Showdown im Stromstreit
Was läuft hinter den Kulissen?
- 21 Politik Zaubertricks der Energiewender
- 22 Tinder Rezepte gegen Schwindler
- 23 Hansrudolf Kamer
Putins Spiel mit Schatten
- 24 Frankreich Nie war das Rennen
um die Präsidentschaft verrückter
- 26 Michael Jordans doppelter Erbe
Basketball-Superstar LeBron James
- 27 Herodot
- 28 Ungewollt antisemitisch
Erneuter Missgriff beim *Tages-Anzeiger*
- 29 Inside Washington
- 30 Justin Trudeau und Jacinda Ardern
Ihre Gefühle sind mächtig

- 31 Genialität der Magnolie
Naturspektakel in Stadtschluchten
- 32 Broder Übermut und Grössenwahn
- 32 Che Molina aus Illnau-Effretikon
Treffen mit dem Faschistenjäger
- 34 Königsgambit mit Putin
Spielzüge in der grossen Politik
- 35 Kurt W. Zimmermann
Theaterdonner beim *Tages-Anzeiger*
- 36 Ihre Feinde nennen sie «Hexe»
Pakistans First Lady ist Sufi-Meisterin
- 37 News Juso-Jansens Staats-Pharma
- 38 Krach bei den Neonazis
Was kommt nach der Pnos?
- 39 Tamara Wernli
Feminisierung der Männer
- 40 Boulevard deutscher Träume
Sehnsuchtsort Kurfürstendamm
- 41 Verkehrspolitik Freie Fahrt für Frösche
- 42 Volksrepublik Schweiz
Das süsse Gift des Sozialismus
- 43 Thiel Strommaruga
- 44 Die neuen Imperien im Osten
Geostratege Robert D. Kaplan erklärt
- 47 Anabel Schunke
Ein Penis ist nicht weiblich
- 48 Leserbriefe
- 49 Nachrufe Gabriel Bach, Jamal Edwards
- 50 Beat Gygi Alle gegen die Schweizer Banken

LEADER: SANATORIUM BELLEVUE

- 51 Aufstieg und Fall des Bellevue
Die erste Schweizer Promi-Reha-Klinik

LITERATUR UND KUNST

- 57 Ikone der Woche
- 58 Simone de Beauvoir und Albert Camus
Sehnsucht nach Gottes Vollkommenheit
- 60 Bücher der Woche
- 63 Die Bibel
- 64 «Hinaus mit dem Ungeziefer!»
Art Spiegelmans Holocaust-Comic
- 66 TV-Kritik Hazy Osterwald
- 67 Ausstellung Planet Digital
- 68 Film «Lynx/Luchs»,
«La panthère des neiges»
- 69 Kunst Susanne Kübler
- 69 Jazz Veronica Swift

LEBEN HEUTE

- 70 Wunderbare Welt
- 70 Unten durch
- 71 Fast verliebt
- 72 Frauen Naomi Campbell
- 73 Häuser «Maloja Palace»
- 72 Was macht eigentlich? Thomas Klameth
- 74 Essen / Wein
- 75 Auto
- 75 Objekt der Woche
- 76 Bei den Leuten
Gala des Schweizerischen Roten Kreuzes
- 78 Zeitzeichen
- 78 Fragen Sie Dania
- 79 Auf einen Drink mit ...
Michelle Rütli-Kumml
- 80 Menschen von morgen Leonie Flückiger
- 82 Das indiskrete Interview
Maximilian Baumann, Entertainer



DIE WELTWOCHEN

Neue App, neue Website.
Jetzt testen.

Steigen Sie ein, fliegen Sie mit!

Sturmangriff auf die Credit Suisse

Wem nützt der Skandal um illegal veröffentlichte Bankdaten?

Was auffällt: Die Konkurrenz in England und Amerika ist nie von solchen Aktionen betroffen.

René Zeyer

Es tröten wieder die Trompeten von Jericho: Die Credit Suisse (CS) sei «ein Geldspeicher für korrupte Politiker, verurteilte Betrüger und mutmassliche Folterknechte». Die Bank galt und gilt als Hort des Übels, sie habe «brutalen Machthabern, Kriegsverbrechern und anderen Kriminellen Zugang zu blickdichten Schweizer Konten ermöglicht».

Das würden gestohlene Kontounterlagen von 30 000 Personen mit Finanzkontakten zur CS beweisen. Aber obwohl diese angeblich ein Jahr lang akkurat ausgewertet wurden, bleibt von der Mär der skrupellosen und unbelehrbaren Schweizer Gnomen bei genauer Betrachtung nicht viel übrig. Kasachstans Ex-Präsident und sein Clan, der König von Jordanien, ein ägyptischer Geheimdienstchef, ein Kokainhändler sollen enttarnt worden sein.

Selbst wenn alle 30 000 CS-Kunden nachweislich Dreck am Stecken haben sollten, wären das 1,5 Prozent der rund zwei Millionen Kunden der Bank. Und nimmt man davon – nach allen Erfahrungen mit den bisherigen Leaks – das handelsübliche eine Prozent, bei dem es nicht nur um vermutete, sondern überführte Besitzer von kriminellem Geld geht, wären das dann zuletzt gerundet noch 0,02 Prozent.

Verzicht auf Erpressung

Wie in der langen Reihe von aus gestohlenen Datensätzen aufgeblasenen Skandalen bleiben auch hier wichtige Fragen unbeantwortet. Zunächst: Cui bono, wem nützt es, die angeschlagene Grossbank weiter zu schädigen? In der Motivforschung muss man beim Täter anfangen. Es war sicherlich nicht ein Amateur-Hacker, ausser die Sicherheitsmassnahmen der CS bezüglich des wichtigsten Assets einer Bank, Vertraulichkeit der Kundenbeziehungen, seien aus der Steinzeit.

Ein solch gezielter Abfluss von Daten, die angeblich bis in die 1940er Jahre zurückreichen sollen, ist aufwendig, kann nicht in 24 Stunden erledigt werden. Wie wurden also diese 30 000 Personen gefiltert? Sind das alles Schweinebacken? Wer kam auf die Liste, wer nicht? Nach welchen Kriterien?

Es soll sich wieder um einen anonymen Datensponder handeln, der seine Abscheu vor dem Schweizer Finanzplatz als Motiv zum Ausdruck brachte. Und deswegen also verzichtete er auf die naheliegende Möglichkeit, seinen Datenraub zwecks Erpressung einzusetzen?

Woher die Arroganz, Staatsanwalt, Richter und Terminator in einer Person zu spielen?

Damit hätten sich leicht viele Millionen verdienen lassen.

Die *Süddeutsche Zeitung* konnte wieder, mit dem üblichen Netzwerk, selbstherrlich entscheiden, wer an den medialen Pranger gestellt wird und wer nicht. Nach welchen Kriterien? Woher die Arroganz, Staatsanwalt, Richter und Terminator in einer Person zu spielen?

Wieder werden staatliche Behörden nicht mit der Hehlerware beliefert, weil das beim Ausschachten der Beute stören könnte. Weil das den vielen «mutmasslich», den Hilfsqualifikationen wie «illegitim» in die Quere kommen könnte. Denn es gibt verurteilte Straf-

täter und nachweisbar korrupte Potentaten. Oder Unschuldige.

Bislang erwischten Leak-Aktionen Schweizer Finanzinstitute nur als Helfershelfer von Steuerhinterziehern. Oder als Handlanger von anderen Steueroasen. Diesmal ist es ein direkter Schlag gegen eine angeschlagene Grossbank.

Alles bloss Zufall?

Auffällig ist, dass es in schöner Regelmässigkeit die Konkurrenten der grössten Schwarzgeldbunker, der grössten Geldwaschmaschinen der Welt trifft. Niemals Finanzhäuser in den USA oder in Grossbritannien. Obwohl fast die gesamte lateinamerikanische Drogenmafia ihren Geldhaushalt in den USA regelt. Obwohl diverse US-Bundesstaaten wie Delaware bis heute unversteuerte Gelder gern annehmen, gab es dort noch niemals ein Leak oder einen Hack. Dafür Panama, karibische Inseln, Singapur, nun die CS, der Schweizer Finanzplatz.

Reiner Zufall? Die Schweiz ist immer noch der grösste Vermögensverwalter der Welt. Die USA oder Grossbritannien wären das auch gerne. Wenn es kein Insider war, brauchte ein solcher Einbruch ins Allerheiligste einer Bank Fähigkeiten, über die normalerweise nur Staaten verfügen. Wieso sollten sich russische oder chinesische Hacker die Mühe machen? Für die NSA hingegen wäre es ein Kinderspiel.

Bei der Beute handelt es sich wieder um Hehlerware. Es ist Diebstahl, es ist ein Gesetzesverstoss. Während sich Tamedia nicht darum schert, wenn der weit weg stattfindet, jammert Oberchefredaktor Arthur Rutishauser in diesem Fall, dass Schweizer Gesetze ihn leider daran hinderten, zu recherchieren und sich an der Ausschachtung zu beteiligen.

Das ist falsch und richtig. Natürlich darf recherchiert werden. Wird mit der Veröffentlichung ein Gesetzesverstoss hingenommen, müsste man halt den Mut haben, das nicht nur im Fall Panamas oder kleiner Inseln zu tun, wenn man ein öffentliches Interesse sieht. Die Suche nach der Datenquelle wäre ein guter Anfang der Recherche.



„Haben Sie auch was mit eigenem Krater und Blick auf die Erde?“

Lieber Urs Lehmann

Ihre Statements zum Abschluss der Olympischen Spiele in Peking sind erfrischend. Klar, Ihre Ski-Stars haben abgeräumt. Sie haben als Swiss-Ski-Präsident vieles richtig gemacht. Sie wiederholten aber auch, was Sie seit drei Jahren sagen: Es hat keinen Sinn, dauernd den Sport für politische Statements zu missbrauchen.

Warum mussten die Spiele in Peking stattfinden? Nicht nur, weil China bereit war, sehr viele Milliarden Dollar in die Übung zu investieren und die Wettbewerbe – trotz Covid – tadellos durchzuführen, sondern aus einem sehr einfachen Grund: «Stöckli verkauft in der Schweiz 20 000 Paar Ski. Hier 10 Prozent mehr abzusetzen, ist schwierig. In China wollen sie von 3 auf 300 Millionen Wintersportler kommen. Und auch wenn es nur 3 Millionen mehr sind: Diese brauchen Ski. Dann ist es für die Skihersteller doch völlig logisch, wohin sie wollen.»



Freude herrscht:
Swiss-Ski-Präsident Lehmann.

Sie sagen es. Der Sport geht dorthin, wo die neuen Märkte liegen. Wie viele Millionen Skifahrer haben gesehen, dass die besten Skirennfahrerinnen mit Schweizer Ski gewinnen? Schon in Sotschi gab es im Vorfeld nur Bashing, wurde auf den Autokraten Putin geschossen, der angeblich die Spiele nur für seinen persön-

lichen Ruhm geholt habe. Reportagen zeigten, dass Sotschi eine Wüste bleiben würde. Heute ist es eine brillante Wintersportdestination. Und die Athletinnen haben die Spiele als die besten seit langem gelobt.

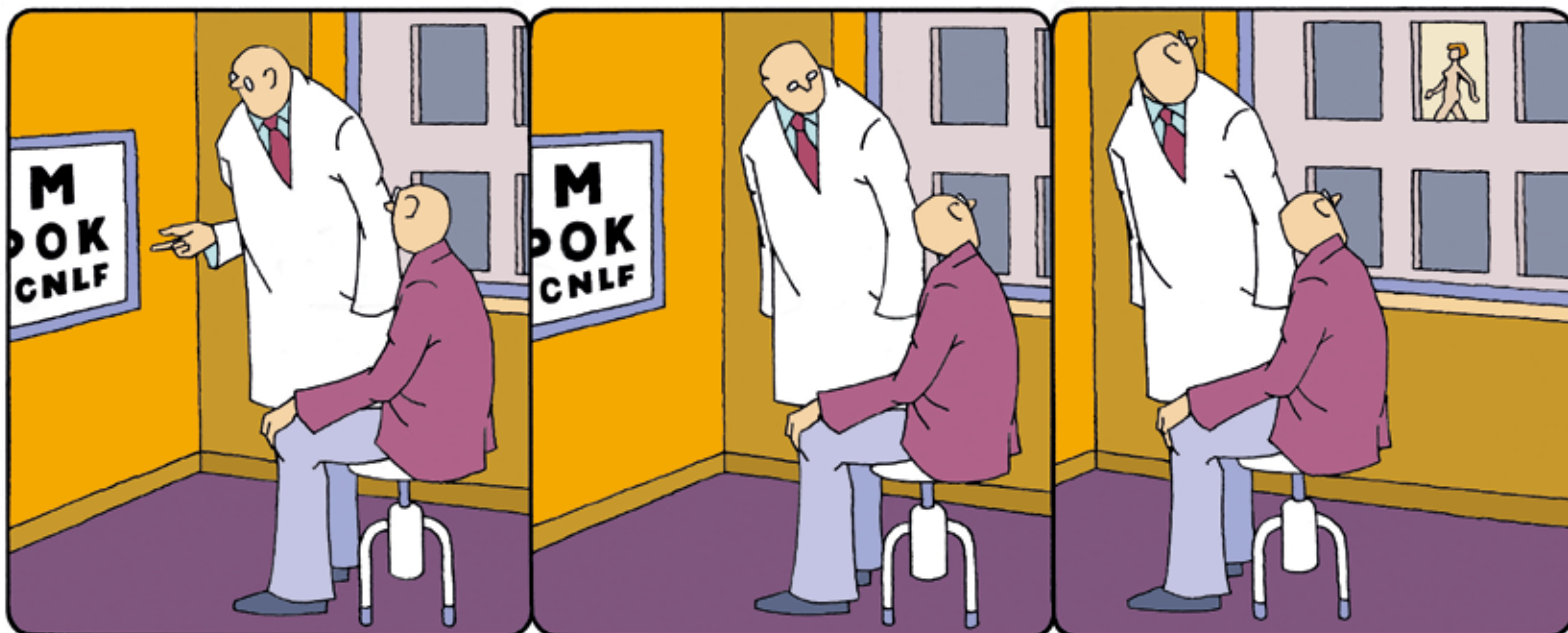
Jetzt hat der Erfolg unserer Boys und Girls in Peking selbst bei den grössten Bedenkenträgern hierzulande ein frohes Lächeln provoziert. Freude herrscht!

Übrigens: Warum übertreffen sich die Hersteller von Schweizer Luxusuhren nicht mit Aufrufen an ihre besten Kunden, doch bitte die Meinungsfreiheit zu garantieren? Weil sich Business mit China niemand entgehen lässt, es ist hochrentabel, ob es nun um Ski oder Uhren oder Schokolade geht.

Wenn die Medallenausbeute und die Kasse stimmen, gibt's nichts zu heucheln.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Peter Hänseler



Moskau ist eine Riesenstadt mit fünfzehn Millionen Einwohnern – eine pulsierende Metropole, die weit weg scheint, die man jedoch von Zürich per Flugzeug in drei Stunden erreichen kann. Eine Ahnung von dieser Stadt haben im Westen leider nur wenige. Viele Menschen sind überrascht, wenn man ihnen sagt, dass man dort – freiwillig und mit grosser Freude – lebt und dass Moskau in mancher Hinsicht eine der schönsten und bemerkenswertesten Städte der Welt ist.

Die Dimensionen sind gewaltig. Moskau ist kreisartig aufgebaut. Im Zentrum liegt der Kreml. Um das innerste Zentrum herum kreist der Boulevardring – ein Hufeisen mit einer Länge von 9 Kilometern. Der zweite Ring ist der Gartenring – eine zwölfspurige Autostrasse von 16 km. Dann kommt der dritte Ring – 35 km. Der MKAD ist der vierte Ring mit einer Länge von 108 km, in etwa Zürich-Bern. Er umschliesst nahezu das Stadtgebiet von Moskau. Der ZKAD schliesslich ist der fünfte Ring. Er ist in der Fertigstellung und wird eine Länge von 340 km haben – so lang wie eine Fahrt von Zürich nach München.

Die zwei Grossflughäfen liegen im Norden (Scheremetjewo) und im Süden der Stadt (Domodedowo). Die Fahrt vom einen zum anderen Flughafen nimmt etwa gleich viel Zeit in Anspruch wie eine Fahrt von Zürich ins Tessin – zirka zwei Stunden. Das sind unvorstellbare Dimensionen für eine Schweizer Seele.

Die Entwicklung von Moskau in den letzten zwanzig Jahren war atemberaubend. Das Graue, die Fabriken, das manchmal Muffige ist verschwunden. Das Zentrum ist wunderschön, sehr grün und randvoll mit Geschichte und Kultur. Moskau

ist unglaublich gepflegt. Die Moskauer Polizei ist freundlich und hilfsbereit.

Wer Kunst liebt, wird sich in Moskau verlieben. Wer Musik liebt, kann sich dieser Sucht täglich hingeben zu Kosten und in einer Qualität, die selbst einem Zürcher die Tränen in die Augen treiben. Die Menschen, die diese Konzerte besuchen, tun dies, weil sie Musikliebhaber sind, und nicht, um zu zeigen, dass man kultiviert ist und dazugehört. Das Ergebnis ist eine einzigartige Atmosphäre in den Konzertsälen, die von Emotion und Begeisterung zeugt.

Die Infrastruktur funktioniert – Punkt. Die Metro transportiert 8,5 Millionen Menschen pro Tag zwischen Stationen, die für sich selber Kunstwerke sind. Wer gerne zu Fuss geht, wird im Zentrum mit einem Augenschmaus belohnt. Prachtige Gebäude und ein Gesamtbild, das von einer beispiellosen Grandezza zeugt. Selbst weltbereiste Architekten sind sprachlos: «ähnlich wie Paris, einfach viel grosszügiger».

Am Wochenende ist das Zentrum voller Familien und Pärchen – man flaniert, geniesst und parliert. Das Internet funktioniert – Störungen à la Swisscom erlebt man nicht. Das Verkehrsproblem wurde durch Disziplinierung gemindert. Falschparkierer werden abgeschleppt. Wer dieses Schicksal erfährt, muss sein Auto am Stadtrand abholen und vor allem – im besten Fall – vier Stunden warten. Das hat System. Name der Organisation: Moscow Parking – eine Humoreinlage der Stadtregierung. Glücklicherweise sind die Zentrumsbewohner ohne Auto.

Gab es vor einem Vierteljahrhundert ein paar wenige und völlig überbeuerte Restaurants in dieser Stadt, sind es heute über 20 000. Für jeden Geschmack, jede Küche und jedes Budget gibt es eine riesige Auswahl.

Shopping. Vom kleinsten Wurstladen bis zum gigantischen Shopping-Center gibt es alles. Von billig bis astronomisch teuer. Für das vollendete Einkaufserlebnis braucht der Moskauer – oder vielmehr die Moskauerin – Mailand, New York oder Hongkong nicht.

Das Wetter in Moskau ist kontinental. Wenn's schneit im Winter, muss aufgrund der Kälte der weggekehrte Schnee abtransportiert werden – dazu sind 40 000 Mann und Tausende Lastwagen und anderes Gerät im Einsatz. Im Sommer ist Sommer.

Das stereotype Bild der Russen ist hart, grimmig, irgendwie bedrohlich. Die Realität ist eine andere. Die russische Seele ist so warm, dass der sibirische Winter keine Chance hat. Obwohl man in Moskau gut mit Englisch überleben kann, öffnet sich die russische Seele mit dem Schlüssel der Sprache. Zugegeben, eine grosse Barriere, da Russisch in jeder Beziehung – Grammatik, Betonung, Schrift – eine Herausforderung darstellt, die man so wenig unterschätzen sollte wie das Land und dessen Bewohner selbst.

Wie begegnen die Russen der Russophobie, die im Westen herrscht? Einerseits mit Desinteresse und andererseits mit einer echten Begeisterung für den Rest der Welt. Ist Moskau Russland? Etwa so wie Sternenberg Zürich ist, mit dem kleinen Unterschied, dass man in Moskau ins Flugzeug steigen kann, nach elf Stunden Flug aussteigt und immer noch in Russland ist. Sind die Russinnen schöner? Ja.

Peter Hänseler ist Anwalt und Unternehmer und lebt seit über 25 Jahren in Moskau.

Naturspektakel entlang des Rheins

Expo-Besuch
Floriade 2022
An Abreisedaten
14.05.–01.10.



MS Edelweiss ☀️☀️☀️☀️+

Basel–Strasbourg–Amsterdam–Basel

8 Tage ab
CHF 590* p.P.



MS Edelweiss****+



2-Bettkabine Mittel- und Oberdeck (ca. 14 m²) mit franz. Balkon



Restaurant Matterhorn mit Panoramafenstern

- 1. Tag Basel** Individuelle Anreise nach Basel. Einschiffung und um 16.00 Uhr heisst es «Leinen los!».
- 2. Tag Strasbourg** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ durch Strasbourg. Entdecken Sie die zahlreichen Facetten der Europastadt. Am Mittag Weiterfahrt.
- 3. Tag Koblenz–Königswinter** Ab Koblenz Ausflug⁽¹⁾ in die Eifel. Besichtigung des Vulkanmuseums Lava-Dome in Mendig. In Königswinter kommen die Ausflugsgäste wieder an Bord.
- 4. Tag Amsterdam** Ausflug⁽¹⁾ zum Keukenhof mit seiner einmaligen Blütenpracht (gilt für die Abreisedaten 26.03. bis 30.04.). An Abreisedaten ohne Keukenhof (12.03., 19.03. und 14.05. bis 27.12.) findet ein Besuch⁽¹⁾ des Reichsmuseums statt. Auf den Reisen vom 14.05. bis 01.10. kann alternativ die Floriade⁽³⁾ besucht werden. Am Abend romantische Grachtenfahrt⁽²⁾ durch das historische Zentrum.
- 5. Tag Duisburg–Düsseldorf** Geniessen Sie die Schifffahrt nach Duisburg. Nach dem Mittagessen Ausflug⁽¹⁾ nach Essen zur Zeche Zollverein. Alternativ Transfer⁽²⁾ nach Düsseldorf für individuelle Besichtigungen. Wiedereinschiffung der Ausflugsgäste in Düsseldorf.
- 6. Tag Koblenz** Rundgang⁽¹⁾ und Besuch der Festung Ehrenbreitstein. Lauschen Sie den Ausführungen eines Einheimischen über die Kulturlandschaft während der Passage des «Romantischen Rheins».
- 7. Tag Baden-Baden** Ab Plittersdorf Busausflug⁽¹⁾ nach Baden-Baden. Die Bäder- und Kunststadt wird Sie während eines Rundgangs begeistern. Busrückfahrt nach Kehl und Wiedereinschiffung der Ausflugsgäste.
- 8. Tag Basel** Ausschiffung und individuelle Heimreise.

Abreisedaten 2022 Es het solangs het Rabatt

12.03. 1100	23.04. 500 ⁽⁷⁾	27.08. 500	10.11. 1000
19.03. 1000	30.04. 500 ⁽⁷⁾	03.09. 500	17.11. 1000
26.03. 800 ⁽⁷⁾	14.05. 500	17.09. 500	20.12. 1000 ⁽⁸⁾
02.04. 700 ⁽⁷⁾	09.07. 600	01.10. 500	27.12. 900
09.04. 600 ⁽⁷⁾	23.07. 700	08.10. 600	
16.04. 500 ⁽⁷⁾	30.07. 600	22.10. 800	

⁽⁷⁾ Mit Keukenhof | ⁽⁸⁾ Kein Zuschlag zur Alleinbenutzung

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt mit Vollpension an Bord
- Thurgau Travel Kreuzfahrtleitung
- Audio-Set bei allen Ausflügen

Nicht inbegriffen: An-/Rückreise zum/vom Schiff, Versicherungen, Ausflüge, Getränke, Passagiergebühren Amsterdam, Trinkgelder (Empfehlung € 5–7 p.P./Tag), Auftragspauschale (entfällt bei Buchung über www.thurgautravel.ch)

Preise pro Person in CHF (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck hinten	1590
2-Bettkabine Hauptdeck	1690
2-Bettkabine Mitteldeck hinten, franz. Balkon	1990
2-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	2090
2-Bettkabine Oberdeck hinten, franz. Balkon	2290
2-Bettkabine Oberdeck, franz. Balkon	2390
Zuschlag Alleinbenutzung Hauptdeck	190
Zuschlag Alleinbenutzung Mitteldeck	0
Zuschlag Alleinbenutzung Oberdeck	790
Ausflugspaket (6 Ausflüge)	280

8 Tage ab
CHF 690 p.P.



Glanzlichter der Donau Passau–Budapest–Bratislava–Passau MS Thurgau Silence****

- ✦ Bratislaver Burg
- ✦ Budapester Wahrzeichen – Parlament und Kettenbrücke
- ✦ UNESCO-Weltkulturerbe Stift Melk
- ✦ Bequeme Busfahrt ab/bis Zürich oder St. Margrethen
- ✦ Flüsterschiff dank TwinCruiser

Reisedaten 2022

29.05.–05.06.	21.08.–28.08.	12.12.–19.12.
05.06.–12.06.	18.09.–25.09.	19.12.–26.12.
26.06.–03.07.	09.10.–16.10.	26.12.–02.01.
17.07.–24.07.	30.10.–06.11.	
14.08.–21.08.	05.12.–12.12.	



Parlament, Budapest



Strasbourg



Baden-Baden

⁽¹⁾ Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | ⁽²⁾ Fak. Ausflug nur an Bord buchbar | ⁽³⁾ Gegen Aufpreis an Bord buchbar | Programmänderungen vorbehalten | *Günstigste Kategorie, Rabatt abgezogen



Informationen oder buchen
www.thurgautravel.ch
Gratis-Nr. 0800 626 550

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden
Tel. 071 552 40 00, info@thurgautravel.ch

Thurgau Travel ✨

Pionier für weltweite Flusskreuzfahrten

Auslaufmodell linker Mann

Die SP verliert Wahl um Wahl. Vor allem die Männer müssen unten durch. Sie haben in der Partei kaum noch Chancen.

Das Bild, das SP-Co-Präsident Cédric Wermuth von sich auf dem Netzwerk Instagram verbreitete, spricht Bände. Es zeigt den linken Feministen in Pose auf einem Podium, mit Stöckelschuhen an den Füßen. Da kommt einem sofort ein Klassiker der feministischen Literatur in den Sinn: «Rückwärts und auf Stöckelschuhen können Frauen so viel wie Männer.» Damit wollten die Autorinnen Cheryl Benard und Edit Schlaffer Ende der 1980er Jahre aufzeigen, dass Frauen in der Arbeitswelt genau so viel leisten können wie Männer – und erst noch unter erschwerten Bedingungen.

Will uns der Aargauer also sagen, dass er nur noch auf Frauen setzt oder dass er selber beruflich halt wie eine Frau tickt?

Der Auftritt passt so oder so zum partei-internen Trend. Denn unter dem Gespann Cédric Wermuth und Mattea Meyer entwickelt sich die SP immer stärker zur exklusiven Frauenpartei. Auf Biegen und Brechen wird dafür die Frauenquote nach oben getrieben, mitunter mit etwas zweifelhaften Methoden. Wie das genau abläuft, dazu hat die *NZZ am Sonntag* am letzten Wochenende, ausgehend von den Zürcher Gemeinde- und Stadtratswahlen, eine aufschlussreiche Geschichte recherchiert.

Demnach streichen insbesondere SP-Wählerinnen konsequent die Männer und kumulieren die Kandidatinnen. Die Bilanz dieser Frauenförderung ist für die Genossen desaströs. Bei den kantonalen Wahlen in den letzten zwei Jahren hat die SP insgesamt 31 Sitze verloren: dreissig Männersitze und einen Frauensitz, darunter ein paar ihrer profiliertesten Köpfe.

Linke Wortführer verdrängt

Bei den eidgenössischen Wahlen 2019 fielen in Zürich die SP-Nationalräte Martin Naef und Thomas Hardegger dem feministischen Streichkonzert zum Opfer. Dafür schaffte Céline Widmer die Wahl in den Nationalrat. Von den sieben Zürcher Nationalräten und Nationalrätinnen sind inzwischen fünf

Frauen. In der Waadt erwischte es Nicolas Rochat Fernandez, der im Mai 2019 dann nachrutschen durfte. In Solothurn wurde Philipp Hadorn von einer Frau verdrängt. Sassen vor den letzten Nationalratswahlen noch drei Männer der SP Bern in der grossen Kammer, war es nach der Ausmarchung nur noch einer

Die meisten Genossinnen finden, dass die Männer keinen Artenschutz bräuchten.

– Matthias Aebischer. Nicht mehr gewählt wurden der bekannte SP-Politiker Corrado Pardini, ein linker Wortführer bei AHV und Arbeitsrecht, sowie der Gewerkschafter Adrian Wüthrich. Gewählt wurden nebst Aebischer Tamara Funicello, Flavia Wasserfallen und Nadine Masshardt.

Die *Berner Zeitung* zeigte sich damals besorgt über den «Niedergang der linken Männer». Und der übriggebliebene SP-Vertreter Aebischer warf gegenüber der Zeitung die Frage

auf, ob man gar künftig mit gemischten statt mit getrennten Listen antreten solle. Über zwei Jahre später sagt der Co-Präsident der SP Bern, Ueli Egger, dazu: «Ich glaube nicht, dass getrennte Listen etwas bringen.» Bei den Stadtberner Wahlen sei man mit einer gemischten Liste angetreten, trotzdem schwan-gen die Frauen obenaus. Man müsse halt gute Politik machen, damit die Frauen einen wählen.

Wie sehen es die SP-Frauen? Die meisten Vertreterinnen finden, dass die Männer keinen Artenschutz bräuchten; so drückte sich zum Beispiel Tamara Funicello nach der Abwahl Pardinis aus. Die Co-Präsidentin der SP des Kantons Zürich, Priska Seiler Graf, stellt aber in Abrede, dass es unter den linken Frauen so etwas wie eine Parole gebe, bei Wahlen Männer sukzessive zu streichen.

Parteispitze hat den Kompass verloren

Es würde wohl auch niemanden stören, wenn mit dieser Art der Frauenförderung die SP bei Wahlen zulegen würde. Doch genau das ist nicht der Fall. Die Abwahl von Männern zugunsten von Frauen, diese Politik des konsequenten Streichens auf den Listen, ging und geht meistens auf Kosten von Sitzen. Das haben die letzten National-, Kantons- und Gemeinderatswahlen gezeigt. Dieser Trend wird sich wohl auch bei den Berner Kantonalwahlen im März fortsetzen.

Eigentlich müsste die Parteispitze längst alarmiert sein. Ist sie aber nicht. Die Parteileitung habe völlig den Kompass verloren, sagen gestandene SP-Grössen, und verweisen in diesem Zusammenhang auf den virtuellen Parteitag vom vergangenen Februar. Dort lancierten die Genossen eine Initiative für mehr Krippenplätze. «Wenn Krippenplätze inzwischen die grösste Sorge und das wichtigste Geschäft der SP sind», sagt ein deswegen genervter SP-Vertreter, «na dann, gute Nacht.» Es ist aber vielleicht auch ein deutlicher Hinweis darauf, dass sich die Frauen in der SP mit ihren Anliegen stärker durchsetzen als früher.



Zweifelhafte Methoden: Wermuth.



VIP-Musikreise: «Bei den Wiener Philharmonikern in Hamburg» Klangzauber der Elbphilharmonie

Weltoffen, kreativ und kulturell tonangebend – das ist Hamburg. Zu den Hauptattraktionen der lebendigen Hafenmetropole zählt die Elbphilharmonie mit ihrer spektakulären Architektur und der aussergewöhnlichen Akustik. All das ist auf dieser Kurzreise mit Augen und Ohren zu geniessen.

Willkommen in einer der faszinierendsten Städte Europas. Als Erstes steht eine Stadtrundfahrt auf dem Programm. Aussenalster, Michel, Rathaus, Reeperbahn und Hafen mit Speicherstadt sind einige Stationen. Abends wird in aussergewöhnlicher Kulisse gespeist: Das authentische Restaurant «Schifferbörse», schon oft als Filmkulisse genutzt, verwöhnt seine Gäste mit Köstlichkeiten aus dem Meer. Wir wohnen in einem 4S-Sterne-Hotel an zentraler Lage.

Die Hafen-City besuchen wir am 2. Tag. Hier prallen das alte und das neue Hamburg auf spannende Weise aufeinander. Dem Mittags-Lunch in einem Traditionsrestaurant folgt ein Rundgang durch die historische Speicherstadt. Am Abend kommen wir in den Genuss eines Konzerts im Grossen Saal der Elbphilharmonie: Die Wiener Philharmoniker unter der Leitung von Andris Nelsons spielen die Sinfonie Nr. 9 Es-Dur op. 70 von Dmitri Schostakowitsch und die Sinfonie Nr. 6 D-Dur op. 60 von Antonín Dvořák. Ein unvergessliches Erlebnis!

Was wäre Hamburg ohne Hafenrundfahrt? Dieser können wir uns fakultativ am Vormittag des 3. Reisetages anschliessen und dabei den Duft der grossen, weiten Welt erschnuppern. Nach dem Mittagessen besichtigen wir die traditionelle Kaffeerösterei Burg mit Kaffeeverkostung als Krönung dieses Ausfluges. Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter:

www.weltwoche.ch/platin-club



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezialreise
«Musikreise nach Hamburg»

Reisetermine:
5. bis 7. Juni 2022

Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Hamburg–Zürich
- Gebühren und Hoteltransfer
- 2 Übernachtungen mit Frühstück im 4S-Sterne-Marriott-Hotel «Renaissance Hamburg»
- Abendessen in der «Schifferbörse»
- Mittagsimbiss
- Ausflug «Herrliche Hansestadt» mit Rundfahrt
- Ausflug «Moderne Bauten und die historische Speicherstadt in der Hafen-City»
- Beste Konzertkarte (Kat. 1) für das Konzert
- Reiseleitung, Unterlagen und Insolvenzversicherung

Preise:

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 1495.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 1795.–
DZ zur Alleinbenutzung: Fr. 180.–
Ausflug «Hafen und Kaffeerösterei Burg», inkl. Mittagessen: Fr. 90.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott

Wladimir Putin hat die tiefste Lehre der russischen Geschichte verinnerlicht:
Kein Kremlchef kann ein in Gegnerschaft vereintes Europa vor seiner Schwelle akzeptieren.

Thomas Fasbender

Fassungslos schaut die westliche Welt auf die politisch-militärischen Kapriolen des russischen Präsidenten. Seine Anerkennung der eigenartigen «Volksrepubliken» im äussersten östlichen Winkel der Ukraine, seine öffentliche Generalabrechnung mit der ukrainischen Geschichte, seine Philippika gegen den Westen, der nur ein Russland nach seinem Bilde akzeptiert – alles verrät einen für den Russlandfremden nicht nachvollziehbaren Groll.

Es ist ein Groll aus Jahren der gefühlten Hintansetzung, und er entlädt sich nicht ohne Grund beim Thema Ukraine. In dem einst Schütterzone oder auch Zwischen-europa genannten Staatengürtel zwischen Russland und dem Westen prallen wie vor 200 Jahren die Interessen aufeinander. Mit dem Unterschied, dass im Westen nicht Habsburg und Preussen, Frankreich und Grossbritannien den Ton angeben, sondern ihre geopolitischen Erben, die USA.

Dauerhaft festgezurr

Putins Dilemma: Die in drei Staaten – Russland, der Ukraine und Belarus – auseinandergebrochene ostslawische Welt ist zum Spielball dieser Geopolitik geworden. Wobei für das Auseinanderbrechen kein Erzgegner verantwortlich ist, sondern die eigenen Landsleute. Es waren sowjetische Politiker, angefangen mit dem Revolutionsführer Lenin, die nach 1917, dem Wunsch der Mehrheiten entsprechend, nationale Sowjetrepubliken schufen. Zum Problem wurden die erst dann, als es keine Sowjetunion mehr gab.

Zunächst, ab 1992 souverän und ungebunden, lavieren die Ukraine und Belarus mit Herzenslust zwischen Russland und dem europäischen Westen, nicht anders als die Länder Zwischeneuropas in Jahrhunderten zuvor. Derweil schieben EU und Nato ihre Grenzen gen Osten. Schritt für Schritt greift das westliche Ordnungsprinzip Raum, die



Viel zu lange zugesehen: Präsident Putin.

liberale Demokratie, gefolgt von Subsidien in Milliardenhöhe, Bildungs- und Aufstiegschancen für eine neue, europäisierte Klasse und der kleinen Bedingung, den europäischen Werten so viel Souveränität zu opfern, wie es der EU-Obrigkeit als sittsam gilt.

Auch die Nato, der militärische Arm des liberalen Ordnungsprinzips, bietet in ihrem Schlepptau Geld, Chancen und Bedingungen. Ein Land nach dem anderen begibt sich unter den Schirm, zuletzt einige balkanische Kleinstaaten. Da löcken die selbstbewussten und wirtschaftlich erfolgreichen Polen, Ungarn und andere schon längst wider den liberalen Stachel.

Zehn Jahre nach der Nato-Erweiterung im Osten, im Februar 2014, hat es dann mit dem Lavieren der Ukraine ein Ende. Dafür sorgen resolute US-Diplomatinnen und Diplomaten im Verein mit westukrainischen Nationalisten und dem proeuropäischen Kiewer Maidan. Das Land wird dauerhaft festgezurr, verliert im Verlauf eine bedeutende Halbinsel und soll seither die Weissagung eines ehemaligen US-Sicherheitsberaters bestätigen, der zufolge, leicht paraphrasiert, Russland ohne sie nur eine Regionalmacht ist.

Irgendwann weist die in Nato-Blau getünchte europäische Landkarte kaum mehr

weisse Flecken auf. Eigentlich nur noch die Ukraine und Belarus. Und die Ukraine ist gross; von der slowakischen Grenze bis Luhansk sind es fast 1300 Kilometer. Tüncht man sie ebenfalls blau ... aus Moskauer Perspektive ein Albtraum. Zweimal in der Geschichte war das gesamte Europa westlich der russischen Grenze ähnlich uniform eingefärbt. 1812 im bleu-blanc-rouge der Revolution, 1941 im Braun der Faschisten.

War die Invasion der Achsenmächte ein Vernichtungsfeldzug, wie er sich, Gott behüte, niemals wiederholen möge, so repräsentierte die Grande Armée des französischen Kaisers durchaus ebenfalls ein fortschrittliches Ordnungsprinzip. Die Idee

le Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, der Sturz der Despoten und der Code civil standen den europäischen Werten der Gegenwart an Modernität nicht nach. Im Übrigen erachteten die aufgeklärten Zeitgenossen Napoleons das ferne Russland als ebenso rückständig wie die aufgeklärten Zeitgenossen Barack Obamas.

Allein, der russische Bär, so gern er auch kopiert und ausprobiert, auch das Gras des Nachbarn gern für grüner hält, er verabscheut alles Fremde, wenn es ihm unpassend scheint. Auch fremde Ideen.

Herrschervorbild Alexander III.

Man muss den Russen der Gegenwart vorwerfen, dass sie viel zu lange zugesehen haben, während die Ukraine und die Nato, oder die Ukraine und die USA, ihre militärische Integration vorantrieben. Die Zurückweisung des Membership Action Plan für die Ukraine in Bukarest 2008 war ja nur ein vorübergehender Rückschritt auf einem steten Weg nach vorn. Bei jeder Gelegenheit streicht der im Oktober scheidende Nato-Generalsekretär Jens Stoltenberg das enge Verhältnis zu den Fast-Beitrittskandidaten in Kiew heraus.

Es bedarf erst des vierzigjährigen Krieges in der abtrünnigen aserbajdschanischen Pro-

vinz Bergkarabach im Herbst 2020 und, wenige Monate später, der Lieferung von zwölf der im Kaukasus so erfolgreichen türkischen Drohnen Bayraktar TB2 an die Ukraine, damit der Bär sich zu regen beginnt. Den aserbaidischen Sieg hat das Nato-Mitglied Türkei ermöglicht und erwirkt. Welches Nato-Mitglied springt den Ukrainern im Kampf gegen die rebellischen Ostukrainer bei? Oder bei der Rückeroberung der annektierten Krim?

Für den russischen Bären macht in beiden Fällen kein Land der Welt den Finger krumm. Für Russland gilt: Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott. Nicht umsonst heisst es, Putin habe in Zar Alexander III. ein kongeniales Herrschervorbild, autoritär nach innen und wehrhaft nach aussen. Russland habe nur zwei Verbündete, hat der von 1881 bis 1894 regierende Autokrat behauptet: seine Armee und seine Flotte.

Geltungsfiktion einer Weltordnung

Einer ersten Drohgebärde, dem Truppenaufmarsch an der ukrainischen Grenze in Winter und Frühjahr 2021, folgt das Treffen zwischen Wladimir Putin und Joe Biden im Juni in Genf. Die Lage entspannt sich, doch nicht dauerhaft. Ab Herbst werden neue Truppenkonzentrationen gemeldet. Die Eskalations-

spirale beginnt; am 21. Februar 2022 findet sie mit der völkerrechtlichen Anerkennung der selbsternannten Donbass-Republiken einen vorläufigen Höhepunkt. Das russische Begehren nach einem Beitrittsverzicht der Ukraine quittiert die Nato mit kalter Schulter. Sie steht zu ihrer Politik der offenen Tür, prinzipiell und unverrückbar. Wenn es etwas zu verhandeln gibt, dann allenfalls Massnahmen der Rüstungskontrolle und Transparenz.

Natürlich begreift der Westen, was auf dem Spiel steht: die Geltungsfiktion einer Weltordnung, die von der Gründung der Vereinten Nationen 1945 über die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte 1948 bis zur Charta von Paris 1990 und darüber hinaus in der europäischen Denktradition wurzelt. Die Chinesen, wenn sie in irgendeiner Zukunft wirklich die Weltinsel beherrschen sollten, werden sie ohne viel Federlesens durch etwas Neues ersetzen, oder durch etwas sehr Altes.

Doch solcherart ist Putins Absicht nicht. Was Russland seit Jahren beklagt, ist, dass der Westen, namentlich die USA, das Normengebäude der Weltordnung zur Projektion der eigenen Macht missbraucht. Die Ukraine ist 2022 noch genauso gespalten wie ein Jahrzehnt zuvor. Wenn der Westen sie mit sehr viel Geld und

politischer Liebesmüh in sein Lager zwingt, geschieht das nicht, um dem Land und seiner Bevölkerung gerecht zu werden oder Gutes zu tun. Es geschieht um der Rivalität willen, um Duftmarken zu setzen, Reviergrenzen zu installieren.

Verletzter Stolz

Russland hat überhaupt keine Wahl, als sich dem zu widersetzen. Ob Demokrat oder Autokrat, kein Kremlchef wird ein in Gegnerschaft vereintes Europa vor seiner Schwelle akzeptieren. 1812 oder 1941 darf sich nicht wiederholen, weder im Potentialis noch im Aktualis. Der Westen, auf der anderen Seite, ist auf dem besten Weg, die ohnehin erodierende Weltordnung dem verletzten Stolz seiner zuletzt in Afghanistan erniedrigten Supermacht zu opfern.

Der Kampf um die Ukraine, dieser vergebliche Versuch, Zwischeneuropa einseitig zu befrieden, ist so inhaltsleer wie das Reissen am Neugeborenen im «Kaukasischen Kreidekreis». Das alte Europa, zu dem Russland immer noch gehört, und das neue Europa jenseits des Atlantiks stehen kurz davor, sich um eines Nichts willen zu zerreißen. China steht am Spielfeldrand und hat Zeit.

FEINDBILDER

Kleine Psychologie der Putin-Kritik

Am 28. Oktober 1908 erschien in der konservativen britischen Tageszeitung *Daily Telegraph* ein Interview mit dem deutschen Kaiser Wilhelm II. Der Hohenzollern-Monarch äusserte unter anderem seinen «innigsten Wunsch», «mit England in einem guten Verhältnis zu leben». Das war ein Fehler. Die englandfreundlichen Worte entfachten zu Hause einen Entrüstungssturm. Im kriegsgurgelnden Klima Berlins waren probritische Sympathien verboten.

Wilhelm II. ist seit langem tot, aber der Berliner Meinungsbezug verhärtet sich wieder. Für die Engländer darf man heute zwar sein, nicht aber für die Russen und schon gar nicht für den russischen Präsidenten Putin. Die militante Hysterie der Medien verblüfft. Putin scheint die deutschen Publizisten weit über das nachvollziehbare Mass hinaus zu provozieren. Dem Kreml-Herrscher schlägt nicht Kritik entgegen, sondern blanker Hass. Als hätte er soeben Deutschland bombardiert, dröhnen die Schlagzeilen: «Putin ist jetzt unser Feind».

Ist er das? Für die Mehrheit der Deutschen ist Putin kein Feind, wohl aber für den medialen Betrieb der Journalisten und

Intellektuellen. Sie hassen den russischen Präsidenten von Herzen, weil er für all das steht, was sie ablehnen, verteufeln und was deshalb nicht sein darf: Tradition, Familie, Patriotismus, Krieg, Religion, Männlichkeit, Militär, Machtpolitik und nationale Interessen. Putins Verbrechen besteht aus ihrer Sicht darin, dass er die grösste Schwäche des Westens aufgedeckt hat: politische Korrektheit.

Machtpokerer Putin ist das Gegenteil, eine wandelnde Kriegserklärung an den Zeitgeist, an die «Woke»- und «Cancel-Culture», der unsere Intellektuellen und viele unserer Politiker so inbrünstig huldigen. Instinktiv spüren sie, dass vom Polit-Macho aus dem Osten eine Gefahr, eine Bedrohung für ihr Weltbild ausgeht, die Verneinung all dessen, was sie für die Wahrheit halten. Nur so erklärt sich die panische Feindseligkeit, mit der sie ihn bekämpfen.

Allerdings: Feindbilder liefern auch Selbsterkenntnis. Putin entlarvt den hohlen Moralismus seiner Gegner. Und die Dekadenz des Westens. Während sich unsere Politiker damit befassen, ob Minderjährige ohne Einwilligung der Eltern bei der Ein-



Gefährliche Sympathien: Kaiser Wilhelm II.

wohnerkontrolle für siebzig Franken ihr Geschlecht abändern dürfen, fährt Putin mit seinen Panzerdivisionen auf. Botschaft: Es gibt da draussen doch noch so etwas wie eine harte Wirklichkeit der Tatsachen, nicht nur das eingebildete Metaversum der «Diskurse» und «Narrative», mit denen man sich die Welt so zurechtlegt, wie man sie gerne hätte.

Vielleicht, hoffentlich ist Putin der Schock, den der Westen braucht, um wieder zur Vernunft zu kommen. *Roger Köppel*

Suche nach Welt

Von all den Kontinenten scheint mir das Ich immer noch der unerreichbarste



So unendlich gross war die Welt damals.

Ich weiss nicht, ob es eine Antwort gibt auf die Frage, wann im Leben eines Menschen die Vorstellung der Welt die grössten Ausmasse besitzt. Auf den ersten Blick scheint es so, dass, je älter wir werden, desto mehr Welt sich in uns auftut, aber irgendwann liegt mehr Welt hinter als noch vor uns, das ist der Zeitpunkt, wenn das Altern beginnt.

Ich war immer auf der Suche nach Welten, nach Landschaften, Orten, nach Topoi, nach Menschen, Gemütszuständen, Seelennahrung, nach der Welt in mir. Zuerst suchte ich nach äusseren, die meine innere gestalten sollten, jetzt, mit zunehmendem Alter, wie man so sagt, sind es die inneren, die in den äusseren eine Erde suchen.

Es ist kein schmerzlicher Prozess, das nicht, aber doch einer, der eine Portion Melancholie freisetzt. Sie liegt darin, dass ich mir nie alle Welten einverleiben konnte, von denen ich einst geträumt hatte und die ich im Irgendwo zu finden hoffte. In der Wüste, im Eis, in Betonschluchten, auf Inseln, im Dschungel, in Menschen. Und jetzt, da die inneren Welten die äusseren formen, wird mir klar, dass der Zugang zu inneren Landschaften manchmal noch ferner liegt als die Aldabra-Inseln im Indischen Ozean, diesem atemberaubendsten aller Ozeane, der im Grunde ein einziger Hafen für all die Sehnsüchte dieser Welt ist.

Vermutlich war die Welt nie grösser als damals, als ich sieben oder vielleicht acht Jahre alt war. Ich habe sie in Erinnerung als eine

ohne Horizonte, ohne Grenzen, grösser als der Sternenhimmel nachts. Wir wohnten damals unweit eines Waldes, und gegenüber wohnte mein bester Freund, Oskar, der ebenfalls Abenteuerer werden wollte, und wann immer es ging, und das war oft, stiegen wir auf unsere Fahrräder, fuhren zuerst in die Migros und kauften Klöpfer und Kaugummi, und dann pedalteten wir in den Wald.

Wir versteckten unsere Räder, folgten einem Pfad, der in das Herz des Waldes führte, das nur für uns schlug. Tief im Dickicht hatten wir eine Hütte gebaut aus Ästen und Blättern, hatten ein Feuerloch gegraben, einen alten Baumstrunk hingeschleppt, auf dem wir sitzen konnten. Ein paar Meter darunter floss ein Bach, den wir manchmal stauten, in dem wir Fische suchten, die es nicht gab. Dafür gab es in den kleinen Tümpeln Kaulquappen, denen wir beim Wachsen zuschauten.

Wir hatten mit unseren Sackmessern in Baumstämme unsere Geheimzeichen eingeritzt, wir suchten nach einem Schatz, von dem wir überzeugt waren, dass er da sein musste, irgendwo, unter Felsen, unter Wurzeln, und fertigten Schatzkarten an. Immer wenn wir etwas fanden, eine rostige Gabel vielleicht, einen Stein, der aussah, als ob er ein Diamant sein könnte, brachten wir es in die Hütte, fragten uns, wie reich wir jetzt werden könnten, und versteckten die Kostbarkeit dann in unserem Geheimversteck.

Wenn wir nichts fanden, waren wir kurz traurig, liefen zu unserer Waldrebe, schnitten mit den Messern kleine Äste ab, zündeten die Spitzen am Feuer an, und dann rauchten wir sie, die Niele, und zeichneten auf unseren Karten die Orte ein, an denen wir nichts gefunden hatten, und überlegten, wo wir, wenn wir Räuber wären, einen Schatz verstecken würden.

Und wir malten uns aus, wo auf der Welt wir überall auf Schatzsuche gehen würden, wenn wir gross wären, nahmen den Atlas, den wir in eine Plastiktüte gepackt hatten und der im Geheimversteck lag, und jedes Mal entdeckten wir ein Land, von dem wir zuvor noch nie gehört hatten, und dann besprachen wir, wie wir dorthin kommen würden, welche Meere wir überqueren müssten, welche Gebirge, welche Wüsten, welche Dschungel.

So unendlich gross war die Welt damals, und ich wusste noch nicht, dass sie ihre maximale Ausdehnung erreicht hatte, dass sie nie mehr grösser werden würde, auch nicht in der fernsten Ferne. Womöglich, so beschleicht mich jetzt der Verdacht, hatte all meine Schatzsucherei und Weltensammlerei dort ihren Anfang, und ich bin dankbar dafür. Und wie so viele von uns fand ich einige Schätze, fand Landschaften, Orte und Menschen und gelegentlich auch mich selbst, und manchmal fand ich nichts. Und von all den Kontinenten auf der Welt scheint mir das Ich immer noch der unerreichbarste.

PERSONENKONTROLLE

Bäumle, von der Leyen, Leuthard, Sommaruga, Schawinski, Ocasio-Cortez, Lauterbach, Rendi-Wagner, Amherd, Cassis, Noser, Macron



«Star Wars»? Ursula von der Leyen.

Martin Bäumle, Ehemann, vertraute dem *Blick* an, er sei wegen des Konflikts in der Ostukraine nervöser als seine aus der Ukraine stammende Gattin. Dieses Bekenntnis überrascht nicht. Der Gründer und langjährige Präsident der Grünliberalen ist auch im sonst langweiligen Bundesbern immer noch eine Art wandelnder Unruheherd. (hmo)

Ursula von der Leyen, Coiffeur-Model, hat einen neuen Verehrer. Beim Anblick der EU-Chefin auf der Münchner Sicherheitskonferenz entfuhr es einem US-Journalisten: «Wow, ist die cool. Wie aus einem Science-Fiction-Film.» «Alien»? «Star Wars»? (ky)

Doris Leuthard, Zielscheibe, wehrt sich. Die Alt-Bundesrätin (Mitte) ist wegen der nicht funktionierenden Energieperspektiven 2050+ in der Kritik. Bisher hat sie sämtliche Interviewanfragen in diesem Zusammenhang abgelehnt. Und das, obwohl Bundesrätin **Simonetta Sommaruga** (SP) mehr oder weniger unverhohlen ihrer Vorgängerin die Schuld für all die Probleme in die Schuhe schiebt. Doch nun geht die Aargauerin in die Offensive. Sie stellt sich in der neuen Talk-Sendung von **Roger Schawinski** auf Blue Zoom auch den brennendsten Fragen zur Energiepolitik. Wir sind gespannt auf ihre Reaktion. (hmo)

Alexandria Ocasio-Cortez, Um-die-Ecke-Denkerin, erkennt Realitäten an – auf ihre Weise. Die US-Abgeordnete der Demokraten, die jahrelang der Polizei Mittel kürzen wollte, räumt nun einen Anstieg der Kriminalität ein – mit einer fantasievollen Begründung. Weil kein Kindergeld mehr gezahlt werde, würden die Eltern Babynahrung stehlen. (ky)



Flau Antworten: Ruedi Noser.

Karl Lauterbach, Cassandra, hat wenigstens ein neues Groupie gefunden. **Pamela Rendi-Wagner**, Chefin der österreichischen Sozialisten, stimmte beim Berlin-Besuch in apokalyptische Corona-Visionen des Gesundheitsministers ein. Die studierte Medizinerin sagte für den Sommer eine neue Mutation voraus: «Nach der Pandemie ist vor der Pandemie.» (ky)

Viola Amherd, Stubenhockerin, erteilte der Sicherheitskonferenz in München eine Absage. Sie hatte sich in der Nähe einer Corona-infizierten Person aufgehalten. Ob sie damit Bundesratskollege **Ignazio Cassis** (FDP) meinte, der positiv auf Corona getestet worden war und deshalb seine Teilnahme in München ebenfalls absagen musste, ist unbekannt. Aber zwei Bundesräte, die wegen Corona an einem wichtigen internationalen Meeting fehlen müssen – das ist kabarettwürdig. (hmo)

Ruedi Noser, Verschlauffer, sitzt als Wirtschaftsvertreter (FDP, ZH) im Ständerat und betont das auch immer wieder bei Auftritten. Aber wenn es drauf ankommt, fragt man sich, wo er ist. Die Credit Suisse steht unter Vollbeschluss, und er ist Verwaltungsrat der Schweizer Credit Suisse Asset Management. Nun gibt er ein Radio-Interview mit flauen Antworten zu Gesetzesfragen. Kein energisches Wort für seine Bank, keine Gegenwehr. Er sagt nicht einmal, dass er dabei ist. (gy)

Brigitte Macron, Première Dame, muss sich bizarrer Vorwürfe erwehren. In sozialen Medien wird der Ehefrau des französischen Präsidenten unterstellt, dass sie eigentlich ein Mann sei und Jean-Michel heisse. Wie dem auch sei: Ihre Chanel-Kostüme trägt sie mit Stil und Grazie. (ky)

Held des Zeitgeists: Benito Mussolini

Ausgerechnet die Waadtländer Linken wollen einem gewissen Benito Mussolini den Ehrendokortitel der Universität Lausanne aberkennen. Dabei sass Mussolini im dortigen Hörsaal, als er Marxist und Mitglied der Sozialistischen Partei Italiens war. Der revolutionäre Gewerkschafter besuchte 1904 die Vorlesung des Lausanner Soziologieprofessors – war also auf der Höhe des Zeitgeistes. Ebenso im modernen Trend wähten sich die Lausanner Professoren der Sozial- und Politikwissenschaften, als sie Mussolini 1937 den Ehrendoktor verliehen. Die Begründung lautete, der Duce habe Enormes für die «soziale Erneuerung» Italiens geleistet.

Hat die Universität Lausanne, deren Rektor sich jetzt wortreich entschuldigt, mittlerweile etwas über die Problematik des Zeitgeistes gelernt? Mitnichten. 2021 setzte sie ein feministisches Zeichen, indem sie ausschliesslich Frauen als Ehrendoktorinnen auszeichnete. Mehr Diskriminierung geht nicht. Haben unsere



Liebling der Linken: Mussolini.

Professoren aus Mussolinis Geldspende gelernt, dass Geld nicht über allem stehen darf? Mitnichten. Sie schreien nach EU-Fördermitteln wie Ertrinkende nach dem Rettungsring.

Übrigens blieb Benito Mussolini auch als Faschist ein Liebling der Linken. Noch 1943, als er längst schon mit Adolf Hitler paktierte und Krieg an der Seite der Nazis führte, würdigte die *Tagwacht* als offizielles Organ der SP Schweiz die «grosse Begabung Mussolinis, die ihn in weiten Bezirken auf stolze Höhen führte [...]». Wie auch das letzte Ende sei, ihm gebührt ein Platz in der Weltgeschichte, und das letzte Urteil wird ihm persönliche Sauberkeit, Tatkraft und eminente Fähigkeiten zubilligen. Ein politisches Genie von grosser dynamischer Kraft.»

Christoph Mörgeli

MÖRGELI

Noch eine ist dann mal weg

Letzte Woche stand an dieser Stelle: «Sie ist dann mal weg». Gemeint war SP-Nationalrätin Jacqueline Badran, die sich unter Absingen wüster Lieder gegen die bürgerlichen Gegner ins Burnout verabschiedete. Als hätte sie die *Weltwoche*-Kolumne abgeschrieben, titelt jetzt auch Jolanda Spiess-Hegglin: «Ich bin dann mal kurz weg.» Sie befindet sich gerade in einer Lawine. Die meisterhafte Erzählerin ihrer ganz persönlichen Geschichtenversion kommt zum Schluss: «Ich muss eine Pause einlegen.»

Wer sich mit Jolanda Spiess-Hegglin befasst, tut gut daran, die ganz grossen Gummistiefel anzuziehen. Tatsache ist, dass nach jahrelanger Dominanz ihrer Erzählweise die Geschosse in letzter Zeit immer näher bei ihr eingeschlagen haben. Der Bund hat ihrem Verein Netzcourage gegen Gewalt im Internet die zuvor bewilligten 192 000 Franken entzogen. Auch die Stadt Basel drehte letztes Jahr den Geldhahn für jährlich 20 000 Franken zu. Darum vergisst Spiess-Hegglin nicht, bei ihrer vorläufigen Verabschiedung ein Konto anzugeben. Gutherzige Zeitgenossen dürfen dort Geld einzahlen.

Auch ihre wichtigsten Bodyguards hängen in den Seilen. Spiess-Hegglin-Bewunderer Nummer eins, Pascal Hollenstein, ist als publizistischer Leiter von CH Media entlassen worden. Spiess-Hegglin-Bewunderer Nummer zwei, Hansi Voigt, ist mit dem von ihm so heiss ersehnten Medienförderungsgesetz an der Urne kackend gescheitert. Wegen Differenzen mit Spiess-Hegglin flüchtete auch das Co-Präsidium ihres Vereins, die Nationalrätinnen Tamara Funicicello (SP) und Greta Gysin (Grüne), aus dem ungemütlichen Amt.

Diesen Monat hat nun obendrein das Bundesgericht entschieden, auf die Beschwerde von Jolanda Spiess-Hegglin gegen ein Buch der Tamedia-Journalistin Michèle Binswanger nicht einzutreten. Weil sie nicht geltend machte, wo ihr ein «nicht wieder gutzumachender Nachteil» entstehe. Nach den verheerenden Sturmteufeln «Nadia» und «Eunice» macht jetzt Sturmteufel «Jolanda» mal Pause. Die besten Frauenkenner sind offenbar die Meteorologen: Sie geben den Wirbelstürmen Frauennamen.

Christoph Mörgeli

Deutschland im Krieg

Erleben wir zum Schluss der Pandemie die Wiedergeburt der alten Achse Berlin–Wien–Rom?

Henryk M. Broder

Tritt man einen Schritt zurück und betrachtet das Corona-Geschehen, wird einem schnell klar, dass wir auch zwei Jahre nach dem Ausbruch der Pandemie auf der Stelle treten. Laut einer aktuellen Statistik vom 18. Februar wurden 76,1 Prozent der Bevölkerung mindestens einmal geimpft; 75 Prozent zweimal, und 56,1 Prozent haben sich auch boostern lassen, also die sogenannte Auffrischungsimpfung erhalten.

Entgegen allen Vorhersagen, die am Anfang der Pandemie gemacht wurden, bedeutet «vollständig geimpft» nicht unbedingt, dass der oder die zweifach Geimpfte nun «vollständig» geschützt wäre; auch der dritte Piks bietet keinen umfassenden Schutz vor der Aufnahme oder Weitergabe des Covid-Virus, er soll nur für einen «weniger schweren» Verlauf der Erkrankung sorgen, eine Behauptung, die sich empirisch nur belegen lässt, wenn man ihr die Zahl der belegten Intensivbetten zugrunde legt.

Trotz der hohen Impfquote ist Deutschland von der erhofften Herdenimmunität so weit entfernt wie eine Erika-Reiseschreibmaschine von einem Apple-Laptop. Und das trotz der vielen «niederschweligen Impfangebote» wie Bratwurst nach der Spritze oder mitten in der Fussgängerzone.

Furcht statt Freude

Was sich dagegen gut entwickelt hat, ist eine Art von Herdentrieb. Jeder zweite Bundesbürger sagt, er werde auch nach dem Ende der Pandemie weiter Maske tragen, um vor Krankheiten geschützt zu sein. Viele sehen dem Corona-Ablaufdatum am 20. März mit mehr Furcht als Freude entgegen. Um ihnen den Übergang zu erleichtern, hat die Konferenz der Ministerpräsidenten im Einklang mit dem Kanzler angekündigt, es werde auch nach dem 20. März «niedrigschwellige Basisschutzmassnahmen» geben, was immer das konkret bedeuten mag.

Deutschland geht also einen Sonderweg. Aber eben nicht nur Deutschland. Österreich hat die allgemeine Impfpflicht eingeführt, Italien eine für das Personal der Krankenhäuser und Alten-

heime, Lehrer, Polizisten und alle Bürger über fünfzig. Ist das die Wiedergeburt der alten Achse Berlin–Wien–Rom? Oder hat es damit zu tun, dass in den drei Ländern grün-linke Politiker in den zuständigen Ministerien das Sagen haben?

«Patriotischer Akt»

Corona hat auch eine historische Dimension. Deutschland befindet sich wieder im Krieg. Und diesen Krieg will es gewinnen. Eine Niederlage wie in Stalingrad kann es sich nicht leisten. Es findet eine Generalmobilmachung statt, Politik, Medien, Arbeitgeber und Arbeitnehmer – alle ziehen an einem Strang. Und sind sich einig: Die Freiheit des Einzelnen hört da auf, wo die Sicherheit aller auf dem Spiel steht.

Die Zivilgesellschaft verwandelt sich in eine Volksgemeinschaft. «Impfen ist ein patriotischer Akt», postulierte der Gesundheitsminister Anfang August 2021. Wer sich nicht impfen lässt, ist kein Patriot. Und demnächst ein Verräter.

Liebe ist...



... das Wertvollste, was du hast.

Gaskraftwerke ohne Gas, Gas in der Birne

Das Winterloch der Schweiz beträgt 25 Milliarden Kilowattstunden Strom.



Seit der Wahl von Moritz Leuenberger in den Bundesrat – das war 1995 – gab es keine halbwegs faktenorientierte Energiedebatte mehr. Die ehemalige Greenpeace-Chefin Jennifer Morgan wird als neue deutsche Staatssekretärin uns atomverseuchten Solarfaulpelzen einheizen. Hoffentlich.

1 — Chaos Atom: Der Freisinn schoss den Vogel ab. Die Partei fordert Atomkraftwerke, die es noch gar nicht gibt. Ich möchte schon lange ein sich selbststeuerndes Level-5-Auto kaufen. Gibt es auch noch nicht. Nur wird es Atomkraftwerke, die zwischengelagerte Brennstäbe nutzen, vor 2045 nicht geben. Und ob sie je zu vernünftigen Kosten risikofreien Strom produzieren werden, ist so sicher wie ein Sechser im Lotto. Lotterpolitik.

2 — Chaos Gas: Ohne Gas kann man kein Gaskraftwerk betreiben. Die Schweiz verfügt über keine relevanten Gasspeicher. Gaznat will oberhalb von Oberwald einen Mini-Gasspeicher für 400 Millionen bauen. Im immer möglichen Krisenfall wird uns niemand Strom oder Gas liefern. Trotzdem schlagen uns die Elcom und Simonetta Sommaruga vor, zwei bis drei mittlere Gaskraftwerke zu bauen. Mit einer lächerlichen Gesamtkapazität von nur 1000 MW. Für den Krisenfall. Ein Krisenfall für sich.

3 — Chaos Blackout und Hacker: Wer über die nähere Zukunft nachdenkt, muss das Problem von Blackouts mitbedenken. Dagegen helfen nur dezentrale Notstromaggregate, über die jedes Quartier, jedes grössere Unternehmen verfügen sollte. Jede Notstromzelle müsste die Verbindung zu dem von Hackern verseuchten

Netz unterbinden können, um autonom funktionieren zu können. Alle Heizöltanks müssten immer platschvoll sein. Roger Michlig war der politische Buddy von Bundesrätin Viola Amherd im Oberwallis. Er soll – wenn der Staatskalender nicht lügt – neu für die Cyber-Sicherheit der Schweiz verantwortlich sein. Von ihm hört und liest man rein gar nichts. Es wird uns mit den Notstromaggregaten ergehen wie mit den Schutzmasken und Atemgeräten zu Beginn der Pandemie. Einfach nicht vorhanden.

4 — Chaos Windkraft: Unterhalb des Nufenen-Passes drehen sich Windräder. Leider nur selten. Falscher Standort. Falscher Lieferant.

Mit den Notstromaggregaten wird es uns so ergehen wie mit den Schutzmasken. Nicht vorhanden.

Trotz 21 Rappen pro Kilowattstunde haben parastaatliche Unternehmen zusätzlich einen zweistelligen Millionenbetrag verlockt. Bei der Eröffnung frohlockte Doris Leuthard. Windkraft hat die Zukunft in der Schweiz hinter sich. Deshalb werden jetzt die Verfahren beschleunigt.

5 — Chaos neue Wasserkraft: Neue Wasserkraftwerke, neue Staumauern kosten viel und bringen wenig. Deshalb brauchen sie 60 Prozent (!) Subventionen. Neue Staumauern sind nur sinnvoll, wenn sie als Zusatznutzen mehr Schutz vor Hochwasser mit sich bringen. Wie das Projekt Gorneri am Fusse des Kleinen Matterhorns.

1 — Chance Wasserkraft: Wir können in unseren Stauseen rund 7 bis 8 Milliarden Kilowattstunden Strom speichern. Und diese erst gegen

Ende des Winters turbinieren. Heute macht jede Betreiberin, was sie will. Funktionieren wird das nur, wenn neu eine nationale Gesellschaft die Wasserkraftwerke, die über Staumauern verfügen, den heutigen Betreibern abkauft. Und diese ohne die damals vom Preisüberwacher Rudolf Strahm genehmigten überrissenen Gewinne betreibt. Folge: Die Strompreise würden sinken, die Sicherheit würde steigen.

2 — Chance Solarenergie in den Alpen: Von rechts bis links, von Roger Nordmann über Simonetta Sommaruga bis zu Alex Baur sind noch fast alle gegen solare Freiflächenanlagen in den Alpen. Obwohl, wie das Beispiel Gondo aufzeigt, über dem Nebel 55 Prozent der Solarenergie im Winter anfällt. Obwohl die gleiche Solarzelle in Gondo dreimal mehr Winterstrom erzeugt als auf dem Dach der *Weltwoche*-Redaktion. Auf lächerlichen 0,5 Prozent des Alpenraums kann man jenen Winterstrom produzieren, den die Schweiz braucht. Der liebe Gott und die Alpen haben es gut mit uns gemeint. Nur haben wir das noch nicht begriffen.

Die Gemeinden müssten entscheiden können, ob sie auf Freiflächen Solarstrom produzieren wollen oder nicht. Wenn der Bund produzierte Kilowattstunde Winterstrom einmalig 50 Rappen Subventionen bezahlt, geht die Post ab. Das Stopfen des Winterlochs würde die Schweiz nur rund 12,5 Milliarden Franken kosten. Und die Strompreise sinken lassen. Sicher und günstig dank dem technischen Fortschritt.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Showdown im Stromstreit

Der Schweiz droht ein Blackout. Energieministerin Simonetta Sommaruga (SP) beschwichtigt. Wirtschaftsminister Guy Parmelin (SVP) fährt ihr in die Parade. Was läuft hinter den Kulissen?

Hubert Mooser

Bern

Es sollte ein Signal dafür sein, dass der Bundesrat die Strommangellage ernst nimmt: Im Medienzentrum in Bern sass vor einer Woche Energieministerin Simonetta Sommaruga und der Präsident der Stromregulierungsbehörde Elcom, alt Ständerat Werner Luginbühl (Mitte), zusammen, um über ihre Bemühungen gegen Blackouts und Elektrizitätsengpässe zu plaudern. «Als erste Rückversicherung will der Bundesrat eine Wasserkraftreserve schaffen», sagte Sommaruga. Als zweite Reserve wolle man die Planung von Gaskraftwerken gemeinsam mit der Elcom an die Hand nehmen. Luginbühl erinnerte an die Frontier-Studie von 2021. Sie habe gezeigt, dass es in Stresssituationen mit deutlich reduzierten Importkapazitäten bereits ab 2025 zu Engpässen kommen könnte. Man habe den Bundesrat im Mai 2021 darüber informiert, und dieser habe dann sehr rasch darauf reagiert.

Eine halbe Stunde lang umschmeichelten sich Sommaruga und Luginbühl. Aber ist damit die drohende Versorgungskrise gebändigt? «Keineswegs», findet SVP-Präsident Marco Chiesa, welcher der Bundesrätin *Pflasterli*-Politik vorwirft: «Klar ist jetzt bloss, dass die Energieperspektiven 2050 nicht funktionieren. Das hat der Bundesrat nun bestätigt.» Chiesa fordert weiterhin einen «Stromgeneral», der eine fundierte Problemanalyse erstelle und Lösungswege erarbeite. Das hat auch alt Bundesrat Christoph Blocher in der *Weltwoche* betont.

Lernen aus der Corona-Krise

Doch Sommaruga, die das Land mit Sonnenkollektoren überziehen will, denkt nicht daran, das Zepter aus der Hand zu geben. Das zeigte sich bei der Bundesratssitzung vor einer Woche, als die Regierung diskutierte, wie man die Versorgung mit elektrischer Energie sicherstellen kann. Bundesrat Guy Parmelin schlug in einem Mitbericht vor, die als Rückversicherung gegen Stromengpässe beschlossene Pflichtlagerhaltung (neue Gaskraftwerke) gesetzlich über die wirtschaftliche Landesversorgung abzustützen. So lasse sich



Duell gegen den Stromausfall: Parmelin, Sommaruga.

der Notfallplan schneller umsetzen. Dieser Pfad hätte allerdings auch bedeutet, dass die Energieministerin die Kontrolle über dieses für die Sozialdemokraten prestigeträchtige Dossier teilweise verloren hätte.

Sommaruga setzte sich aber mit ihren Plänen durch. Sie will die Wasserkraftreserven und Gaskraftwerke über die Stromversorgungsverordnung regeln. Ob sie dadurch tatsächlich

Sommaruga denkt nicht daran, das Zepter aus der Hand zu geben.

schneller ans Ziel kommt, wie sie behauptet? Darüber gehen die Meinungen auseinander. Fest steht jedenfalls: Wirtschaftsminister Parmelin entpuppt sich beim Umbau der Energieversorgung immer mehr als der grosse Gegenspieler von Energieministerin Sommaruga. Das Problem ist nur, dass der harmoniebedürftige Waadtländer manchmal zu schnell nachgibt, wenn es im Bundesrat einmal hart auf hart geht.

Parmelin ist es aber zu verdanken, dass die Strommangellage prominent auf die politische Agenda kam. Erst als er im vergangenen Herbst in einem Videobeitrag die Unternehmen warnte, sie sollten sich auf Versorgungsengpässe bei der elektrischen Energie vorbereiten, ging ein Aufschrei durchs Land. Was war geschehen? In der Corona-Pandemie hatte man dem Bundesrat vorgeworfen, die Vorsorge vernachlässigt zu haben. Nun wollte Bundespräsident Parmelin frühzeitig reagieren, zumal immer offensichtlicher wurde, dass die Energieperspektiven 2050+ reines Wunschdenken sind.

Gemeint ist der Ausstieg aus der Atomenergie bei gleichzeitigem Verzicht auf fossile Energieträger. Ersetzen will man die dadurch wegbrechende Energie durch Wasserkraft, Sonne und Windenergie – und durch Importe. Dass diese Gleichung nicht aufgeht, weiss man schon langem. Besonders die SVP macht deswegen seit Jahren mobil, wie SVP-Nationalrat Christian Imark gerne hervorstreicht. Als dann im letzten Jahr eine vom Bundesamt für Energie und der Elcom in Auftrag gegebene Studie (Frontier) schwarz auf weiss vorrechnete, dass

die Schweiz im schlimmsten Fall bereits ab 2025 mit Versorgungsgapen im Winter konfrontiert sein könnte, liess sich ein ernsthaftes Problem definitiv nicht mehr leugnen.

Sommaruga versuchte aber trotzdem, die Schlussfolgerungen der Studie in Interviews kleinzureden. Sie beschreibe bloss den Worst Case, erkläre sie gegenüber dem *Tages-Anzeiger*. Das Eintreffen eines solchen Szenarios sei eher unwahrscheinlich. Hintenherum gifteten sie und ihr Umfeld gegen den Wirtschaftsminister, dieser sei ihr mit dem Video in den Rücken gefallen. Dabei war Sommarugas Bundesamt für Energie (BfE) über das geplante Video von Parmelins Umfeld vorgängig informiert worden. Erst nachdem sie von allen Seiten unter Druck geraten war, machte Sommaruga beim Notfallplan endlich vorwärts. Dabei hätte sie schon längst auf die sich abzeichnende Stromlücke im Winter reagieren müssen. Vor drei Jahren hatte zum Beispiel Alpiq-Verwaltungsratspräsident Jens Alder bereits davor gewarnt.

Höchste Zeit für weniger Ideologie

Die grossen Probleme bei der Energieversorgung fallen aber erst an, wenn Simonetta Sommaruga womöglich längst nicht mehr im Amt ist. Bis 2035 brechen mit dem Ausstieg aus der Kernenergie 14 Terawattstunden weg. Im Zuge der Konzessionserneuerung für Wasserkraftwerke wird wegen der Anpassung an das Umweltrecht im Vergleich zu heute eine Minderproduktion von 2 bis 4 Terawattstunden resultieren. «Nur um das heutige Niveau zu halten, müssen wir 16 bis 18 Terawattstunden ersetzen», sagt Ständerat und Energiepolitiker Beat Rieder (Mitte). Ein weiterer Zubau von 8 Terawattstunden sei notwendig, wenn man das Netto-null-Ziel beim CO₂-Ausstoss umsetzen wolle.

Die von Rieder aufgeführte Produktionsmenge entspricht etwa acht AKW von der Grösse Mühlebergs. Rieder ist überzeugt: Um dies mit erneuerbaren Energien zu ersetzen, brauche es eine Anbauschlacht wie der Plan Wahlen bei der Lebensmittelversorgung im Zweiten Weltkrieg. Und selbst dann sei unsicher, ob es am Ende aufgehen werde. Mit dem Ausbau ist es nämlich nicht getan. Viele Übertragungsnetze sind wie die grünen Ausbauprojekte durch Einsparungen blockiert. Fachleute sorgen sich: Was nützen zusätzliche Wasserkraftkapazitäten, wenn die Netze nicht vorhanden sind, um diese Energiemengen abzuführen? Erschwerend kommt das Bevölkerungswachstum hinzu, das die Stromeffizienzgewinne zunichtemacht. Die Schweiz wächst um 60 000 Einwohner pro Jahr.

Kurzum: Die Energieperspektiven 2050+ stehen weiter auf tönernen Füßen. Daran ändert auch die Rückversicherung mit Wasserkraftreserven und Gaskraftwerken nicht viel. Es ist Zeit, dass jemand die Energieplanung übernimmt, der weniger ideologisch verbrämt ist als Energieministerin Sommaruga.

POLITIK

Zaubertricks der Energiewender

Wer eine Ahnung hat von der Schweizer Stromversorgung, konnte nur staunen über die SRF-«Arena» vom 11. Februar. In einem vermeintlich nüchternen Faktenvideo wird mit Verweis auf das Bundesamt für Energie (BfE) behauptet, die Kernkraftwerke lieferten bloss 20 Prozent der Elektrizität in der Schweiz. Vor kurzem war es über ein Drittel. Tatsächlich stammten letztes Jahr netto 35 Prozent des in der Schweiz produzierten Stroms aus Kernkraftwerken, beim Endverbrauch waren es gar 41 Prozent. Was Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) unterschlägt: Durch den Kauf von Zertifikaten aus dem Ausland wird der Strom aus nicht genehmer Quelle virtuell in Solar- oder Windenergie verwandelt und dem naiven Konsumenten mit Aufpreis untergejubelt. In Wahrheit gelangt dieser Strom physisch kaum je in die Schweiz. Der amtlich beglaubigte Schwindel ist ein Ärgernis. Richtig gefährlich wird es, wenn man bei der realen Versorgung mit dem virtuellen Strom rechnet, wie dies in der SRF-«Arena» getan wurde. Es ist auch nicht der einzige Rechentrick, mit dem das BfE die Kernenergie systematisch diskreditiert. Ökobilanzen sind ein Dorado für grünes Wunschdenken.

Biogas als Klimakiller

Gemäss einer Uno-Studie verursacht die Kernenergie über den ganzen Lebenszyklus – vom Bau über den Betrieb der Anlage bis zu ihrem Rückbau, Gewinnung und Entsorgung des Brennstoffs inklusive – 5,1 bis 6,4 Gramm CO₂ pro kWh. Dieser tiefe Wert wird bestenfalls von Grosswasserkraftwerken erreicht. Beim Wind ist er rund doppelt so hoch, bei Solarzellen gar noch höher. Fossile Energieträger wie Gas kommen auf mehr als das Hundertfache. Nun gibt es verschiedene CO₂-Rechenmodelle, die, je nach ideologischem Umfeld (aber natürlich

immer streng wissenschaftlich), zu unterschiedlichen Resultaten führen. So kommt etwa das BfE beim Errechnen des CO₂-Ausstosses von Kernenergie auf das Doppelte der Wasserkraft (siehe Grafik). Doch der Atomstrom verursacht auch nach diesem Modell weniger Treibhausgase als Wind und Sonne. Richtig schlecht sieht es für Biogas aus, das eine bis zu zwanzigmal schlechtere CO₂-Bilanz ausweist als die Kernenergie. Trotzdem gelingt es dem BfE, der Kernenergie eine schlechte Ökobilanz anzudichten. Es verwendet dabei ein Modell, das der Zürcher ETH-Ingenieur und Umweltwissenschaftler Rolf Frischknecht entwickelt hat. Dieser rechnet mit «Umweltbelastungspunkten» (UBP), welche auf einer «ökologischen Knappheit» beruhen.

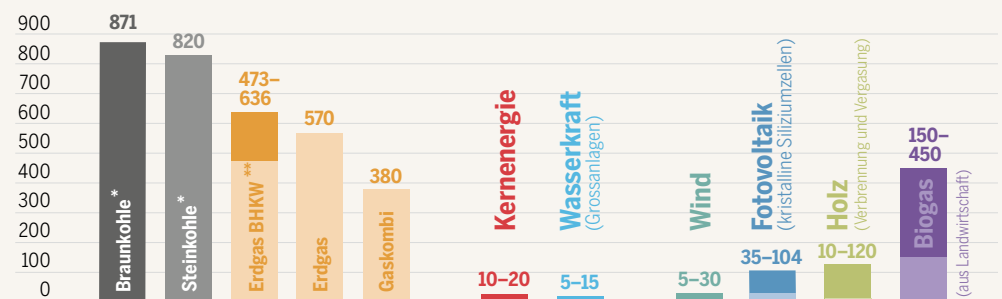
Was immer damit gemeint sein mag – die Kernenergie kommt nun plötzlich auf einen ähnlich schlechten Wert wie Erdgas, während Biogas auf dem Papier grünt. Ökobilanzen sind immer nur so gut wie die Faktoren, nach denen man sie berechnet. Doch die Gewichtung der Umwelteinflüsse ist eine politisch-ideologische Frage, zu der es keine wissenschaftlich richtige Antwort gibt.

Eine transparente und ehrliche Alternative liefert das norwegische Tool Global Energy Footprint (<https://energy.glex.no/footprint>). Dem User stehen acht Kriterien (Mortalität, CO₂, Landverschleiss, Rohstoffbedarf, kritische Rohstoffe, Kosten, Stochastik, Abfälle) zur Verfügung, die jeder nach seinen Präferenzen gewichten kann. Das ist auch deshalb sinnvoll, weil je nach Region Faktoren wie etwa Landverschleiss oder Entsorgung eine unterschiedliche Bedeutung haben. Es ändert allerdings nichts daran, dass die Kernenergie bei den meisten Kombinationen mit Abstand am besten abschneidet.

Alex Baur

CO₂-Emissionen nach Energieträgern

Treibhausgasemissionen (CO₂-Äquivalente) in Gramm pro Kilowattstunde



QUELLE: BUNDEAMT FÜR ENERGIE/PSI, NOVEMBER 2017

* Werte für moderne GuD-Grosskraftwerke mit integrierter Kohlevergasung
** Blockheizkraftwerk

Leitfaden für Tinder

Online-Dating macht Flirten günstig. Dafür lauern umso mehr Schwindler auf leichte Beute. Zehn goldene Regeln, damit der Traumhochzeit nichts im Wege steht.

Marie von den Benken

Haben Sie schon «The Tinder Swindler» gesehen? Die Netflix-Doku über Simon Leviev, 31, dem es mit Bildern von vermeintlichem Reichtum und einem erfundenen millionenschweren Familienhintergrund gelungen ist, Jetset-affine Single-Frauen auf Tinder zu rekrutieren und um mindestens zwei Millionen Dollar zu erleichtern?

Mal abgesehen davon, dass der Titel «Tinder Swindler» einen ganzen Logopädenkongress für drei Tage beschäftigen könnte, bricht die Doku gerade viele Rekorde. Vermutlich geht eine surreale Faszination davon aus, wie ein Mann, der aussieht wie Heiko Maas in gut sitzenden Anzügen, wildfremde Frauen dazu bewegen konnte, sich für ihn über die Schmerzgrenze hinaus zu verschulden. Sie sind gleichzeitig sehr reich und bankrott. Quasi Schrödingers Gold-Digger.

Liebe statt Geld?

Na ja, ich kenne niemanden, der nicht gerne reich wäre. Sollte der Traummann Millionär sein – warum nicht? Im Zweifel entscheidet man sich aber für Liebe statt für Geld, oder? Trotzdem: Wie verhindere ich, dem nächsten Trittbrettfahrer von Leviev in die Falle zu gehen? Und wie finde ich auf Tinder meinen Traummann?

Denn trotz Simon Leviev, dem personalisierten Einzeltrick der Generation Instagram, bleibt Tinder eine brauchbare Option. Früher musste man sich noch bei Wind und Wetter in Bars schleppen, viel Geld für Taxis, Drinks und anschließende Therapiestunden ausgeben und galt sofort als Flittchen, wenn man mal mit mehr als einem Mann geflirtet hatte.

Tinder hat das verändert. Flirten ist günstiger (jedenfalls, wenn man sich von Simon Leviev fernhält). Niemand ahnt, dass man 63 Kandidaten gleichzeitig abcheckt. Und die gesamte Anbahnungsphase wird gemütlich von der heimischen Couch aus gesteuert.

Worauf muss man also achten, damit man am Ende wirklich vor dem Traualtar landet und nicht in einer Netflix-Doku?

Mit Tinder ist es da wie mit Geld. Es verdirbt nicht den Charakter. Es lässt ihn nur deutlicher erkennen. Herrscht bei jemandem ganzjährig intellektuelle Nebensaison, bringt ein fettes Bankkonto auch nicht mehr als grösseren finanziellen Spielraum für idiotische Ideen.

Unerlässlich ist daher eine No-Go-Liste. Quasi eine Bedienungsanleitung für Tinder. Es gibt nämlich eine Reihe von Frühwarnzeichen. Erkennt man sie, kann man jedem neurologisch erzeugten Erstimpuls trotzen und eigene, nachhaltige, analoge Entscheidungs-Algorithmen



Beischlafoptimierung und Babys:
Ratgeberin von den Benken.

etablieren. Dazu muss man lediglich ein paar Signale richtig deuten – und dann reagieren wie Ariana Grande: «Thank you, next.»

Hier die Top-Ten-Anzeichen, dass der süsse Tinder-Typ nicht dein nächster Ehemann wird:

Alarmzeichen 1 — Er posiert auf, in oder neben Autos, deren Listenpreis 20 000 Euro überschreitet. Man kann kaum weniger subtil signalisieren, dass man seine Gucci-Crossbody-Bag im Pauschalurlaub am Strand gekauft hat.

Alarmzeichen 2 — Ihm fehlen wesentliche Bestandteile der Oberbekleidung.

Alarmzeichen 3 — Er hat einen Pullover um die Schultern gelegt. Nichts deutet eindeutiger darauf hin, dass er dich spätestens beim zweiten Date seiner Mutter vorstellen wird.

Alarmzeichen 4 — Er kuschelt mit Katze, Hund oder Kleinkind. Freunde, echt. Das funktioniert nur bei «Wetten, dass...?». Da kassieren Babys und Welpen regelmässig ab. Aber wer will einen Wettkönig, der zur Beischlafoptimierung den Eindruck vermittelt, er würde in seiner Freizeit gerne Streunern im Tierheim Dostojewski vorlesen?

Alarmzeichen 5 — Seine Bio enthält die Vokabeln «Founder» oder «Crypto». Im Zeitalter der Start-up-Jungmillionäre nennt sich jeder «Gründer», wenn er mal im Suff fünfzig Euro in Aktien eines Unternehmens investiert hat, dessen Name aus wild aneinandergereihten Buchstaben besteht (keine Vokale).

Alarmzeichen 6 — Seine Frisur steht so filigran, als wäre sie aus Fiberglas.

Alarmzeichen 7 — Er zeigt sich Gitarre spielend (ausser er ist Jon Bon Jovi). Wenn ich einen erfolglosen Musiker daten möchte, schreibe ich eine Whatsapp an Marc Terenzi.

Alarmzeichen 8 — Im Hintergrund ist die Skyline von New York zu sehen. Wahnsinn, du kannst schon ganz allein Flüge buchen!

Alarmzeichen 9 — Er ist nicht allein auf seinem Bild. Hä? Was ist das für ein Konzept? Steht er da mit einer Frau, soll man dann denken: Glückwunsch, deine Ex war heisser als du? Und wenn zwei Typen zu sehen sind? Darf man sich dann einen aussuchen?

Alarmzeichen 10 — Er heisst Simon Leviev.

Halten Sie sich an diese zehn goldenen Regeln, steht der Traumhochzeit nichts mehr im Wege. Gern geschehen. Und laden Sie mich gerne zur Hochzeit ein. Ich halte auch erstklassige Trauzuginnenreden!

Marie von den Benken ist Autorin, Model und Influencerin.

Putins Spiel mit Schatten

Der russische Präsident hat die Initiative übernommen und treibt den Westen vor sich her.



Der grosse Krieg muss warten. Präsident Wladimir Putin hat die Volksrepubliken Donezk und Luhansk im Osten der Ukraine als unabhängig anerkannt. Doch ob er auch neue russische «Friedenstruppen» in die Region entsandt hat, blieb unklar. Nach all den Spekulationen um den Truppenaufmarsch und nach der schemenhaften Diplomatie mit dem westlichen Führungspersonal war die Anerkennung wohl der kleinste Schritt, den er unternehmen konnte.

In seiner Rede an die Nation wiederholte Putin seine Vorwürfe an den Westen und beschrieb die Ukraine als unveräusserlichen Teil der russischen Geschichte. Die Ostukraine sei altes russisches Land – das Sammeln russischer Erde klingt an Iwan den Grossen an, den «Herrscher der ganzen Rus». Putin brachte auch Lenin ins Spiel, dessen Leichnam ja immer noch auf dem Roten Platz einbalsamiert aufgebahrt und gepflegt wird. «Wladimir Iljitsch Lenins Ukraine» sei Begründer und Architekt des Landes. Und nun hätten die Nachkommen Denkmäler Lenins in der Ukraine geschändet. Ein Sakrileg, das gehandelt werden muss?

Putin griff zurück auf das Osmanische Reich und verwies erneut auf die «Ostexpansion» der Nato. Die Ukraine werde vom Westen als Werkzeug für eine Konfrontation mit Russland benützt. Deutlich machte Putin auch, er sei zuversichtlich, dass das russische Volk seine Entscheidungen unterstützen werde.

Sofern der grosse Krieg mit seinen Verheerungen ausbleibt, wird das auch stimmen. Was genau militärisch abläuft, ist zurzeit nicht erkennbar. Der ganze Truppenaufmarsch der Russen, auch jener in Weissrussland, der Kiew

bedroht, ist wohl für eine voll ausgestattete Invasion und Besetzung der grossen Ukraine zu schwach. Auch ist unklar, ob Putin nur die von «Rebellen» kontrollierten Gebiete in den beiden Regionen meint oder die ganzen Gebietskörperschaften im Osten. Sollte Letzteres zutreffen, hätten allfällige «Friedenstruppen» noch Arbeit vor sich, bis sie alles unter ihren Fittichen haben.

Mit Ungewissheiten spielt Putin seit Wochen, und es gelingt ihm, den Westen in heillose Unruhe zu versetzen. Natürlich spielen die Präsi-

Gefragt sind endlich Strategien, die nicht mehr in einer Traumwelt angesiedelt sind.

denten Joe Biden und Emmanuel Macron aus innenpolitischen Gründen ganz gerne mit. Sie lenken von ihren eigenen Kalamitäten ab.

Putin hat kaum aus Zufall den jetzigen Zeitpunkt für seine Druckpolitik ausgewählt. Das Debakel der Amerikaner in Afghanistan und die immer wieder zur Schau gestellte Inkompetenz Bidens haben ihn in seiner Meinung bestärkt, die Gelegenheit sei günstig, alte Rechnungen zu begleichen.

Erste Stimmen im Weissen Haus blieben sibyllinisch; man will sich nicht festlegen. Die Massnahmen als Antwort auf Putins Dekrete für die Ostukraine seien nicht dieselben wie jene, die die Vereinigten Staaten und ihre Alliierten vorbereitet hätten, sollte Russland in die Ukraine eindringen. Mit andern Worten: Eine Invasion hat trotz aller Warnungen vielleicht nicht statt-

gefunden – man rätselt herum und weiss es nicht. Zudem waren bereits vorher russische Truppen in den Rebellengebieten, was Moskau allerdings stets verneinte. So oder so diktiert nicht der Westen den Ablauf des Geschehens. Die Initiative liegt bei Putin. Er treibt Europa vor sich her, und verhandeln will er nur mit Amerika.

Was nun? Wird Putin den Sieg erklären und zum Rückzug blasen? Einem seiner Ziele, in Kiew einen prorussischen Regimewechsel zu erzwingen, ist er nicht nähergekommen. So wird er die Drohkulisse aufrechterhalten und verstärken. Mit russischer Unterstützung könnten die beiden Volksrepubliken im Osten ihr Territorium ausdehnen. Putin dominiert die Eskalationsspirale.

Russland ist nicht mehr so schwach, wie der Westen sich das gerne einredet. Moskau hat sich auch wirtschaftlich auf die Konfrontation vorbereitet, kann sie trotz Sanktionen auch länger durchhalten und abwarten, bis der Westen die Geduld verliert. Die Abschreckung durch mehr oder minder gezielte Wirtschaftsmassnahmen gegenüber Aggressionen unliebsamer Regime weltweit verpufft immer mehr.

Auf Dauer wird die westliche Einheitsfront nicht halten. Bevor sie für alle sichtbar zerfällt, sollte der Westen kreativer werden. Konzessionen bei Nato-Sicherheitsgarantien, die bei Licht besehen ohnehin nicht vollständig wasserdicht sind, wären möglich. Gefragt sind endlich Strategien, die nicht mehr in einer Traumwelt angesiedelt sind, sondern sich auf die harte Wirklichkeit beziehen. Wenn der Groschen endlich fällt, müsste der Westen Putin dankbar sein.

Frankreich im Geschlechterkampf

Einer will das «tausendjährige Patriarchat» retten, eine wünscht sich lesbische Männer. Nie war ein Rennen um die französische Präsidentschaft verrückter.

Jürg Altwegg



Sexismus? Zemmour, Macron, Pécresse.

Der sexuelle Hunger der Männer gehört zur Macht», schreibt Eric Zemmour in seinem Buch «La France n'a pas dit son dernier mot», das er zur Lancierung seines Wahlkampfes publizierte. Als «Kastration aller Franzosen» und «Ende des Patriarchats» bezeichnet er die Verhaftung von Dominique Strauss-Kahn in New York 2011 – der deswegen nicht Präsident werden konnte.

Zemmour rehabilitiert nicht nur den Vichy-Diktator Philippe Pétain, sondern auch das «tausendjährige Patriarchat». «Die Frauen sind das Ziel und die Beute jedes Mannes, der in der Gesellschaft nach oben will», schreibt er: «Sie wissen das, und sie wählen ihn.»

Selbstauflösung der roten Linken

Diese Überzeugung könnte sich als frommer Wunsch eines gallischen Gockels aus der Welt von gestern erweisen. Die Wahl wird von den Frauen entschieden, und sie machen 52 Prozent der Wahlberechtigten aus. Entschiedener als die Männer sind sie auf Distanz zu den Rechtsradikalen bedacht. Das war schon so, als Jean-Marie Le Pen vor zwanzig Jahren in die Stichwahl kam.

Laut einer – frühen – Umfrage waren nur 12 Prozent der Wählerinnen bereit, ihre Stimme Zemmour zu geben. 66 Prozent fürchten um ihre Rechte, falls er gewinnen sollte. Als Präsident will Zemmour alle Gleichstellungsquoten abschaffen und das Gendern – die inklusive Schreibweise – verbieten. Schon eines seiner ersten Bücher war eine Kampfansage an den Feminismus: «Le premier sexe» (Das erste Geschlecht) – die Antwort auf den Klassiker von Simone de Beauvoir, «Le deuxième sexe».

Als Krieg der Geschlechter wird der Wahlkampf auch von den linken und grünen Frauen geführt. Das Programm der «Ökofeministin» Sandrine Rousseau ist von Alice Coffin inspiriert, der «kriegerischen Feministin», die alle Männer auffordert, lesbisch zu werden. Rousseau kämpft für die Abschaffung des Patriarchats und des Kapitalismus. Die Ausbeutung der Frauen, der Schwarzen und der Natur müsse gleichermassen beendet werden.

«Ich bin mit einem dekonstruierten Mann verheiratet und damit sehr glücklich», erklärt sie in jedem Interview. Ganz knapp – mit 49 Prozent – hat sie die Vorwahl der Grünen gegen Yannick Jadoth verloren. Seither spielt sie die dissonante Partitur der Vizekandidatin, die einen separaten Wahlkampf führt – mit Erfolg: Jadot kommt nicht vom Fleck.

Wie die grüne arbeitet auch die rote Linke erfolgreich an ihrer Selbstauflösung weiter. Anne Hidalgo, sozialistische Stadtpräsidentin von Paris (wo sie mit Coffin regiert), befürwortet Versammlungen unter Ausschluss der Männer. Sie ist die offizielle Kandidatin einer Partei, die vor fünf Jahren mit François Hollande den Staatspräsidenten stellte. Aber auch dessen ehemalige Justizministerin Christiane Taubira will ins Elysée. Seit die Sozialistin aus Französisch-Guayana den Franzosen die «Ehe für alle» bescherte, wird sie als Ikone verehrt. Als Kandidatin verspricht sie ihnen ein «Sterben in Würde».

Zwei Drittel Merkel, ein Drittel Thatcher

Auf der Linken kandidieren neben den beiden sich befehdenden Frauen: Jean-Luc Mélenchon («Unbeugsames Frankreich»), der Kommunist Fabien Roussel sowie zwei Trotzlisten, ein Mann und eine Frau. Um die Zersplitterung zu überwinden, organisierten «engagierte Bürger» im Nachhinein eine Vorwahl. Es handelt sich um Anhänger von Taubira. Die anderen sechs Kandidaten machten unfreiwillig mit.

Es wurden auch gar nicht die Stimmen der 400 000 Wähler gezählt, sondern Kompetenz-einschätzungen vorgenommen. Hidalgo bekam ein «befriedigend+». Und Taubira erhielt ein «ziemlich gut bis sehr gut». Statt eines Einheitskandidaten gibt es jetzt eine weitere Kandidatur. In den Umfragen liegen Taubira wie Hidalgo abgeschlagen bei unter 3 Prozent.

Anders die Lage bei der Traditionspartei, den Republikanern. Noch nie wurden die Republikaner, die einen virilen Kult des Chefs pflegen, von einer Frau geführt. Mit Valérie Pécresse haben sie eine erste weibliche Präsidentschaftskandidatin nominiert. Obwohl sie in der partei-internen Ausmarchung als einzige Kandidatin

gegen vier wenig bekannte Männer antrat, waren ihr keinerlei Chancen eingeräumt worden. Als «la blonde» wurde Pécresse belächelt – obwohl sie Ministerin war und die Region Paris regiert.

Sie selbst definiert sich als «zwei Drittel Merkel, ein Drittel Thatcher». Wie «weibliche Leadership» an der Spitze der Macht aussehen könnte, hat sie nach der Vorwahl gezeigt. Alle unterlegenen Kandidaten mussten aufs Siegerbild – das ist neu in Frankreich. Und alle werden in den Wahlkampf eingebunden: «Meine vier Musketiere», kommentierte sie – einem Mann würde man Sexismus vorwerfen.

Ihre Sternstunde hatte Pécresse in der Sendung mit dem Moderator Jean-Jacques Bourdin. Drei Tage zuvor war Bourdin von einer jungen Journalistin sexueller Übergriffe beschuldigt worden. Pécresse lief zur Hochform auf: «Mit dem Schweigen der Frauen und ihrer Angst wird es mit mir als Präsidentin ein Ende haben.»

Ihr erstes Wahlmeeting allerdings entpuppte sich als Desaster. Als «sexistisch» bezeichnet sie die Kritik an ihrem Auftritt: «Ich rede nicht, ich mache.» Die Republikaner beginnen zu zweifeln. Ex-Minister Eric Woerth wechselt zu Macron. Sarkozy schweigt. Andere machen Wahlkampf – werden aber Zemmour wählen.

Und dann ist in der Frauenparade noch Marine Le Pen. Sie hat viele männliche Kader an Zem-

mour verloren. Doch die Abgänge der «Verräter» könnten für Zemmour zum Bumerang werden und für Le Pen einen Sympathiebonus erwirken. Sie lebt inzwischen in einer WG mit einer Freundin aus der Zeit ihrer Jugend und ist weit und breit die mutigste Politikerin, die sich gegen das Patriarchat in Familie und Partei aufgelehnt hat. Vater Jean-Marie Le Pen unterstellt ihr «mangeln-

Die Feministinnen aller gefühlten Geschlechter lieben den «dekonstruierten» Mann.

de Virilität». Immerhin, ihren abtrünnigen Sprecher Nicolas Bay hat sie als «Spion» bezeichnet und als «schleimige Schnecke» beschimpft.

Zemmour bestimmt die Dynamik

Ähnlich wie Zemmour führen auch Pécresse und Le Pen einen Kampf gegen den «kriegerischen Neofeminismus». Mit dem Unterschied, dass sie emanzipierte Frauen sind und über mehr Führungserfahrung verfügen als Zemmour. Berechnungen der Zeitung *Le Figaro* haben ergeben, dass die Programme der Frauen – links wie rechts – kostspieliger sind als jene der Männer. Um die Staatsverschuldung scheint sich jedoch nur die Republikanerin Sorgen zu machen.

Nach Stand der Dinge wird Emmanuel Macron französischer Präsident bleiben. Die Feministinnen aller gefühlten Geschlechter lieben den «dekonstruierten» Mann mit seiner 25 Jahre älteren Frau. Äusserst geschickt parierte er 2017 die Gerüchte, er sei schwul. Macron ist *gender-fluid* und hat sich 2017 als Vertreter eines «dritten Geschlechts» auch in der Politik präsentiert: weder links noch rechts und sowohl als auch.

Nur Valérie Pécresse kann ihm gefährlich werden. Ihr grösster Vorteil: das Geschlecht. Gegenwärtig liegt sie in Umfragen allerdings noch hinter Le Pen zurück. Diese hat zwar Unterstützung verloren, aber ihre Position hinter dem Platzhirsch Macron verteidigt. Doch im Falle einer Neuauflage des Duells von 2017 – Macron gegen Le Pen – werden der «antifaschistische Reflex» und die «republikanische Front» Le Pens Einzug ins Elysée verhindern.

Das gilt noch stärker für Eric Zemmour mit seinem fragwürdigen Bekenntnis zu Pétain. Zemmour bestimmt die Dynamik und verfügt zweifellos über ein Potenzial, das die Meinungsforscher nicht erfassen. Gleichwohl erscheint sein Einzug ins Elysée noch unwahrscheinlicher, als es der Sieg von Donald Trump 2016 gegen Hillary Clinton war. Bleibt also bloss Pécresse. Selbst angeschlagen ist sie für Macron die gefährlichste Rivalin.

be inspired

Davidoff
CIGARETTES

NEW



DISCOVER
REACH

GET YOUR FREE PACK NOW*



THE PREMIUM
CAPSULE CIGARETTES,
MODERN AND INNOVATIVE
IN EVERY WAY

- Modern, compact demi-slim format
- Trendy capsule flavours
- Firm-touch filter
- Reduced smoke smell

*Allgemeine Bedingungen auf davidoff-cigarettes.ch Conditions générales sur davidoff-cigarettes.ch

Rauchen fügt Ihnen und den Menschen in Ihrer Umgebung erheblichen Schaden zu.
Fumer nuit gravement à votre santé et à celle de votre entourage. Il fumo danneggia gravemente te e chi ti sta intorno.

Michael Jordans doppelter Erbe

LeBron James ist als Unternehmer so erfolgreich wie als Basketballer. Sogar Investment-Legende Warren Buffett ist beeindruckt.

Roman Schuppli

Es heisst, Spitzensportler sterben zwei Tode. Nach der Karriere erwartet sie die Normalität – für manche ist dies identisch mit Bedeutungslosigkeit. Wenig ist dann, wie es einst war: Die durchgetakteten Tage fallen weg, ebenso die Trainings- und Ernährungspläne, die stete Reiserei. Das Gefühl, wenn Abertausende Fans den eigenen Namen skandieren, die grossen Emotionen: Alles weg.

Es gibt kaum Athleten, denen es gelingt, an die herausragenden Leistungen von früher anzuknüpfen. Warum auch? Klar, Profisportler erhalten Einblicke in die Wirkungsweise unserer durchkommerzialisierten Gesellschaft, lernen, wie sie mit Medien, Sponsoren und Interessengruppen umzugehen haben, sie vernetzen sich mit einflussreichen Personen. Aber: Eine Garantie, dieses Know-how abzurufen und gewinnbringend einzusetzen, ist dies nicht.

Schäbige Bleibe

Dann gibt es Athleten, die im «Leben danach» sogar noch erfolgreicher sind als während ihrer aktiven Zeit – und die beides in Sphären tun, bei denen der Himmel die Grenze darstellt: «The sky is the limit.» LeBron James ist eine solche Überfigur: Der weltbeste Basketballspieler schickt sich an, zu einem der grössten Geschäftsmänner zu werden, zu einem Tycoon, der alte Gewohnheitsmuster aufbricht.

LeBron James, 37 Jahre alt, wuchs in ärmlichen Verhältnissen in Akron im Bundesstaat Ohio auf, im Rostgürtel der USA. Seinen Vater hat er nie kennengelernt. Mutter Gloria James brachte sich und LeBron mit Gelegenheitsjobs durch. Kontinuität gab es wenig: Immer wieder zog die Familie um, eine schäbige Bleibe löste die andere ab – der perfekte Nährboden für eine problembeladene Jugend. Doch im Unterschied zu vielen Kollegen delinquierte James weder, noch verfiel er den Drogen. Er fand im Basketball einen Zufluchtsort.

Als Jüngling prangte James' Konterfei bereits von der Titelseite der *Sports Illustrated*, Ameri-

kas grösster Sportzeitschrift. Titel: «The Chosen One», der Auserwählte. Mit gerade einmal sechzehn Jahren war er auserkoren, das basketballerische Erbe von Michael Jordan fortzuführen, dem Grössten der Geschichte. Jeder andere wäre wohl am Druck zerbrochen. Nicht so LeBron James.

Der Ausnahmekönner eroberte die Basketballwelt. In seiner illustren Vita in der National Basketball Association, die nunmehr neunzehn Jahre andauert, hat er so ziemlich alles gewonnen, was es im Basketball zu gewinnen gibt: vier NBA-Championships, Olympiagold an



Zufluchtsort Basketball: Sportler James.

den Sommerspielen in Peking und London, mehrere Auszeichnungen zum besten Spieler der Saison und der Finals, achtzehn Nominierungen für das jährliche All-Star Game. James wird dereinst als zweitbesten Basketballspieler der Geschichte in die Annalen eingehen – mindestens. Vom Status Michael Jordans trennt ihn wenig.

James war aber stets mehr als ein Basketballspieler. In den USA ist er eine Stimme der Schwachen, mahnt soziale Gerechtigkeit an, betätigt sich karitativ. Und: Er ist ein erfolgreicher Geschäftsmann, einer fürs Big Business.

Mit seiner Medienplattform «Uninterrupted» produziert James Dokumentationen über Sportstars, zuletzt etwa über den fleghaften

Neymar, das brasilianische Fussballwunder. In diesen wenden sich die Protagonisten direkt an die Fans, ohne «lästige» Einordnung und Filterfunktion durch die etablierten Medien, deren Deutungshoheit dadurch schwindet.

Weiter besitzt James Anteile am FC Liverpool und an innovativen Food-Konzepten, er ist Produzent und Hauptdarsteller in der jüngsten Kinofolge der legendären «Space Jam»-Saga. Regelmässig tauscht er sich mit Investmentlegende Warren Buffett aus, der ihm attestiert, ein kluges Kerlchen und in Finanzangelegenheiten bewandert zu sein. Was immer James auch anfasst, wird zu Gold – ähnlich wie bei Michael Jordan, dem reichsten Sportler der Welt. Misserfolge? Fehlanzeige.

Er macht Menschen um sich besser

LeBron James' Erfolgsgeheimnis dürfte in einer Fähigkeit begründet sein, die ihn auch auf dem Basketballplatz auszeichnet: Er macht die Mitspieler und Menschen um ihn herum besser – wobei deren Erfolg wiederum ihm zugutekommt. So ist Rich Paul, ein Jugendfreund und der Manager von James, heute der wahrscheinlich mächtigste Agent im amerikanischen Profisport. Die besten Spieler sind bei Paul unter Vertrag, er verhandelt Kontrakte in Milliardenhöhe. James hat für Paul Türen geöffnet.

Dieser verdankt es ihm, indem er auch einmal Talente zu James' Team transferiert.

In den Erfolgen von James abseits des Basketballplatzes liegt ein disruptives Element. Lange waren die Führungspositionen in der amerikanischen Sport- und Unterhaltungsindustrie fest in der Hand von alten, privilegierten, studierten, weissen Männern. LeBron James und seine Weggefährten geben wenig darauf. Spätestens wenn James in einigen Jahren seine Basketballkarriere beendet, wird er sich aufmachen, diese Bastionen vollends einzunehmen.

Wetten, dass ihm auch das gelingt?

Roman Schuppli war langjähriger Basketball-Berichterstatte der NZZ.

HERODOT



Seit 5 Uhr 45 wird zurückgeschossen», liess Hitler verlauten, als er zusammen mit Stalin in Polen einmarschierte, um vormals deutsche Gebiete und mehr zu besetzen. Obwohl die Behauptung, Polen habe das Deutsche Reich angegriffen, lächerlich war, hatte der Führer das Bedürfnis, seine Aggression als Selbstverteidigung zu verkaufen. Auch wenn Putin kein Hitler ist, scheint er diese Seite aus Hitlers Kochbuch abgekupfert zu haben. Seine Marionetten in der Ostukraine tun ihr Bestes, um Panik wegen eines angeblich kurz bevorstehenden ukrainischen Angriffs zu schüren, auch wenn kein vernünftiger Beobachter glauben mag, dass die von russischen Truppen umzingelte Ukraine Putin ausgerechnet jetzt einen Vorwand zum Eingreifen liefern möchte.

Ob und wann Putin wirklich zuschlägt, kann niemand wissen. Vielleicht will er mit diesem Druck die Ukraine bloss langsam weichklopfen oder ihre Wirtschaft so weit ruinieren, dass sie einlenkt. Grosse Mächte haben das Gefühl, es stehe ihnen zu, ihre kleineren Nachbarn zu vereinnahmen, um so ihre Einflusszone, wenn nicht gar ihr offizielles Territorium abzurunden. Sie empfinden dies als strategische Notwendigkeit und eine Art Naturrecht, das ihnen qua Grossmachtstatus zusteht und Vorrang gegenüber dem Willen der Betroffenen hat.

EU-Kommissions-Präsidentin von der Leyen klagte an der Münchner Sicherheitskonferenz China und Russland an, eine neue Weltordnung anzustreben, in der das Recht des Stärkeren gelte. Die EU unterscheidet sich diesbezüglich indes bestenfalls im Stil und in den Methoden von Russland. Zusammen mit den USA betrieb sie 2014 den

Sturz des demokratisch gewählten ukrainischen Präsidenten Janukowitsch, um diesen durch eine kaum weniger korrupte, aber EU- und Nato-freundlichere Regierung zu ersetzen. Doch in Brüssel sieht man lieber das Haar im Auge des andern als den Pfahl im eigenen.

Es ist immerhin einigermaßen glaubhaft, dass Russland die westliche Vereinnahmung der Ukraine als eine strategische Bedrohung empfindet. Hingegen stellt die Schweiz für die EU keine solche dar. Trotzdem hatte der letzte Kommissionspräsident, Jean-Claude Juncker, unser neutrales und prosperierendes Land inmitten der EU als «geostrategisches Unding» bezeichnet – implizierend, dass dieses zu beseitigen sei. Mit dem EWR wollte uns die EU

Die EU unterscheidet sich bestenfalls im Stil und in den Methoden von Russland.

in den Worten damaliger SP-, FDP- und CVP-Bundesräte satellisieren und kolonisieren. Ein deutscher Finanzminister drohte mal mit der Kavallerie, falls wir nicht parierten.

Doch mehrheitlich bedient sich die EU lieber des Stiletts als des Zweihänders, um der Schweiz ihren Willen aufzuzwingen. So verweigerte sie unseren Studierenden die Teilnahme am Erasmus-Austauschprogramm und unseren Forschern diejenige am EU-Forschungsprogramm, weil Volk und zwei Drittel der Stände den Bundesrat beauftragt hatten, mit der EU eine Schutzklausel gegen übermässige Zuwanderung auszuhandeln. Erst nachdem Brüssel unser Parlament zum Verfassungsbruch genötigt hatte, wurden die Sanktionen aufgehoben.

Postwendend kamen neue. Die Börsenäquivalenz wurde uns ohne sachliche Gründe verweigert, während man sie etwa Hongkong oder Australien anstandslos und ohne Gegenleistung gewährte. Damit wollte die EU erklärermassen den Abschluss eines EWR-ähnlichen Rahmenabkommens erzwingen. Als dies misslang, wurden wir erneut von der Forschungszusammenarbeit ausgeschlossen (Israel und die Türkei dürfen teilnehmen, ohne sich der EU-Gerichtsbarkeit zu unterwerfen). Weiter wurde das Abkommen über Medizinalprodukte suspendiert und ein Stromabkommen verweigert, obwohl wir seit je das wichtigste Transitland für Strom zwischen EU-Ländern sind und dafür beträchtliche Kosten und Aufwand für die Netzstabilität auf uns nehmen.

Darin ist durchaus eine Parallele zu den russischen Bestrebungen zu sehen, die Ukraine vom Gas-Transit auszuschliessen. Aber Russland verlangt von der Ukraine nicht, dass sie sich russischer Gerichtsbarkeit unterstellt und allen Russen die freie Niederlassung gewährt, sondern bloss, dass sie sich keiner anderen Militärallianz anschliesst. Die Schweiz denkt bisher nicht daran, China oder Russland Militärbasen einzuräumen. Trotzdem will die EU uns einen Protektoratsvertrag aufzwingen, der uns zu einem «Kolonialstaat mit Autonomiestatut» machte, wie alt Bundesrat Villiger im Falle des EWR richtig feststellte. Aber wenn zwei dasselbe tun, ist es eben nicht dasselbe ...

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

Ungewollt antisemitisch?

Wieder einmal vergriff sich der *Tages-Anzeiger* gegenüber Juden im Ton. Die Entschuldigung der Zeitung ist doppelt falsch.

David Klein



«In der Tat nicht gut».

Jetzt ist es amtlich, bestätigt von Tamedia-Chefredaktor Arthur Rutishauser: Der *Tages-Anzeiger* bedient «antisemitische Klischees». Mit seinem *hit piece* gegen die jüdische Politikerin Sonja Rueff-Frenkel (FDP) hat Kevin Brühlmann eine neue Stufe des Antisemitismus im *Tages-Anzeiger* gezündet.

Der Shitstorm, den das Pamphlet auslöste, war heftig, aber verdient. Brühlmanns darauf folgende Entlassung nicht. Denn Brühlmann schrieb das, wovon er annahm, dass es beim *Tages-Anzeiger* nicht beanstandet würde. Zu Recht, schliesslich hatten vier Personen den Text gegengelesen, darunter Mitglieder der Chefredaktion und der Ressortleitung. Die Namen wollte Tamedia auf Anfrage nicht nennen.

Geradestehen für den anhaltenden Antisemitismus in einem führenden Schweizer Medium sollte Tamedia-Chefredaktor Arthur Rutishauser. Doch der redet sich mit der Begründung heraus, es seien «ungewollt antisemitische Klischees bedient» worden. Wie man «ungewollt» antisemitisch sein könne, wollte Rutishauser auf Anfrage nicht beantworten.

Seine Persiflage einer Entschuldigung ist doppelt falsch. Zum einen bestand Brühlmann gemäss Rueff-Frenkel darauf, sie gegen ihren Willen als «jüdische Frau» zu porträtieren, nicht als Stadtratskandidatin. Von «ungewollt» kann also keine Rede sein. Zum anderen mache

ich Rutishauser seit Jahren auf problematische Inhalte betreffend Juden und Israel im *Tages-Anzeiger* aufmerksam.

Mitverantwortlich für die antiisraelische Stossrichtung des *Tages-Anzeigers* ist der langjährige Chefredaktor Andreas Strehle, der «rote Res». Strehles diesbezügliche Agitationen sind gut dokumentiert.

«Mörderischer Gründungskrieg»

In der *Woz* verunglimpfte der einstige Linksextreme den ehemaligen Präsidenten der Eidgenössischen Energiekommission, Michael Kohn, als Beispiel für «prominente Juden

Heute leitet Res Strehle das «Qualitätsmonitoring» von Tamedia: der Bock als Gärtner.

im Dienste des Grosskapitals». Diese Juden, raunte Strehle, «verbergen ihre Herkunft, um die Exportinteressen ihrer Firma nicht zu gefährden». Den arabischen Vernichtungskrieg gegen Israel von 1948 deutete er um in einen «mörderischen Gründungskrieg» Israels «gegen die Einwohner Palästinas und die arabischen Nachbarstaaten». Netanjahus Likud-Partei verglich er mit der neonazistischen NPD.

Entsprechend gestaltete sich die Israel-Berichterstattung des *Tages-Anzeigers*. Ein von pa-

lästinensischen Terroristen mit Äxten und Fleischermessern angerichtetes Massaker an betenden Juden in der Jerusalemer Bnei-Torah-Synagoge bagatellierte Korrespondentin Susanne Knaul als «Missverständnis», begangen aus «Frustration» – um nur eines von unzähligen Beispielen zu nennen.

Wurzel allen Übels

Nach Strehles Abtritt griff Nachfolger Arthur Rutishauser den Faden auf. Im Rahmen der «umfassenden Kooperation», die der

Tages-Anzeiger seit 2016 mit der *Süddeutschen Zeitung* pflegt, erschien unter Rutishausers Ägide der Artikel «Kreislauf der Rache» von Korrespondent Peter Münch. Der Beitrag rief die *Jerusalem Post* auf den Plan, die den Text von renommierten Antisemitismusforschern prüfen liess.

Die Befunde waren vernichtend: «Solche Schlagzeilen projizieren klassische anti-jüdische Stereotype auf den jüdischen Staat», schrieb Monika Schwarz-Friesel, Linguistikprofessorin an der TU Berlin. Das Stereotyp der jüdischen Rachsucht sei ein uraltes Konzept der Judeophobie, das von den Nationalsozialisten aufgenommen worden sei.

Laut Samuel Salzborn, Politikologieprofessor in Giessen und Antisemitismusbeauftragter der Stadt Berlin, hatte *Tages-Anzeiger*-Autor Münch «palästinensischen Terrorismus verharmlost und Israel eine Mitverantwortung für den antisemitischen Terrorismus zugeschrieben». Er habe das «alte antisemitische Motiv, wonach die Juden aufgrund ihres Verhaltens selbst schuld seien an ihrer Verfolgung, auf Israel als jüdischen Staat übertragen und somit das Opfer zum Täter gemacht».

Nun sind weder Strehle noch Rutishauser oder ihre Mitstreiter braune Kameraden, die in Springerstiefeln den Hitlergruss zeigen und Naziparolen skandieren (wenngleich das in der Schweiz per Bundesratsbeschluss erlaubt wäre). Die Voreingenommenheit die-

ser Klientele gegenüber Juden und Israel entspringt einer giftigen Mischung aus Opferliebe und halbverdauter Kapitalismuskritik, bei der Geld und Zinsen die Wurzel allen Übels sind. Ob solches von rechts oder links kommt, ist nicht entscheidend. Heute leitet Strehle das «Qualitätsmonitoring» von Tamedia: der Bock als Gärtner.

Alte Leier

Den «ungewollten» Antisemitismus will Rutishauser als «Einzelfall» verstanden wissen, obwohl er sich schon zweimal für ähnliche Einzelfälle entschuldigen musste. 2019 tauchte eine antisemitische Karikatur in einer Bildstrecke zu den israelischen Wahlen auf. In der gedruckten Zeitung sei die Zeichnung nicht erschienen, beschwichtigte Rutishauser eine aufgebrachte Leserin. Online sei sie «jetzt weg und taucht hoffentlich nie mehr auf. Sie ist ein klares <no go>, für das ich mich entschuldigen möchte.»

2020 stand die nächste Entschuldigung an. Damals starb die Holocaust-Überlebende Greta Beer, Kronzeugin gegen die Schweizer Banken im Streit um die nachrichtenlosen Vermögen, im biblischen Alter von 98 Jahren. *Tages-Anzeiger*-Redaktorin Maren Meyer hielt es für angemessen, Beers Tod mit der Schlag-

Oder anders gesagt: Mist bauen, entschuldigen, weiter Mist bauen.

zeile «Die Jüdin zerrte die Schweizer Banken vor Gericht» zu würdigen. Nach einem kritischen Tweet der Schriftstellerin Sibylle Berg fand Rutishauser das dann «in der Tat nicht gut». Als Rechtfertigung für die «missglückte Formulierung» bemühte er die alte Leier der «Kontrolle», die «versagt» habe. Oder anders gesagt: Mist bauen, entschuldigen, weiter Mist bauen.

Auch auf den Judenhass in den Kommentarspalten des *Tages-Anzeigers* habe ich Rutishauser mehrfach hingewiesen. Dort liest man von den «seit Jahrhunderten vorherrschenden missbräuchlichen und den christlichen Rechtsstaat zersetzenden Methoden der jüdischen Potentaten» und einer «globalen jüdischen Verschwörung». Israelis seien «Mörder, die Menschen aus Palästina töten, gezielt Kindergärten und Spitäler bombardieren».

Frei nach seinem Credo «Du bist, was du liest» fördert der *Tages-Anzeiger* in der Schweizer Bevölkerung Ressentiments gegen Juden, indem der jüdische Staat – stellvertretend für alle Juden – durch einseitige, unverhältnismässige Kritik an den Pranger gestellt wird. Ein Phänomen, das Schwarz-Friesel in ihrer Forschung bestätigt sieht, wie sie in einem Vortrag ohne Bezug zum *Tages-Anzeiger* ausführte: «Wenn

über ein einziges Land immer auf eine dermassen verzerrte und negative Art geschrieben wird und die Assoziation mit Juden und Judentum sofort da ist, muss man sich nicht wundern, dass in der breiten Bevölkerung der israelbezogene Antisemitismus die dominante Form ist. Doch israelbezogener Antisemitismus ist Antisemitismus, ohne Wenn und Aber.»

Rutishauser schrieb mir auf meine Einwände: «Natürlich sind wir der Regierung von Israel gegenüber kritisch, genauso wie gegenüber jeder Regierung. Das ist die Aufgabe der Presse.» Er vergisst dabei allerdings einen wichtigen Aspekt, auf den Schwarz-Friesel hinweist: «Bei der sogenannten Israelkritik ist das Verhältnis zwischen Sprache und Realität gestört. Es werden Eigenschaften auf Israel projiziert, die in der realen Welt nicht existieren und mit legitimer Kritik nichts zu tun haben, wie <Unrechtsstaat> oder <Apartheidsregime>.»

Zunahme von Antisemitismus

Bei Rutishauser stösst die Kritik an der antiisraelischen Berichterstattung auf taube Ohren: Er sei damit «überhaupt nicht einverstanden». Schwarz-Friesel hielt in ihrer Analyse des *Tages-Anzeiger*-Artikels «Kreislauf der Rache» dagegen fest: «Wie kann die Redaktion einer Zeitung durch ihre Schlagzeilen und Artikel zu Israel antisemitische Gedanken und Gefühle erwecken und gleichzeitig von jeglicher Kritik an ihrer Rhetorik unbeeindruckt bleiben?»

Die Auswirkungen dieser Stimmungsmache verdeutlicht eine Studie zur Wahrnehmung von Antisemitismus unter Schweizer Juden, durchgeführt von der Zürcher Hochschule für angewandte Wissenschaften, in der drei Viertel der Befragten über die letzten fünf Jahre eine Zunahme von Antisemitismus beklagen.

Wie lange er sich noch hinter der Ausrede des «ungewollten» Antisemitismus verstecken wolle, mochte Rutishauser auf Anfrage nicht beantworten.

Mehr zum Thema: Seite 35



INSIDE WASHINGTON

Harris' Blamage in München

Vizepräsident der USA zu sein, ist nicht mehr das, was es mal war. Vorbei sind die Tage, da ein Dick Cheney von seinem Vizepräsidenten-Unterschlupf aus Kriege führen konnte. Auch Kamala Harris ist nicht mehr das, was sie einmal zu sein schien. Der Lack ist ab bei dem einst so strahlenden kalifornischen Politik-Star, von dem der ehemalige Präsident Barack Obama einst schwärmte: «Die mit Abstand am besten aussehende Staatsanwältin unseres Landes!» Heute sind weniger als vier von zehn Amerikanern zufrieden mit ihren Leistungen als Vizepräsidentin, und selbst bei ihren kalifornischen Landsleuten sind es unterirdische 38 Prozent.

Washingtons berühmten Kampfhunden, die Harris vor kurzem noch wie Schosshündchen anhechelten, fällt es heute schwer, ein nettes Wort für sie zu finden. Vergangenes Wochenende führte Harris bei der Münchner Sicherheitskonferenz eine unübersichtlich grosse, parteiübergreifende amerikanische Delegation an. Von dieser seit 1963 bestehenden Veranstaltung heisst es, dort würden nur Phrasen gedroschen, doch Harris konnte nicht einmal das: Bloss Minuten, nachdem sie sich gebrüstet hatte, «präventive Sanktionen» gegen Russland würden Putins Ukraine-Fieber dämpfen, meinte sie schulterzuckend: «Wir glauben, Putin hat seine Entscheidung bereits getroffen.» So war es auch. Bloss vier Tage nach dem Münchner Debüt der stellvertretenden Kommandeurin der Vereinigten Staaten bewegten sich russische Truppen in die Ukraine.

Einst, als die Medien noch schwärmten von der Frau, die zurzeit nur einen zitterigen Herzschlag von der Präsidentschaft entfernt ist, sagte Harris der *Washington Post*: «Ich bin, wer ich bin. Und das reicht mir.» Der amerikanischen Öffentlichkeit reicht es auch. Jetzt schon.

Amy Holmes

Ihre Gefühle sind mächtig

Justin Trudeau und Jacinda Ardern waren die sensiblen Lieblinge der Wohlmeinenden. Jetzt sind sie mit ihrer masslosen Corona-Politik am Ende.

Douglas Murray

Wer hätte geahnt, dass Empathie nicht alles ist, was zählt in der Politik? Zwei Staatschefs, die in ihr Amt gewählt wurden, weil sie sich emotional, sensibel und mitfühlend zeigten, haben sich in eine Lage manövriert, die als ziemlich unangenehm bezeichnet werden kann.

Nehmen wir Jacinda Ardern, die neuseeländische Premierministerin. Sie hat sich international einen Namen gemacht wie kaum ein anderer Politiker ihrer kleinen Nation, weil sie eine Frau ist und es ihr gelingt, ausgesprochen mitfühlend aufzutreten. Dieses Image ist in Wahrheit ihre Masche. Sie ist besonders gut darin, sich für Dinge zu entschuldigen, für die sie nicht verantwortlich ist. Dann schaut sie bekümmert drein, ihre Stimme bricht, und die internationalen Medien verkünden unisono: «Genau darauf kommt es bei einem Regierungschef an.»

Für die Neuseeländer trifft das leider nicht so recht zu. Die meisten anderen Länder schicken sich an, die Pandemie hinter sich zu lassen. Grossbritannien geht voran auf diesem Weg, und selbst eigensinnige Nationen wie die Niederlande erkennen, dass man, wenn das Vereinigte Königreich seine Corona-Beschränkungen weitgehend aufhebt, die eigene Bevölkerung nicht ewig einsperren kann.

Jacinda Ardern scheint das entgangen zu sein. Im vergangenen Sommer ordnete sie abermals einen Lockdown an, nachdem ein einziger Covid-Fall in Neuseeland registriert worden war. Jüngst hat selbst Australien, eines der Länder mit den striktesten Corona-Massnahmen, die ersten Beschränkungen aufgehoben. Und Neuseeland?

Wie betrübt sie dreinschaute

Nun ja, Ardern hat weitere Vorschriften bekanntgegeben. Neuseeland scheint geradezu süchtig nach diesem Stoff zu sein. Als Ardern unlängst bei einer Pressekonferenz darauf hinwies, dass deshalb auch ihre eigene Hochzeit nicht stattfinden könne, jubelten die internationalen Medien. Wie rücksichtsvoll von ihr! Wie betrübt sie

dreinschaute, als sie von der Lage ihrer Landsleute sprach! Wie selbstlos von ihr, sogar die eigene Hochzeit abzusagen!

Besser wäre gewesen, man hätte festgestellt, dass die neuseeländische Premierministerin offenkundig den Verstand verloren hat. Diese ostentative Rücksichtnahme war völlig unbegründet. Es gab keinen Grund, dieses Opfer zu bringen. Das Problem waren die Corona-



Alle Welt schwärmte:
Staatschefs Ardern (l.), Trudeau.

Bestimmungen, und es hätte vor allem darum gehen müssen, sie aufzuheben.

Stattdessen schwärmte alle Welt wieder einmal von Ardern. Und so wird es wohl auch weitergehen. Was wird aus Neuseeland werden? Vielleicht wird das Land für immer im Sommer 2020 verharren, als niemand ein- und ausreisen durfte. Diejenigen von uns, die dort waren, werden unseren ehrfürchtig lauschenden Enkeln von diesem fernen Insulanervolk erzählen, das freiwillig die Kontakte zum Rest der Welt kappete. Es könnte aber auch sein, wenn man jünger-

ten Umfragen glauben darf, dass Neuseeland bald genug haben wird von seiner fürsorglichen Premierministerin. Angesichts zunehmender wirtschaftlicher Probleme scheinen sich viele Neuseeländer von Arderns Partei abzuwenden.

Doch nicht nur Ardern beherrscht diese emotionalen, einfühlsamen Auftritte. Weltmeister in dieser Kunst ist jemand mit einer noch sanfteren Stimme und noch seidigerem Haar – der kanadische Premierminister Justin Trudeau.

Kanadische Grundwerte

Wie sich inzwischen gezeigt hat, ist Trudeau in Wahrheit der miserabelste Regierungschef der demokratischen Welt. Die Qualifikation, die er für das Amt mitbrachte, bestand vor allem darin, dass er Volksschullehrer war und dass schon sein Vater Premierminister von Kanada gewesen war.

Ansonsten versprach er lediglich, einen anderen Stil zu pflegen, einfühlsamer, emotionaler, weicher und verständnisvoller zu sein. Vor dem Lockdown bewies er das auf Auslandsreisen, bei denen er sich öfter umkleidete als ein Schauspielensemble während einer Aufführung. Doch in der Pandemie schien er, genau wie Jacinda Ardern, seine wahre Bestimmung gefunden zu haben. Er sprach über die Bedeutung von Fürsorge, Mitgefühl und Anteilnahme und andere kanadische Grundwerte.

Für all jene aber, die bedauerlicherweise nicht seiner Meinung sind, hat der Premier mit seidigem Haar keine Zeit. Während in den letzten Wochen in vielen anderen Ländern Corona-Vorschriften gelockert wurden, erscheint Trudeau völlig unbelehrbar.

Um die Bevölkerung für seine Impfkampagne zu gewinnen, verleumdete er seine Kritiker nach Strich und Faden. Wer auch nur zögerte, sich impfen zu lassen, wurde als misogyner Rassist abgestempelt oder musste sich noch Schlimmeres anhören. Natürlich hatte er dafür keine Beweise, aber dies ist die moderne Methode, bestimmte Menschen oder Gruppen zu diskreditieren. Man muss sie nur als rassistisch, mi-

sogyn, homophob oder transphob bezeichnen, dann hat man sie erfolgreich ausgegrenzt.

Doch viele Kanadier haben dieses kindische Spiel durchschaut. Wie Trudeau feststellen musste, waren vor allem Lastwagenfahrer empört. Es gibt keinen speziellen Grund, warum Trucker (ohnehin ein sehr einsamer Beruf) einen Impfpass vorweisen müssen, um ihrer Arbeit nachgehen zu können. Aber Trudeau verlangte genau das: Ungeimpfte Trucker sollten ihren Beruf nicht mehr ausüben dürfen.

Tausende Trucker fuhren daraufhin in einem grandiosen Konvoi in Richtung Ottawa. Als sie dort angekommen waren, ging Trudeau in Deckung. Er sagte, er habe sich mit jemandem getroffen, der jemanden kenne, der mit einer Person getanzt habe, die sich mit Covid infiziert habe. Also beschloss der Premierminister, sich vernünftigerweise in Quarantäne zu begeben.

Die Trucker blieben. Von staatlicher Seite begann man zu prüfen, ob man sie kriminalisieren kann. Man überlegte, die vielen Kanadier rechtlich zu belangen, die den Trucker-Konvoi unterstützen. Die Polizei von Ottawa ging dazu über, den Truckern Dieselkraftstoff und andere notwendige Dinge wegzunehmen, um den Protest zu beenden. Doch die Trucker beugten sich nicht. Schliesslich verhängte Trudeau letzte Woche erstmals in der Geschichte des Landes den Notstand und liess Organisatoren des Freedom Convoy verhaften.

Zum Nachteil der Menschen

Es gibt keinen Grund, warum Trudeau nicht Frieden mit den Truckern schliessen sollte. So wie es keinen Grund gibt, warum Arden nicht anfangen könnte, die Isolation ihrer Nation zu beenden. Wenn man sich aber als die moralischste Person im ganzen Land präsentiert, als besonders verständnisvoll und einfühlsam und seine Kritiker als Nazis bezeichnet, ist es schwer, einzulenken und sich kompromissbereit zu zeigen. Und so ist Trudeau, genau wie Arden, mit einem Problem konfrontiert, das er sich ganz allein zuzuschreiben hat.

Empathie bei Politikern wird überschätzt. Man erreicht damit nicht sehr viel. Wichtiger sind Charakterstärke, Kompetenz, Anpassungsfähigkeit und Erfahrung. Arden und Trudeau haben demonstriert, dass sie nichts davon besitzen – zum Nachteil der Menschen in ihrem Land. Ein Politiker mag sich als besonders einfühlsam präsentieren – wenn er für die eigene Bevölkerung weder Mitgefühl noch Verständnis hat, dann ist Empathie ein Problem.

Dieser Artikel ist zuerst im *Telegraph* erschienen.

Douglas Murray ist ein britischer Historiker und Publizist. In seinem jüngsten Bestseller «Wahnsinn der Massen» analysiert er die linke Meinungsmache im Zeitalter der sozialen Medien.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Genialität der Magnolie

Bald leuchtet es wieder rot und weiss in grauen Stadtschluchten. Wer Freude an dem Naturspektakel hat, sollte ins Tessin reisen.

Andreas Honegger

Für Botanikliebhaber hat die Stadt ihre eigene Geografie. In jedem Quartier und fast jedem Strassenzug stehen eindrucksvolle Pflanzen, an die man sich bei jedem Spaziergang erinnert. Zu den besonders auffälligen Exemplaren zählen die Magnolien. Derzeit sind erst ihre geblähten Blütenknospen sichtbar. Aber die haben es in sich: Schon im März werden sie aufspringen und ihre prächtigen Blüten öffnen.

Für Liebhaber von Magnolien und auch Kamelien ist zu dieser Jahreszeit eine Reise ins Tessin anzuraten. In der Südschweiz ist es meist früher und verlässlicher Frühling als auf der Nordseite des Gotthards. Und hier sind die – ursprünglich aus Asien stammenden – Pflanzen sehr verbreitet.

Das liegt zum einen wohl daran, dass die Gefahr, von einem späten Schneefall oder einem Kälteeinbruch überrascht zu werden, geringer ist als im Norden. Bei uns pflegt der Winter mit einem letzten jähen Aufbegehren alle paar Jahre die Blütenpracht über Nacht zu ruinieren – es bleiben nur noch braune, welke Blütenblätter in den Bäumen hängen, die zuvor strahlend weiss oder rot in die noch grauen Strassenschluchten leuchteten.

Abgesehen von den bedrohlichen Racheakten des zum Rückzug genötigten Winters gibt es einen weiteren Grund für die Magnolien- und Kamelienpracht auf der Gotthardsüdseite: In den Granitregionen der oberitalienischen Seen – zu denen auch die Tessiner Gewässer gehören – fühlen sich diese Pflanzen besonders wohl, da sie gerne in einem leicht sauren Boden wachsen.

Pionier Otto Eisenhut

Viel für die Verbreitung dieser Arten hat die Gärtnerei Eisenhut getan. Otto Eisenhut kam einst in die Südschweiz, um Freilandstauden, Tannen und Koniferen zu züchten, fand dann zu den Magnolien und Kamelien. Heute ist



Hauptsache, sie blühen schön.

die von seinem Sohn geführte Gärtnerei in San Nazzaro am Fuss des Monte Gambarogno eine Fundgrube für Gartenliebhaber.

Die Zahl der Arten und Sorten wächst, das Angebot ist genial. Seit längerem ist ein Teil des Areals zu einem *parco botanico* umgewandelt. Am schönsten ist ein Besuch in den Frühlingsmonaten, wenn die Bäume blühen und das Schmelzwasser aus den Bergen die Bächlein des Parks zu schäumenden Wasser-

fällen anschwellen lässt.

Jenseits des Lago Maggiore, in Locarno, findet jedes Jahr zur Zeit der Kamelienblüte im Stadtpark eine Ausstellung der schönsten Exemplare statt. Hier kann man sich einen Eindruck von der Vielfalt an Formen und Farben verschaffen, die auf dem Markt anzutreffen sind.

Tee aus Sprossspitzen

Die Kamelien gehören zur Familie der Teestrauchgewächse. Grün- und Schwarztee werden aus den Sprossspitzen der chinesischen Kamelie (*Camellia sinensis*) gewonnen. Bei Gartenfreunden beliebt sind zum einen die japanische Kamelie (*Camellia japonica*), die im Frühling blüht, zum andern die aus Südjapan stammenden *Camellia sasanqua*, die im Handel als «Herbstblühende Kamelie» verkauft wird, aber eigentlich den ganzen Winter über blüht.

Bei den Magnolien muss man primär die im Sommer weiss blühenden immergrünen Sorten (*Magnolia grandiflora*) und die blattabwerfenden Tulpenmagnolien (*Magnolia soulangeana*) auseinanderhalten. Für spezifische interessierte Sammler sind auch die kleinblütigen, meist weissen *Michelia* interessant, bei denen nicht klar ist, ob sie zu der Gattung der Magnolien gehören oder eine eigene Gattung bilden.

Letztlich darf uns das egal sein: Hauptsache, sie blühen schön, und man kann nördlich der Alpen experimentieren, ob sie auch härtere Winter als den derzeitigen überleben.

BRODER

Übermut und Grössenwahn

Wäre die derzeitige deutsche Aussenministerin Annalena Baerbock ein Mann, könnte man über sie sagen: «Der hat Eier, der traut sich was!»

Sie hat ihren Lebenslauf sukzessive nachgebessert, sie kann einen Kobold von Kobalt, einem chemischen Element, nicht unterscheiden, sie hat ein Buch, das unter ihrem Namen veröffentlicht wurde, nicht selbst geschrieben, sondern schreiben lassen, weswegen sie reinen Herzens behaupten konnte, sie habe bei niemand abgeschrieben. Ihr Satz «Ich komme aus dem Völkerrecht» gehört bereits heute zu den besten Pointen im grossen Buch der politischen Stilblüten.

Im Rahmen der Münchner Sicherheitskonferenz kam es vor kurzem zu einem Wortwechsel zwischen der deutschen Aussenministerin und dem Bürgermeister von Kiew, Vitali Klitschko. Der wiederholte seine Forderung, Deutschland sollte der Ukraine Waffen liefern, worauf ihn Frau Baerbock, die sich gegen Waffenlieferungen an die Ukraine positioniert hat, belehrte, «Bürgermeister von Kiew» zu sein, sei «eine andere Rolle als die eines Aussenministers».

Eine Münchner Zeitung nannte dies einen «heiklen Moment».

Gut möglich, dass Frau Baerbock nicht bewusst war, in wessen Fussspuren sie wandelte, als sie den Kiewer Bürgermeister wie einen Lehrling abfertigte. Übermut und Grössenwahn waren schon immer Markenzeichen deutscher Aussenpolitik.

So hat der Chef des Auswärtigen Amtes und spätere Reichskanzler Bernhard von Bülow in einer Reichstagsdebatte über die deutsche Kolonialpolitik im Dezember 1897 ausgerufen: «Wir wollen niemand in den Schatten stellen, aber wir verlangen auch unseren Platz an der Sonne!» Der deutsche Kaiser Wilhelm II. verabschiedete das Expeditionskorps zur Niederschlagung des Boxeraufstandes in China im Juli 1900 mit den Worten: «Pardon wird nicht gegeben! Gefangene werden nicht gemacht!» Nie wieder sollte es ein Chinese wagen, «einen Deutschen schein anzusehen!»

Es gab damals kein Ausfuhrverbot für Waffen. Und das Personal zu ihrer Bedienung wurde gleich mitgeliefert.

Henryk M. Broder

Che Molina aus Illnau-Effretikon

Gern wirft sich Fabian Molina in die Pose des Revolutionärs lateinamerikanischen Zuschnitts. Wie sieht er die Schweiz?

Alex Baur

Eines muss man ihm lassen: Fabian Molina ist nicht nur unzimperlich im Austeilen, sondern auch im Nehmen. Es war schon allerhand, was ich ihm vorgeworfen hatte. Als Steinzeit-Sozialisten hatte ich ihn titulierte, als ewigen Studenten mit grosser Klappe und wenig Ahnung vom realen Leben. Den Anlass gab ein Foto, das der SP-Nationalrat am 13. Februar auf Instagram gepostet hatte. Es zeigt den dunkel gekleideten Fabian Molina, die Finger zum V-Zeichen erhoben, inmitten der unbewilligten Antifa-Demo, die (wie erwartet) in gewalttätige Ausschreitungen ausgeartet war. Ich erinnerte bei dieser Gelegenheit daran, dass der schwarze Mob eine Erfindung von Benito Mussolini war – dem Begründer des Faschismus also, den die Antifa angeblich bekämpft.

Gewiefter Redner

Trotz dieser Breitseite machte Molina ohne Umstände sofort einen Termin frei, als ich ihn um ein Gespräch bat. Für mich war es nicht nur eine Frage der Fairness, seine Sicht der Dinge einzubringen. Molina ist eine interessante Figur. Allein das Tempo seines politischen Aufstiegs ist beachtlich: mit 19 Jahren Parlamentarier in seiner Gemeinde Illnau-Effretikon ZH, mit 24 Präsident der Schweizer Juso,

Bern

mit 27 Kantonsrat, ein Jahr später Nationalrat und Mitglied der prestigeträchtigen Aussenpolitischen Kommission. Und das in einer Partei, für die er eigentlich das falsche Geschlecht hat. Mit 31 Lebensjahren ist der gewiefter Redner Molina eine national bekannte Figur.

Fabian Molina empfing mich im Bundeshaus. Zur Begrüssung eröffnete er mir, so freundlich wie bestimmt, dass er rechtliche Schritte gegen mich erwäge. Einfach damit das klar sei. Ich schätze klare Verhältnisse. Thema

Zur Begrüssung eröffnet mir Molina, dass er rechtliche Schritte gegen mich erwäge.

abgehakt. Molina stört sich daran, dass ich ihn mit politischer Gewalt in Verbindung brachte. Als es zu den Ausschreitungen kam, von denen er sich distanziert habe, sei er längst woanders gewesen. Die Demo sei zwar unbewilligt gewesen, dafür nehme er eine Busse in Kauf. Doch Doppelmoral könne man ihm nicht vorwerfen. Er setze sich seit langem dafür ein, dass es für Kundgebungen keine Bewilligung brauche. An jenem Samstag sei es darum gegangen, ein Zeichen gegen die «Nazis» zu setzen, die im Rahmen der Corona-Proteste ebenfalls ohne Bewilligung in Zürich demonstrierten. Dank der Antifa sei Zürich immerhin «nazifrei».

Wirrköpfe in einem Topf

Wir stritten uns nun eine Weile um die Frage, ob die Tatsache, dass Rechtsextreme in der Schweiz kaum eine Rolle spielen, wirklich der Antifa zu verdanken ist. Dass ein paar Neonazis an jenem Samstag durch Zürich defilierten, ist zwar eine Tatsache (über die in der *Weltwoche* ausführlich berichtet wurde). Doch die friedlichen Corona-Protestler haben mit diesen Kreisen wirklich nichts am Hut. Ich finde es perfid, die Massnahmegegner mit diesen wenigen Wirrköpfen in einen Topf zu werfen. Fabian Molina drehte den Spiess um: Genau das würde ich ja tun, wenn ich den schwarzen Block mit den Tausenden Faschismusgegnern gleichsetze, die nicht



„Kein Wunder, dass Sie es mit dem Rücken haben, wenn Sie sich immer so tief vor dem Kunden verbeugen...“



Doppelmoral könne man ihm nicht vorwerfen: Nationalrat Molina im schwarzen Block.

randalierten. Ich fand, diese Symmetrie gehe nicht auf, weil die Relationen nicht stimmten – das fand Molina auch, einfach andersherum. Wir einigten uns darauf, dass wir uns in diesem Punkt nie einigen würden.

Erbe des Allende-Blues?

Fabian Molina ist stramm links positioniert. Die *Aargauer Zeitung* apostrophierte ihn einmal als neuen Jean Ziegler (was er durchaus als Ehrbezeichnung empfindet). Es war eine Anspielung auf rekordverdächtige hundert Vorstösse während seiner ersten eineinhalb Jahre in Bern und auf sein Engagement für die Dritte Welt. Sein klassenkämpferischer Impetus erinnert an längst verflossene Zeiten, als Che Guevara die Vervollkommnung des sozialistischen Ideals verkörperte. Molina nimmt denn auch gerne Bezug auf seine südamerikanische Herkunft.

Sein Vater Jorge kam 1982 als politischer Flüchtling aus Chile in die Schweiz. Er war ein glühender Anhänger des 1973 von General Augusto Pinochet gestürzten Salvador Allende. Pinochet war zweifellos ein brutaler Diktator, doch das ändert nichts daran, dass er Chile in eine prosperierende Demokratie führte, die in Lateinamerika ihresgleichen sucht. Dieses unlösbare Dilemma bewegt und spaltet die chilenische Gesellschaft seit bald einem halben Jahrhundert, in der Heimat wie im Exil.

Ist Fabian Molina ein Erbe des Allende-Blues? Sein Vater sei in der Schweiz kaum noch politisch aktiv gewesen, erwidert er. Das Engagement seiner Mutter, einer Physiotherapeutin, bei der SP erschöpfe sich heute primär in der Lokalpolitik. Auf den Geschmack der Politik sei er aus eigenen Stücken gekommen. Ein

Schlüsselerlebnis sei für ihn der Abstimmungskampf um die vom Souverän 2006 gebilligte Verschärfung des Asylgesetzes gewesen.

Fabian Molina bezeichnet sich als «von Natur aus eigentlich scheu». Als halber Secondo habe er von klein auf immer das Gefühl gehabt, nicht ganz dazuzugehören. In den Schulen der

Sein Berufsziel sei Politiker, das habe er erreicht, dafür brauche er keinen Titel.

Agglomeration Zürich seien die Secondos doch schon damals in der Mehrheit gewesen, wende ich ein. Molina kontert mit einem Beispiel: «Wenn jemand nach meiner Herkunft fragte und wenn ich mit «Illnau» antwortete, hiess es oft: «Ja klar, aber woher kommst du ursprünglich?» Ein Punkt, den ich Fabian Molina zugehen muss. Wie oft habe ich mich schon über dieses «Woher ursprünglich?» genervt.

Studium ohne Abschluss

Und trotzdem – liegt das Ein- und Ausgrenzen nicht in der menschlichen Natur? Ist es nicht auf der ganzen Welt dasselbe? Muss man die Eidgenossenschaft deshalb gleich auflösen? Molina profiliert sich als glühender Befürworter des EU-Beitritts, mit der Schweizer Fahne kann er ebenso wenig anfangen wie mit Gott in der Verfassung. Muss er sich da wundern, wenn seine Liebe zur Schweiz angezweifelt wird? Sein politisches Engagement, erwidert er, sei der beste Beleg dafür, dass er für dieses Land einstehe und Verantwortung übernehme. Nur verwahre er sich dagegen, dass sich die Schweizer für etwas Besseres hiel-

ten. Einmal mehr sind wir uns einig, dass wir uns wohl nie einigen werden.

Bleibe noch die Sache mit dem «ewigen Studenten». Es sei tatsächlich so, dass er sein Geschichtsstudium nicht abgeschlossen habe, räumt Fabian Molina ein – und dass er dies auch nicht zu tun gedenke. Sein Berufsziel sei Politiker, das habe er erreicht, dafür brauche er keinen Titel. Das sind klare Worte, wie man sie von einem Berufspolitiker selten hört. Was ist es denn, was ihn an der Politik so fasziniert, dass er ihr alles unterordnet? Die Kontroverse, erklärt Molina, der Wettstreit der Ideen, wobei man sich am Schluss bei allen Differenzen zu einer praktikablen Lösung zusammenraufe. Immerhin: ein Punkt, in dem wir uns einig sind.



Pflegezentrum Gorwiden

Sehr gute Pflege in ruhigem Gartenquartier Zürich Nord

- Aktivierungstherapie, Ergotherapie, Logopädie, Physiotherapie
- Eigene Ärzte, Pauschaltaxen inkl. Cafeteriaabzüge
- Kurzaufenthalte während den Ferien von pflegenden Angehörigen, Tages- und Nachtaufenthalte, Betreutes Wohnen, keine Kündigungsfristen
- Haustiere in Einbettzimmern möglich
- Besuche in Corona-Zeit jederzeit, unter Einhaltung der Hygienevorschriften der Gesundheitsdirektion, möglich.
- Aufnahme von Pflegeotfällen jederzeit kurzfristig möglich
- Besichtigungen und Beratungen auch am Wochenende

www.gorwiden.ch | 044 315 11 11 (täglich)

Königsgambit mit Putin

Was ich vor einem halben Jahrhundert in Armenien über das Schachspiel gelernt habe – und wie ich heute dieselben Spielzüge in der grossen Politik beobachte.

Mario Widmer

Vor langer Zeit, ich denke, in den frühen siebziger Jahren, sass ich in einer französischen Caravelle und flog nach Eriwan. Ich sass hinten. Da waren die Rauchersitze.

Als der Pilot, er war gut gelaunt, wahrscheinlich ein bisschen betrunken, zu einer Kurve um den erloschenen Vulkan Ararat ansetzte, weil er uns die Anomalie zeigen wollte, die Anlegestelle vor 5000 Jahren von Noah mit seiner Arche, nahm ich einen tiefen Zug von der Gauloise.

24 Stunden später. Im Stadtteil Kentron. Ich war auf dem Weg zum Schachhaus, aus dem später die Akademie des armenischen Genies Tigran Petrosian werden sollte, folgte einer Gruppe von alten Männern, die singend ein weisses Schaf vor sich hertrieben. Auf einen Friedhof.

Vor einem frisch zugeschütteten Grab hatten die alten Männer ihr Lied beendet. Ein buckliger Greis hielt plötzlich einen Krummdolch in der Hand, mit der anderen packte er das weisse Schaf. Zog ihm den Kopf zurück. Und schnitt dem unschuldigen Tier mit einer eleganten, fast zärtlichen Bewegung die Kehle durch.

Du opferst einen Bauern. Dann die Dame. Mit dem hinterlistigen Springer gewinnst du die Partie.

se Schaf. Zog ihm den Kopf zurück. Und schnitt dem unschuldigen Tier mit einer eleganten, fast zärtlichen Bewegung die Kehle durch.

Ich weiss nicht mehr, wohin er den Strahl des Blutes richtete. Ich hatte keine Gauloises bei mir. Und sah weg.

Wunderbare Wärme

Eine Stunde später. Im Schachhaus. Eine grosse Truppe von etwa zwanzigjährigen Schülern. Jeder vor einem Schachbrett. An einem Pult ein alter Mann. Bucklig. Aber mit kräftiger Stimme. Er schrie etwas in einer seltsamen Sprache. Russisch? Türkisch? Armenisch! Königsbauer zwei Felder nach vorne. Den f-Bauern ebenfalls.

Das Königsgambit. In der Fortsetzung die Quaade-Variante. Mit dem spektakulären Damenopfer, dem Springer matt. Die Schar der Schüler still, andächtig. Gefangen vom Genie dieser Eröffnung. Ich zündete mir eine Gauloise an.

Wenn ich über Putin, die Ukraine, die geschichtliche Dimension der gefährlichen Situation zwischen dem spielerischen Drama und dem dritten Weltkrieg nachdenke, sehe ich die Anomalie am Berg Ararat auf 5000 Metern, den Krummdolch an der Kehle des sterbenden Schafs und die Andacht der Schachschüler beim Königsgambit.

Und ich sehe den jungen Putin an einem der Bretter. Die durchtriebenen Augen. Die schmalen Augen. Den amüsierten Ausdruck.

Noah. Das Blut und das Grab. Das raffinierte Ende des grossen Spiels mit dem Springer matt.



Wie damals, im Schachhaus von Eriwan.

Ich sehe dieses rätselhafte, leidenschaftliche, dramatische, melancholische Russland. Das brutale, grosse, grossartige Land der Zaren, Lenins, Stalins, Putins. Das Land zwischen der wunderbaren Wärme des Bernsteinzimmers und dem stillen Tod in Sibirien bei minus vierzig Grad, zwischen der Degeneration unter dem letzten Zaren, der Revolution Lenins, dem Horror Stalins und jetzt dem Traum unter Putin. Die Renaissance einer Grossmacht?

Hat Russland, die Degeneration unter den Zaren, die Alpträume mit dem Kommunismus hinter sich, daraus gelernt? Was versteckt sich hinter dem amüsierten Blick von Putin?

Ist sein Ausdruck, seine Miene das Wissen um das Sterben Amerikas, das eben seine eigene Degeneration erlebt, zermalmt wird zwischen politischer Korrektheit, Genderwahnsinn, Cancel Culture. Woke?

Eine Grossmacht, dank den Helden ihrer Geschichte, die sie nun vom Sockel holt, sie der religiösen Lebenslüge opfert, dass der Mensch sich von der Schöpfung, der Natur, getrennt hat, zu einem Märchenwesen geworden ist, nur noch jeden Tag zwischen Geburt und Tod ein bisschen besser. Jeder sei der Gott seines Nächsten.

Lust in seinem Blick

Was sieht man in Putins Augen? Die Ohnmacht Deutschlands, das am Krebsgeschwür des eigenen schlechten Gewissens zugrunde geht, Europa mit in den Strudel jener reisst, die glauben, Schulden seien ein Baustein von neuer Zukunft, nicht nur Last auf den Schultern der wirklich Schwächsten – der eigenen Kinder?

Oder sieht er Frankreich, als Macht letztmals respektiert, als Napoleon durch Europa ritt, bevor ihn das grosse Russland aus dem Sattel hob?

England. Einst versprach die ehemalige Grossmacht seinen Bürgern nur Blut und Tränen für den Untergang Hitlers, Putin muss davon gehört haben, heute sind es nur noch geile Prinzen, tanzfreudige Premiers und ungelöste Probleme durch fehlende Lastwagenfahrer, die das Land bewegen.

Putin wird siebzig. Seine Libido auch. Die Lust steigt in seinen Blick. Er sieht Russland als Grossmacht im eurasischen Raum. Was es zweimal war. Und er sieht sich auf dem Sockel der nächsten Geschichte.

Putin kennt die Macht der Moral. Jener Moral, die alle schwächt, die stark waren. Jener Moral, die alle stärkt, die sie nicht haben. Und Putin kennt das Königsgambit. Auch die Quaade-Variante. Für ihn ist das alles Schach.

War der Russe Spasski der letzte grosse Königsgambiter?

Du opferst einen Bauern. Dann die Dame. Mit dem hinterlistigen Springer gewinnst du die Partie.

Wie damals. Im Schachhaus von Eriwan.

Theaterdonner beim *Tages-Anzeiger*

Der *Tages-Anzeiger* entliess einen linken Journalisten. Es ist der Fall eines Gesinnungs-Karrieristen.



Als der *Tages-Anzeiger* letzte Woche den Journalisten Kevin Brühlmann entliess, kommentierte ein Redaktionskollege den Abgang mit einem bösen Vergleich. Er sagte mir: «Nun ist unser Mini-Relotius weg.»

Mini-Relotius. Der Redaktionskollege spielte auf den Journalisten Claas Relotius an, den der *Spiegel* vor drei Jahren unter grossem Theaterdonner gefeuert hatte. Relotius hatte die Fakten in seinen Texten jeweils so lange gedrechselt, bis sie in seine weltverbessernde Weltsicht passten.

Der Vergleich ist überzogen, aber ganz falsch ist er nicht. Brühlmann vom *Tages-Anzeiger* gehört, wie Relotius vom *Spiegel*, zu jener jungen und linken Generation von Journalisten, denen die richtige Haltung wichtiger ist als die Sachgerechtigkeit. Es ist die Generation der schreibenden Gesinnungstäter.

Die Entlassung von Kevin Brühlmann sorgte ebenfalls für einigen Theaterdonner. Es lohnt sich denn, sie etwas aufzurollen.

Wenn Brühlmann eine Reportage schrieb, dann wusste man eines genau: Der Text war stramm antikapitalistisch. Was am antikapitalistischen Text nun Dichtung oder Wahrheit war, wusste man hingegen nicht so genau.

Brühlmanns Reihe der ideologischen Irrlichtereien ist lang. Er war intern darum schon einige Zeit auf dem Radar.

Die Eröffnung des Kunsthhauses Zürich und seiner Bührlle-Sammlung etwa beschrieb er als eine Abhöraktion bei den Besuchern. Eine «Frau Mitte fünfzig» belauschte er am Handy, als sie sagte, es gehe hier um «so Nazi-Raubkunst». Bei einem «älteren Mann» hörte er mit, als der

einem Freund zuraunte, man erfahre nichts über die «Waffengeschäfte mit den Nazis».

Solch anonyme Zitate, so weiss jeder Journalist, sind oft frei erfunden. Aber die antisfaschistische Haltung stimmt.

Dann lieferte Brühlmann eine Story über die gemeinnützige Baugarten-Stiftung, die in Zürich Projekte von Tonhalle bis Zoo finanziert. Brühlmann machte daraus ein Pamphlet aus

Wenn die Wirklichkeit nicht will, wie sie soll, dann wird sie dazu gezwungen.

dem revolutionären Poesiealbum und höhnte über «goldene Manschettenknöpfe» der Stiftungsträger, ihre «breit geschnittenen Anzüge» und den «Pin des Rotary-Clubs am Revers». Den Ausdruck Kapitalistenschweine, immerhin, brauchte er nicht.

Der *Tages-Anzeiger* entschuldigte sich bei der Stiftung für den Artikel. Um Brühlmann zu schonen, wurde die Entschuldigung nicht öffentlich gemacht.

Ähnliche Erfahrungen hatten sie zuvor auch in der Zürcher Gemeinde Wiesendangen gemacht. Brühlmann schrieb hier ein Grusel-Stück über einen rassistischen Mob, der eine Schülerin mit Hitlergruss niedergemacht und beinahe in den Selbstmord getrieben hätte. Die Moritat erwies sich als überdramatisch konstruiert, ganz nach dem Prinzip: Wenn die Wirklichkeit nicht will, wie sie soll, dann wird sie dazu gezwungen.

Brühlmann, der bei der sozialistischen *Schaffhauser AZ* begann, wurde schon früh mit

Journalistenpreisen bekränzt. Er galt, obschon erst 32, im rot-grün gefärbten Medienmilieu als kommender Mann. Er war sozusagen ein Gesinnungs-Karrierist.

Dann aber verlor sich Brühlmann in seiner systemkritischen Passion. Er schrieb die jüdische Zürcher Stadtratskandidatin Sonja Ruff-Frenkel nieder, und dies mit allen verfügbaren Stereotypen des Antisemitismus. Die Frau aus der FDP sei vermutlich «Millionärin», sie besitze «Immobilien», bei ihr bekomme man «Zins», die Kinder besuchten eine teure «Privatschule». Den Ausdruck Geldjüdin, immerhin, brauchte er nicht.

Die Story kam problemlos ins Blatt. Vier Redaktoren lasen sie, alle stimmten zu. Auch das war wie beim *Spiegel*. Jahrelang hatte man auch dort die linken Texte von Relotius unkritisch durchgewunken. Wenn die Herzen aufgehen, dann versagen die Kontrollen.

Dennoch war nun das Mass in Brühlmanns Negativ-Serie voll. Die Chefredaktion verfasste eine Entschuldigung, diesmal wurde sie öffentlich gemacht. Dann signalisierte auch Verleger Pietro Supino, dass jetzt genug sei. Brühlmann wurde entlassen.

Nun begann das übliche Ritual. Die mehrheitlich linkslastige Redaktion des *Tages-Anzeigers* solidarisierte sich mit ihrem Gesinnungsgenossen. Sie schrieb einen Brief an die Chefetage, mit dem sie Brühlmanns Wiedereinstellung forderte.

Der Protestbrief war natürlich erfolglos, hatte aber dennoch sein Gutes. Wir wissen nun, welche Art von Journalisten sie beim *Tages-Anzeiger* so richtig gut finden.

Ihre Feinde nennen sie «Hexe»

Pakistans First Lady, die aussieht wie eine Figur aus «Game of Thrones», ist Sufi-Meisterin. Was hat es damit auf sich?

Francis Pike

Bushra Bibi, die Frau des pakistanischen Premierministers Imran Khan, ist eine Hexe. Das zumindest behaupten seine Gegner. Sechs Monate vor seiner Ernennung im Jahr 2018 heiratete er Bushra Bibi, eine verschleierte Sufi-Meisterin aus Pakpattan. In dieser Stadt im Punjab, unweit der indischen Grenze, befindet sich der Schrein von Baba Farid, einem Sufi-Heiligen aus dem 12. Jahrhundert. Und Imran Khans Interesse an diesem Guru führte ihn in den Umkreis von Bushra Bibi, die zunächst seine spirituelle Mentorin und dann seine Ehefrau wurde.

Nachdem sich herausgestellt hatte, dass sie geschieden war, heiratete er sie, ohne sie jemals unverschleiert gesehen zu haben. Dass ihr Gesicht in einem Spiegel nicht zu sehen ist, gilt Feinden des Paares als Beweis dafür, dass sie eine Hexe mit übernatürlichen Kräften ist. Solche Vorwürfe sind nichts Neues in der Politik. Nancy Reagan, die Frau von Präsident Ronald Reagan, wurde beschuldigt, mit Hilfe einer astrologischen Beraterin Einfluss auf die amerikanische Politik zu nehmen.

Ruf als Playboy

Imran Khans Wahl seiner Ehefrauen kann man nicht anders als eklektisch bezeichnen. Seine erste Frau, Jemima, war die hübsche Tochter des bekannten anglo-französisch-jüdischen Politikers und Milliardärs Sir James Goldsmith. Es war eine Liaison, die angesichts von Imrans Ruf als Playboy niemanden überraschte. Er faszinierte die Londoner Gesellschaftsdamen ebenso mühelos, wie er als Kapitän der pakistanischen Cricketmannschaft im Endspiel der Weltmeisterschaft 1992 die Engländer niederrang.

Die Ehe mit seiner zweiten Frau, der pakistanischen TV-Journalistin Reham Nayyar, hielt nur ein halbes Jahr. In ihren 2018 erschienenen Memoiren liefert Reham ein skurriles Bild ihrer Ehe – er selbst bezeichnete sie als den grössten Fehler seines Lebens.

Imrans Gegner porträtieren seine Ehe mit Bushra Bibi natürlich als politischen Schachzug, um auf diese Weise religiöse Wähler für sich zu

gewinnen. Unsinn! Imran Khan, in einer sunnitischen Familie aufgewachsen, wurde in seinen Dreissigern, nach Beendigung seiner Sportlerkarriere und dem Krebstod seiner Mutter, ein frommer Muslim.

Meditation und Dichtung

Statt seinen gottgleichen Status als berühmter pakistanischer Cricketspieler zu nutzen, um Reichtümer anzuhäufen, warb er bei Auslands-pakistanern in der ganzen Welt um Spenden für



Spirituelle Mentorin:
Bushra Bibi mit Gatte Imran Khan.

den Bau des grössten Krebsspitals in Asien, das den Namen seiner Mutter, Shaukat Khanum, trägt. In dieser bemerkenswerten Einrichtung, die mit den allermodernsten Apparaten ausgestattet ist, werden die meisten Patienten kostenlos behandelt.

Imran selbst, im sunnitischen Islam aufgewachsen, dem mehr als 90 Prozent der pakistanischen Bevölkerung folgen, interessiert sich schon lange für den Sufismus, eine Glaubensrichtung, die man als mystischen Zweig des Islam bezeichnen könnte. Fast zwei Drittel der Pakistaner betrachten sich als Muslime und Sufis.

Für die einfachen Leute besteht der Sufismus in der Verehrung von Schreinen und lokalen Heiligen. Auf einer höheren Ebene, unter gebildeten Muslimen der Mittelschicht, wird der Sufismus überall im Nahen und Mittleren Osten mit Meditation und künstlerischen Ausdrucksformen assoziiert, besonders mit Dichtung.

Der Mystiker Dschalal ad-Din Rumi (1207 in Afghanistan geboren) gilt als bedeutendster Sufi-Dichter. Auch der meditative Tanz, wie er von den Derwisch-Orden in der Türkei praktiziert wird, ist für Sufis eine Form der Kommunikation mit Gott. Nusrat Fateh Ali Khan, weithin als grösster Qawwali-Sänger angesehen, trat bei Imrans erster Hochzeit im Garten seiner Eltern in Lahore auf. (Ich selbst war unter den Gästen.) Qawwali-Gesängen zuzuhören, ist Ausdruck der Hingabe an Gott.

Dichtung, oft vertont, wird von Sufis als Weg zu Gott angesehen. Ziel ist es, den Zustand spiritueller Ekstase (*wadschd*) zu erreichen. Imran, ein grosser Freund der Gedichte von Rumi, stammt nach eigener Aussage von einem berühmten paschtunischen Sufi-Dichter und Krieger ab.

Auch von Sikhs verehrt

Die Besonderheit des Sufismus wurde mir bei einem Essen mit einem tschetschenischen Kommandanten in den Bergen oberhalb des georgischen Schwarzmeerhafens Poti bewusst. Mein Gesprächspartner war überrascht, als ich ihn fragte, ob Georges Gurdjieff ihm ein Begriff sei, der russische Philosoph, Komponist und Mystiker, der manchmal als christlicher Sufi bezeichnet und in Tschechien als Sufi-Guru verehrt wird.

Gurdjieff gründete bei Fontainebleau sein Sufi-Institut, das berühmte Leute wie den Architekten Frank Lloyd Wright und die Schriftstellerin Kathryn Hume anzog. Seine Lehre wurde beeinflusst vom Naqshbandi-Orden, der in der Türkei und im Kaukasus eine wichtige Rolle spielt. Wenn man bedenkt, dass Gurdjieff Katholiken, Juden, Protestanten und Hindu um sich scharte, wird klar, dass

sein Mystizismus für traditionelle muslimische Kleriker kaum attraktiv ist.

Der Schrein von Baba Farid, die geistige Heimat von Premier Khan und seiner Frau, wird auch von Sikhs im Punjab verehrt. Die Dichtung von Baba Farid fand sogar Eingang in die heilige Schrift der Sikhs, den Guru Granth Sahib. Die Sufis und Sikhs mit ihrer Warmherzigkeit sind meilenweit entfernt von den salafistischen Islamisten, die diese beiden Glaubensgemeinschaften regelmässig angreifen.

Geradezu ketzerisch

Der Sufismus, der nicht auf Moscheen und islamische Hierarchien angewiesen ist, wird von Fundamentalisten entschieden abgelehnt. Für strenggläubige Muslime wie Deobandi, Salafisten und Wahhabitens ist diese Strömung verwerflich, ja geradezu ketzerisch. In den letzten Jahren wurden überall im Nahen Osten, in Nordafrika und Asien Anschläge auf

Die Sufis mit ihrer Warmherzigkeit sind meilenweit entfernt von den salafistischen Islamisten.

Sufis verübt. Hunderte von Schreinen und Versammlungsorten wurden zerstört, viele Gläubige von Selbstmordattentätern getötet.

Besonders in Pakistan erleben Sufis immer wieder brutale Angriffe. In den letzten Jahrzehnten gab es blutige Massaker. 2016 wurde der Qawwali-Sänger Amjad Sabri in Karatschi ermordet. Im Jahr darauf verübte der Islamische Staat einen Anschlag auf den Schrein von Shahbaz Qalandar, der in Pakistan besondere Verehrung genießt. Neunzig Menschen kamen bei diesem Anschlag ums Leben, 343 wurden verletzt.

Doch es wäre ein Irrtum, zu glauben, dass der Sufismus einfach die freundliche, tolerante Seite des Islam repräsentiert und Frauen wie Bushra Bibi als spirituelle Wegweiser akzeptiert. Die bedeutende Rolle, die Frauen im Sufismus spielen, geht auf Rabia von Basra zurück, eine irakische

Mystikerin und Heilige. Sufis sind oft als politische Führer in Erscheinung getreten. Bushra Bibi stammt aus einer politisch einflussreichen Familie, die Imran Khans Partei Pakistan Tehreek-e-Insaf (PTI) nahesteht.

Meine eigenen Erfahrungen mit Naqshbandi-Sufis bestätigen das. In der kurzen Phase der tschetschenischen Unabhängigkeit nach dem Friedensvertrag mit Russland, dem das Abkommen von Chassawjurt vorausgegangen war, musste ich in Trabzon an der türkischen Schwarzmeerküste den Segen eines Naqshbandi-Führers einholen, bevor ich zu einem Interview mit Präsident Aslan Maschadow nach Tschetschenien weiterflog.

Präsident Putin bezeichnete Maschadow als Dschihadisten – zu Unrecht. Aber nach seiner Ermordung durch Agenten des russischen Geheimdiensts FSB und dem Ende des unabhängigen Tschetschenien haben die Dschihadisten im terroristischen Kampf gegen die moskauhörigen Machthaber die Oberhand gewonnen. Dennoch ist in manchen Staaten – als Reaktion auf die Zunahme des salafistischen Terrors – die politische Bedeutung des Sufismus gewachsen. Nach Angriffen von fünf dschihadistischen Selbstmordattentätern in Casablanca 2003, denen 43 Menschen zum Opfer fielen, revidierte König Mohammed VI. seine Politik.

Bis dahin hatte man geglaubt, dass ein Staat, dessen Monarch seine Abstammung in direkter Linie auf den Propheten Mohammed zurückführt, nicht ins Visier der Fundamentalisten geraten würde. Der König willigte nunmehr ein, mit der CIA zusammenzuarbeiten und Geheimgefängnisse für die Inhaftierung und Folter von verschleppten Terrorverdächtigen bereitzustellen. Und er lobte den Sufismus als erstrebenswerten «moderaten» Islam.

Typische Form von Oppositionspolitik

Die Aufregung um die Frau von Premierminister Imran Khan, die «Hexe» Bushra Bibi, verrät einiges über die religiöse Dimension der politischen Verhältnisse in der islamischen Welt. Man könnte meinen, dass die Feindschaft zwischen Sunniten und Schiiten alles beherrscht.

Doch auch der Sufismus spielt eine wichtige Rolle. Die Attacken auf Bushra Bibi sind in ihrer Schmierenskomödienhaftigkeit eine typische Form von Oppositionspolitik.

Aber es gibt noch ein anderes Element. Für orthodoxe Vertreter des sunnitischen Islam in Pakistan ist Imran Khans leidenschaftliches Bekenntnis zum Sufismus ein rotes Tuch. Der Sufismus mag als toleranter Zweig des Islam angesehen werden, im Nahen Osten und in Asien wird er automatisch in den Sumpf des politischen Alltags hineingezogen.

Francis Pike ist Imran Khans ehemaliger Schwager.
Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Juso-Jansen will Pharma verstaatlichen

Wenn diese Frau den Zolli besucht, stellen sich sogar die Tiger tot. Die Basler Dauer-Provokateurin Ronja Jansen ist bekannt dafür, dass sie das Wirtschaftssystem radikal umkrempeln will. Neuste Vision: Die Pharmaindustrie soll verstaatlicht werden.

In einem Interview mit der *Basler Zeitung* wurde die Ultralinke gefragt: «Soll der Bundesrat bei den Roche- und den Novar-



Sogar die Tiger stellen sich tot:
Ronja Jansen.

tis-Eignern einmarschieren und sie zwingen, ihre Aktien zu verkaufen?» Antwort Jansen: «Das ist eine Option. Aber es geht auch einfacher. Die Sandoz zum Beispiel wird vermutlich sowieso abgestossen. Der Bundesrat könnte sie aufkaufen und damit ein Pharmaunternehmen für die Bevölkerung aufbauen.»

Politik mit dem Kehlkopf

Firmen, die nicht verkauft werden, müssten unter staatliche Kontrolle gestellt werden, findet die zungenfertige Schwätzerin. Jansen sagt: «Die Pharma müsste zum Service public gehören. Es ist unsäglich und ineffizient, wenn eine überlebenswichtige Branche nach Profitoptimierung funktioniert.»

Laut der Superlinken braucht es ein staatliches Pharmadepartement. «Das wäre die Idee mit der Sandoz. Man könnte den Konzern kaufen und ihn dann so weiterentwickeln, dass er verschiedene Sparten in der Pharmaindustrie abdecken kann.»

Gut, dass Wirtschaft und Politik nach wie vor mit dem Kopf gemacht werden. Und nicht mit dem Kehlkopf. Ab März politisiert Jansen zum Glück nicht mehr schweizweit, sondern im bürgerlichen Baselbieter Landrat.

Beiden viel Spass.
René Hildbrand



„Kannst du nicht wenigstens beim Emen mal abschalten, Sherlock?“

Krach bei den Neonazis

Die rechtsextreme Szene in der Schweiz ist im Umbruch. Was passiert da genau?

Kurt Pelda

Rechts von der SVP zu politisieren, ist ein schwieriges Unterfangen. Das musste auch die Partei national orientierter Schweizer (Pnos) in den 21 Jahren ihres Bestehens erfahren. Anfang Februar hat die Pnos im Parteimagazin *Harus* ihre Auflösung verkündet. «Ein Werkzeug, das verschlissen ist, muss durch ein neues ersetzt werden», schrieb Pnos-Präsident Florian Gerber in der letzten *Harus*-Ausgabe.

Einige Parteimitglieder fühlten sich durch diese unerwartete Ankündigung überrumpelt. Und stellten sich schnell die Frage, ob die Auflösung überhaupt rechtens sei. Wie die meisten Parteien ist oder war die Pnos ein Verein, und laut Gesetz kann ein Verein sich selbst nur dann auflösen, wenn die Mitgliederversammlung das so bestimmt. Bei der Pnos hat der Vorstand aber nie eine Generalversammlung einberufen, sondern das Ende in Eigenregie eingeläutet. Sollte jemand diesen Beschluss vor Gericht anfechten, so würde die Auflösung der Pnos wohl für nichtig erklärt.

Interne Umfrage

Einer, der sich einen solchen Schritt überlegt, ist der ehemalige Vorsitzende der Pnos-Sektion Basel, Tobias Steiger. Er hält es für eine Schnaps-idee, bestehende Strukturen zu zerstören, um etwas Neues aus dem Boden zu stampfen. Noch am selben Tag, als er erstmals aus dem *Blick* vom Ende seiner Partei erfuhr, eröffnete er auf Facebook unter dem Namen Pnos88 ein Konto, das bisher aber nur einen einzigen Abonnenten hat. Sowohl Steiger als auch Parteipräsident Gerber wurden kürzlich wegen antisemitischer Rassen-diskriminierung verurteilt.

Wie soll es nun weitergehen? Wenn das «verschlossene Werkzeug» Pnos laut Florian Gerber durch ein neues ersetzt werden soll, dann heisst das wohl, dass sich eine neue Neonazi-Partei im Aufbau befindet. In einem Brief verwies Gerber denn auch auf ein «konkretes Projekt von nationaler Prägung» mit dem Namen «Bündnis freie Schweiz».

Dieser Name weckt Erinnerungen. Als es in einer internen Pnos-Umfrage 2020 um

den sperrigen und wenig konkreten Parteinamen ging, kam unter anderem auch der Vorschlag, die Pnos in «Aktion freie Schweiz» umzubenennen. Wenn nun bereits ein «Bünd-

Einiges deutet darauf hin, dass die Junge Tat vom Wegfall der Pnos profitieren wird.

nis freie Schweiz» entstanden ist, wird es sich hier um das Projekt einer Nachfolgepartei handeln. Wie weit es gediehen ist und wer genau dahintersteckt, lässt sich derzeit noch nicht sagen.

Tatsächlich gab die Pnos in den letzten Jahren das Bild eines «verschlossenen Werkzeugs» ab. Es fanden kaum noch Aktionen statt, und bei Wahlen hatten Pnos-Kandidaten keine Chance. Die Partei verlor innerhalb der rechtsextremen Szene und vor allem beim Neonazi-Netzwerk Blood & Honour (B & H) an Rückhalt. Dabei spielte auch die Spaltung in bekennende Nationalsozialisten wie Tobias Steiger und eher patriotisch gesinnte Parteimitglieder eine Rolle.

Bei der erwähnten internen Umfrage stimmten nur 46 Prozent dafür, dass der Nationalsozialismus gezielt beleuchtet und nach aussen hin kommuniziert werden sollte. Eine Mehrheit sah das anders und wollte

den braunen Kern der Pnos nicht allzu stark durchschimmern lassen.

Diese vorsichtige Haltung und grundsätzliche Bedenken, in einem als degeneriert empfundenen Gesellschaftssystem politische Opposition zu spielen, haben die hartgesottene Neonazis von B & H zusätzlich von der Partei entfremdet. Einige von ihnen gründeten die Nationale Aktionsfront (NAF), die sich die «Rückführung aller kulturfremden Einwanderer» auf die Fahne geschrieben hat. Sie sieht sich als ausserparlamentarische Opposition.

Erfolg in der Westschweiz

Die Jugendbewegung der NAF ist die Junge Tat, eine unter anderem aus der Winterthurer Eisenjugend hervorgegangene Gruppe von Neonazis. Sie dürfte derzeit etwa dreissig Mitglieder und eine unbekannte Zahl von Sympathisanten haben. Sie rekrutiert vor allem über das Internet und mit Hilfe professionell gemachter Propagandavideos. In der Szene wird die stetig wachsende Junge Tat als die zeitgemässere Antwort auf das «System» angesehen als die verstaubte und kaum noch aktive Pnos.

Die Junge Tat fällt nicht nur durch ihre Aktionen auf, also durch im Internet verbreitete Videos ihrer «Taten» – wie das Aufhängen von Transparenten an Brücken und markanten Gebäuden –, sondern auch durch eine Vernetzung über die schweizerischen Sprachgrenzen hinweg. Die NAF konzentriert sich ganz auf die Deutschschweiz, und die Pnos hatte zwar einen Ableger in der Westschweiz, der aber ziemlich autonom agierte.

Die Junge Tat hat es nun aber auch geschafft, Romands für ihre Aktionen zu begeistern. Als die rechtsextreme Gruppe im Januar die Spitze einer unbewilligten Corona-Demonstration in Bern übernahm, waren auch vermummte Westschweizer mit von der Partie. Dies beweisen Nahaufnahmen der Demonstranten, die der *Weltwoche* vorliegen. Einiges deutet darauf hin, dass die Junge Tat vom Wegfall der Pnos profitieren wird.



Feminisierung der Männer

Bringt die «neue Männlichkeit» unsere Gesellschaft weiter, oder befriedigt sie bloss den Zeitgeist?



Männer, seid weich!», wurde in den vergangenen Jahren gefordert, in Schlagzeilen, an der Feministenfront, in akademischen Zirkeln. Mit weicheren Männern wird alles besser, so die Annahme. Traditionelle Männlichkeit gilt heute als verpönt, stattdessen sollen die Kerle sensibler werden, Gefühle zulassen, zeigen und darüber sprechen. Nicht ständig versuchen, die Kontrolle über alles haben zu wollen, der Dominanz entsagen, weiblichere Verhaltensweisen übernehmen. Eigentlich sollen sie mehr so sein wie die Frauen.

Tatsächlich ging der Trend dahin, dass Männer weicher, weiblicher wurden. Im Bekannten- und Kollegenkreis beobachte ich es vor allem bei jüngeren Generationen, aber auch öffentlich zeigen sie ihr feminineres Ich, schreiben über ihre Gefühlswelt, überwundene Leiden und fragen sich, wie sie zu einer besseren Welt beitragen können. Ich halte das für etwas Positives.

Es gibt aber noch einen anderen Blickwinkel auf die «neue Männlichkeit». Der Soziologie-Professor Walter Hollstein ist der Frage nachgegangen, wie sie sich auf die Männer selbst auswirkt, und bezieht sich in seinem NZZ-Artikel auf den verstorbenen, bedeutenden US-amerikanischen Poeten Robert Bly. Der abrupte Abschied von der traditionellen Männlichkeit und das entsprechende Eingeständnis zu einem weichen Mann habe sich nicht als «Patentrezept» herausgestellt. «Viele dieser Männer sind unglücklich», so Bly. Die «neuen» Männer seien «lebenserhaltend, aber irgendwie nicht mehr lebensspendend». Sie hätten die Beziehung zu sich selbst aufgegeben, schauten nur noch auf die Frauen und betrachteten diese als die wertvolleren Menschen. Ihr feminines Bewusstsein zu pflegen,

sei zwar schön, aber diese Entwicklung habe den Mann «nicht frei» gemacht. Zu Blys Thesen lieferte der Psychotherapeut James Hillman in den achtziger Jahren empirische Belege, wie Hollstein weiter schreibt. Anhand seiner Patienten beobachtete er den Energieverlust der «neuen» Männer, darunter Kraftlosigkeit der Beine, Probleme beim Luftholen, Erektionsprobleme, Impotenz. Ihr Lebensgefühl war generell beeinträchtigt. Hillmans Fazit: Die Männer zeigten sich extrem verunsichert in ihrer eigenen Männlichkeit.

Offenbar ist manchen Männern im Zuge der weiblichen Emanzipation das körperlich-geistige Wohlbefinden abhandengekommen. Hillmans Untersuchungsergebnisse, die später von vielen Psychotherapeuten bestätigt wurden, scheinen aber nicht übermässige Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben. Wäre bei entsprechenden Diagnosen unter den Damen nicht sofort der Alarmzustand ausgerufen worden? Und noch einer Frage kann ich nicht widerstehen: Ist die Welt durch die Feminisierung der Männer sicherer oder besser geworden? «Ja, vielleicht ist eine Welt mit feminineren Männern eine etwas bessere. Das ändert aber nichts an den fundamentalen Problemen, denen Frauen weltweit ausgesetzt sind», sagt etwa die Philosophin Holly Lawford-Smith im NZZ-Interview. Sie ist Teil des neuen, genderkritischen Feminismus, zu dessen Prioritäten laut Lawford-Smith der Kampf gegen Genitalverstümmelung zählt oder die «seit den 1960er Jahren hart erkämpften Rechte zu sichern: so etwa Unterkünfte nur für Frauen, die Opfer von Vergewaltigung und häuslicher Gewalt geworden sind».

Man könnte nun argumentieren, dass vermutlich und tendenziell vor allem jene Männer weicher geworden sind, die von An-

fang an nicht das Problem waren. Und Männer, die zu Gewalt neigen, nicht zu jenen zählen, die weicher geworden sind und ihr Benehmen auch nicht aufgrund entsprechender Forderungen ändern. Ich bezweifle darum, dass die Welt mit «weicheren» Männern gesamthaft besser geworden ist. Vielleicht ist es aber auch zu einfach, diese Entwicklung auf das Verhalten von Männern und Frauen zu begrenzen, stärkere Rollen spielen eher Wohlstand und Bildungssystem. Nicht weil Männer femininer wurden, geht es uns besser, sondern weil – historisch gesehen – unser aller Leben besser geworden ist: Wir alle wurden weicher, weil wir nicht mehr so taff sein müssen. Den klassischen Versorger und Beschützer benötigt es in der Form nicht mehr; der Sozialstaat hat einen Teil der Rollen übernommen, und Frauen kommen auch ohne Mann bestens zurecht.

Die Verweiblichung der Männer könnte aber auch eine Folge des feminisierten Schulsystems sein, das laut einigen Psychologen der männlichen Natur nicht gerecht wird und Buben und jungen Männern in ihrer Entwicklung eher schadet.

Sich seiner Fehler bewusst sein ist immer gut. Es ist aber das eine, wenn Menschen sich aus Überzeugung verbessern möchten, und etwas völlig anderes, wenn klassisch männliches Verhalten zurückgedrängt wird, weil ein feministischer Zeitgeist, ein weiblich geprägtes Bildungssystem oder eine übersensible Gesellschaft die Veränderung verlangen und damit zweifellos auch bewirken, dass Männer sich verunsichert fühlen oder sogar ihre natürlichen Wesenszüge aufgeben. Letztlich würde das allen Geschlechtern mehr schaden als nützen.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli

Boulevard deutscher Träume

In den goldenen 1920er Jahren Sehnsuchtsort von Bürgertum und Bohème gleichermassen, verlor der Kurfürstendamm später an Glanz. Jetzt ist die Berliner Prachtstrasse zurück – und wie!

Rainer Haubrich

Berlin

Der Kurfürstendamm hat alles überlebt: die Nazis, die schweren Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg, den Bedeutungsverlust nach dem Bau der Mauer, die architektonischen Scheusslichkeiten der siebziger Jahre, die Pornokinos der achtziger Jahre. Selbst das Ende der deutschen Teilung hat er gemeistert. Denn nach dem Fall der Mauer schien es, als könnte die neue alte Mitte Berlins dem Kurfürstendamm den Rang ablaufen: Unter den Linden, der Gendarmenmarkt, das Viertel um die Hackeschen Höfe. Alle Energien richteten sich auf das historische Zentrum. Besonders der Friedrichstrasse traute man zu, eine echte Konkurrenz zum Kurfürstendamm zu werden. Doch seit vielen Jahren ist der Boulevard wieder unangefochten die attraktivste Flaniermeile nicht nur der Hauptstadt, sondern Deutschlands.



Adresse mit weltweiter Ausstrahlung: Kurfürstendamm in Berlin.

Bismarcks Anstoss

Der Kurfürstendamm war im europäischen Vergleich eine Spätgeburt. Als man in Berlin gegen Ende des 19. Jahrhunderts mit der Bebauung des ehemaligen Reitweges begann, waren die ersten Boulevards von Paris aus der Zeit von Louis XIV schon 200 Jahre alt. Eine weitere Generation von Prachtstrassen in Paris legte ab 1853 der Präfekt Georges-Eugène Haussmann an. Sie wurden zu Vorbildern für viele Städte in Europa. 1865 eröffnete Kaiser Franz Josef I. die Wiener Ringstrasse, um die gleiche Zeit baute man in München an der Prachtmeile Maximilianstrasse.

Den entscheidenden Anstoss zum Ausbau des Kurfürstendamms gab der preussische Ministerpräsident Otto von Bismarck. Ihm schwebte ein Boulevard nach dem Vorbild der Champs-Élysées in Paris vor. Nach dem Sieg im Deutsch-Französischen Krieg forderte er 1873 eine grosszügige Überarbeitung der Berliner Pläne: «Die Strasse am Kurfürstendamm wird nach den jetzt bestehenden Absichten viel zu eng werden. Denkt man sich Berlin so wie bisher wachsend, dann würde der Grunewald etwa für Berlin der Bois de Boulogne und die Hauptader des Vergnügungsverkehrs dorthin mit einer Breite wie die der Elysäischen Felder durchaus nicht

zu gross bemessen sein.» Es wurden dann zwar nicht die siebenzig Meter Breite wie in Paris, aber mit seinen 53 Meter Breite war der Kurfürstendamm immer noch deutlich grosszügiger als die damals projektierten Wohnstrassen der westlichen Vororte von Berlin.

Und mit seiner Länge von 3,6 Kilometern übertraf er alle anderen Prachtstrassen Europas. Nur einen Kilometer messen die Königsallee in Düsseldorf und die Via Veneto in Rom, auf an-

Mit seiner Länge von 3,6 Kilometern übertraf der Kurfürstendamm alle anderen Prachtstrassen Europas.

derhalb Kilometer kommen die Bahnhofstrasse in Zürich und der Passeig de Gràcia in Barcelona, die Champs-Élysées sind zwei Kilometer lang. Der Berliner Boulevard war aber nicht die letzte Prachtmeile, die in Europa entstand. In Madrid begann man erst 1910, die Schneise der Gran Vía durch die nördliche Altstadt zu schlagen, 1927 wurde sie eröffnet. Nach dem Zweiten Weltkrieg hätte die monumentale Stalinallee im Osten Berlins ein Boulevard werden können,

aber ihr fehlten die Ingredienzen, die nur in der offenen, kapitalistischen Gesellschaft entstehen: Vielfalt, Dynamik und privater Reichtum.

Erster Tonfilm der Welt

Immer noch zehrt der Kurfürstendamm von dem Ruhm, den er sich in jenen vierzehn Jahren zwischen Ende des Ersten Weltkriegs und der Machtergreifung der Nationalsozialisten erwarb: Hier fand man grossbürgerliche Wohnungen, Luxusgeschäfte, Anwalts- und Arztpraxen, Terrassencafés und Restaurants, in denen sich viele Grössen der Kulturszene trafen, das Max-Reinhardt-Theater sowie Uraufführungskinos. Die alte Prachtstrasse Unter den Linden wurde entthront, der Kurfürstendamm war zur ersten Meile der Metropole und eine Adresse mit weltweiter Ausstrahlung geworden.

Wer heute von der Gedächtniskirche bis nach Halensee und wieder zurück flaniert (wofür man anderthalb Stunden braucht), findet an den Häusern des Boulevards über fünfzig Gedenktafeln, die an historische Ereignisse erinnern oder an bekannte Persönlichkeiten, die dort lebten. Es beginnt bei der Nummer 14, wo Joseph Roth in seinem Lieb-

lingslokal «Mampe» den «Radetzky marsch» schrieb. Man kommt vorbei an der Wohnung von Robert Koch (Nr. 52) und am ehemaligen Kino «Alhambra», in dem 1922 der erste Tonfilm der Welt gezeigt wurde (Nr. 68), vorbei am Haus Nr. 186, wo der Revuedirektor Rudolf Nelson wohnte, und an der Nr. 217, wo Robert Musil am «Mann ohne Eigenschaften» arbeitete. Der Gang endet an der Hausnummer 236, dem ehemaligen Kino «Marmorhaus», wo 1920 der Stummfilm «Das Cabinet des Dr. Caligari» seine Uraufführung erlebte.

In noblerem Gewand

Diesen Rang hat der Kurfürstendamm nie wieder erreicht – wie sollte er auch nach der Vertreibung vieler seiner kreativsten Bewohner, darunter viele Juden, nach den Verwüstungen des Zweiten Weltkriegs (82 Prozent der Häuser am Boulevard gingen verloren), nach der Teilung der Stadt und dem Aufkommen der egalitären Massengesellschaft? Andere Boulevards haben einen ähnlichen Bedeutungsverlust erlebt, man denke an die Champs-Élysées oder die Via Veneto. Noch in den 1990er Jahren warf Wolf Jobst Siedler, der grosse Chronist von Berlins Aufstieg und Niedergang, einen melancholischen Blick auf den Boulevard: «Der Kurfürstendamm lebte, bevor es seinen Mythos gab, und er lebt noch immer, lange nachdem sein Mythos gestorben ist.»

Das war zu pessimistisch. Denn im Zuge der Hauptstadt-Werdung Berlins hat der Kurfürstendamm seit dem Jahr 2000 erkennbar an Statur und Glanz gewonnen. Exklusive Mode-Labels eröffneten grosse Boutiquen, im klassizistischen Tempel der ehemaligen Filmbühne Wien entstand ein Apple-Store, daneben ein Showroom von Tesla. Die Schliessung des legendären Cafés «Kranzler» wurde mehr als kompensiert durch neue Restaurants und Cafés.

Auch architektonisch zeigt sich der Boulevard in noblerem Gewand. Viele Erdgeschosszonen von Altbauten, die seit der Nachkriegszeit entstellt waren, hat man wieder dem Charakter der Häuser angepasst. Die neobarocke Fassade des «Alhambra»-Kinos wurde rekonstruiert, und es entstanden Neubauten, die die Typologie der historischen Gebäude aufnehmen. Die Spielbank Berlin eröffnete eine Filiale am Boulevard. Und wenn der grösste Neubau am Kurfürstendamm, ein Ensemble namens «Fürst» aus Geschäften, Restaurants und Büros, fertiggestellt ist, wird dort ein Theatersaal die grosse Bühnentradition des Boulevards fortsetzen, die genau an diesem Ort vor hundert Jahren begann, 1921, mit dem Theater am Kurfürstendamm.

Der Mythos des Boulevards – er lebt weiter.

Rainer Haubrich ist *Welt*-Redaktor und Buchautor. Neu von ihm erschienen: **Der Kurfürstendamm**. Eine kurze Geschichte des Berliner Boulevards. Suhrkamp/Insel. 144 S., Fr. 24.90

Freie Fahrt für freie Frösche

Wenn die kleinen Tiere sich paaren, hat der Verkehr zu ruhen. Was geschieht im Dunkel der Nacht?

Max Kern

Es ist wieder so weit: Die Frösche zeugen Nachwuchs. Zeit, die Schlagbäume herunterzulassen und die Strassen in der Nacht zu sperren. Ab achtzehn Uhr ist an der Zürcher Goldküste für Autofahrer zwischen Zollikon und Zumikon kein Durchkommen mehr. Und das voraussichtlich bis Mitte April.

Im Zürcher Oberland ist zwischen Wetzikon und Bäretswil für die liebestollen Amphibien sogar eine Unterführung gebaut worden. Freie Fahrt für freie Frösche, Tag und Nacht! Oder wie es einer am Stammtisch nicht ganz jugendfrei auf den Punkt bringt: «Wir sperren Strassen, damit Frösche vögeln können.»

Huckepack über die Strasse

Die Froschhelfer sind schon aus dem Häuschen. In der Dorfzeitung *Maurmer Post* war über den Neujahrstreff des örtlichen Naturschutzvereins zu lesen: «Man konnte allenthalben die Vorfreude auf den Saisonstart 2022 spüren. Mitte Februar, sobald es nachts stetig über 4 Grad Celsius ist, werden sich die ersten Frösche, Kröten und Molche wieder auf den Weg zum Laichgewässer machen. Damit sie dabei nicht dem Strassenverkehr zum Opfer fallen, sammeln unsere Helfer sie nachts oder frühmorgens am Amphibienzaun ab und tragen sie sicher in die Nähe des Zielgewässers, damit dort die nächste Generation heranwachsen kann.»

Wie pflanzen sich Frösche fort? Ein kleiner Exkurs in die Sexualkunde von Kermit und Co. Obwohl der weltbekannte französische Zeichner Tomi Ungerer 1982 unter dem Titel «Das Kamasutra der Frösche» ein Buch mit mehr als hundert Zeichnungen von ausgefallenen Froschstellungen veröffentlichte, sind sich Amphibienexperten einig – Froschsex geht weltweit in den meisten

Fällen so: Das Männchen liegt auf dem Rücken des Weibchens. Die Kollegen von Froschnetz.ch teilen mit: «Das meist kleinere Männchen klammert sich während der Paarung bei fast allen Arten unter den Achseln des Weibchens.

Starke Lobby

Unkenmännchen hingegen halten sich an den Lenden des Weibchens fest. Dieses trägt das Männchen bis zu mehreren Tagen auf dem Rücken, oft aber nicht länger als eine Stunde. Bei den Frühlaichern wie etwa Grasfrosch und Erdkröte reisen die Männchen per Huckepack zum Laichgewässer.»

Per Huckepack über die Strasse – und das oft in Scharen. Quasi Gruppensex auf dem Asphalt Richtung Laichplatz am Wasser. Da kann schon das eine oder andere Tierchen buchstäblich flach herauskommen. Das versuchen die Tier-

schützer ab Mitte Februar jetzt wieder landauf, landab zu verhindern. Wo das Autofahren über Nacht mittels Strassensperren nicht verhindert werden kann, erstellen die Froschschützer entlang der Strassen dreissig Zentimeter hohe Amphibienzäune. Dahinter werden Kübel aufgestellt, in die die Frösche plumpsen sollen. So zu sehen beim mondänen Golf & Country Club in Zumikon (man munkelt von bis zu 80 000 Franken Eintrittsgebühr!). Mitten durch den Golfklub zieht sich alljährlich ein 1,2 Kilometer langer Plastikzaun.

Fragt sich: Weshalb haben bei uns andere Tierchen wie etwa der Regenwurm keine ähnlich starke Lobby wie der Frosch? Und: Wenn mein geschlechtsreifer Kater seine rollige Nachbarin aufsuchen will, kann ich dann von der Gemeinde die Strasse sperren lassen, damit er beim Überqueren des Asphalts nicht von einem SUV überfahren wird?



Liebestolle Amphibien: Tomi Ungerers «Kamasutra der Frösche».

Volksrepublik Schweiz

Wenn ein Land gegen das süsse Gift des Sozialismus immun sei, dann die Schweiz, lautet das Klischee. Leider ist das falsch.

Rainer Zitelmann

Meinungsforscher haben es schwer. Bestätigen ihre Ergebnisse das, was wir wissen (oder zu wissen glauben), zucken die Leute mit den Achseln und sagen: «Habe ich doch schon immer gewusst – wozu die Umfrage?» Widersprechen die Ergebnisse ihren bisherigen Gewissheiten oder Vorurteilen, dann zweifeln sie die Ergebnisse an: «Kann doch gar nicht wahr sein.»

Ich habe die Meinungsforschungsinstitute Allensbach (Deutschland) und Ipsos Mori (London) beauftragt, in vierzehn Ländern die Menschen nach ihren Meinungen zum Kapitalismus zu fragen. Befragt wurden in jedem Land etwa 1000 repräsentativ ausgewählte Personen, insgesamt 14 672 Personen zwischen Juli und September 2021. Die Ergebnisse für die Schweiz waren für mich überraschend, weil die Schweizer dem Kapitalismus skeptischer gegenüber-

stehen, als ich es erwartet hatte. Freilich weniger skeptisch als in Deutschland oder Österreich und natürlich nicht so skeptisch wie in Frankreich. Aber Amerikaner und vor allem Polen sehen den Kapitalismus viel positiver als die Schweizer.

Einstellung zur Freiheit

Die Menschen in den vierzehn Ländern wurden nicht nur gefragt, ob sie den Kapitalismus gut oder schlecht finden, sondern mit 34 Aussagen in drei Fragenkomplexen konfrontiert. Im ersten Fragekomplex, der aus sechs Aussagen bestand, wurde das Wort «Kapitalismus» kein einziges Mal verwendet, sondern nur umschrieben, was inhaltlich damit gemeint ist. Der Grund: Viele Menschen verbinden allein mit dem bösen Wort «Kapitalismus» negative Dinge. Aus dem durchschnittlichen Prozentsatz der positiven und der negativen Aussagen wurde ein Koeffi-

zient gebildet, der zeigt, wie die Menschen zur wirtschaftlichen Freiheit stehen – wenn man das Wort «Kapitalismus» nicht gebraucht. Da die Fragen in allen Ländern identisch waren, ist so ein guter Vergleich möglich (Grafik 1).

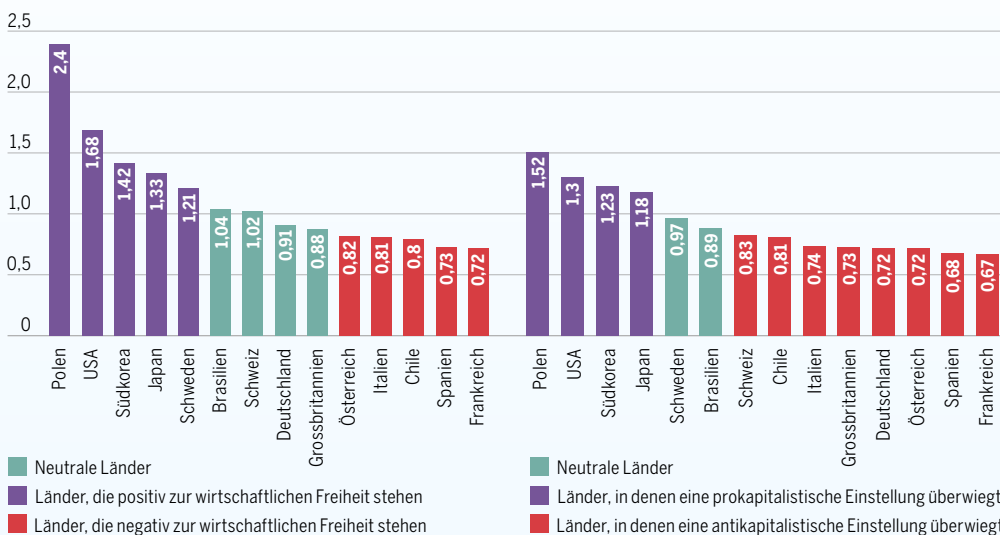
Für die Schweiz gilt: Die Zustimmung zu Aussagen, die positiv, und zu solchen, die negativ zur wirtschaftlichen Freiheit sind, ist gleich gross. In sieben von vierzehn Ländern ist die Einstellung zur wirtschaftlichen Freiheit negativer als in der Schweiz, in sechs ist sie positiver. Das hat mich überrascht. Nimmt man die Antworten aus allen drei Fragekomplexen mit 34 Aussagen zusammen – also auch jene, wo das Wort «Kapitalismus» verwendet wird –, dann gehört die Schweiz zur Gruppe jener Länder, in denen die Menschen den Kapitalismus überwiegend negativ sehen, in denen also die antikapitalistische Einstellung überwiegt

Flaue Begeisterung für Markt und Freiheit

Umfrage unter 14 672 Personen. Die Werte auf der senkrechten Achse ergeben sich aus dem Durchschnitt der Aussagen zugunsten eines freiheitlichen Wirtschaftssystems geteilt durch den Durchschnitt der Aussagen zugunsten eines staatlich gesteuerten Wirtschaftssystems

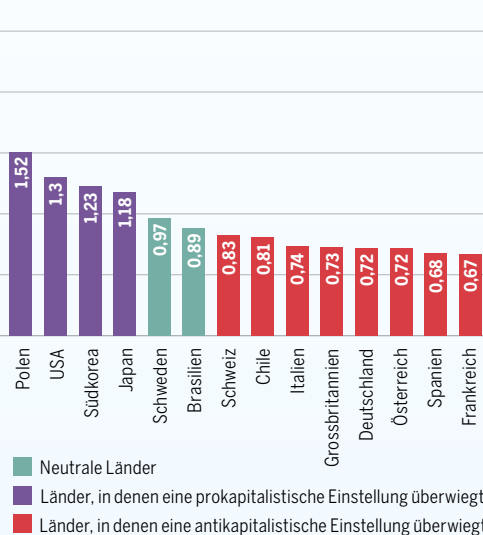
1 | Einstellung zur wirtschaftlichen Freiheit

Vorgelegt wurden 6 Aussagen ohne Verwendung des Begriffs «Kapitalismus»



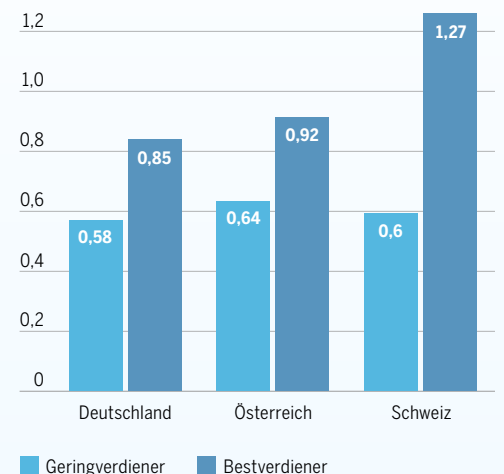
2 | Einstellung zum Kapitalismus

Vorgelegt wurden 34 Aussagen inklusive jener mit dem Begriff «Kapitalismus»



3 | Wie sich Geringverdiener und Bestverdiener zum Kapitalismus stellen

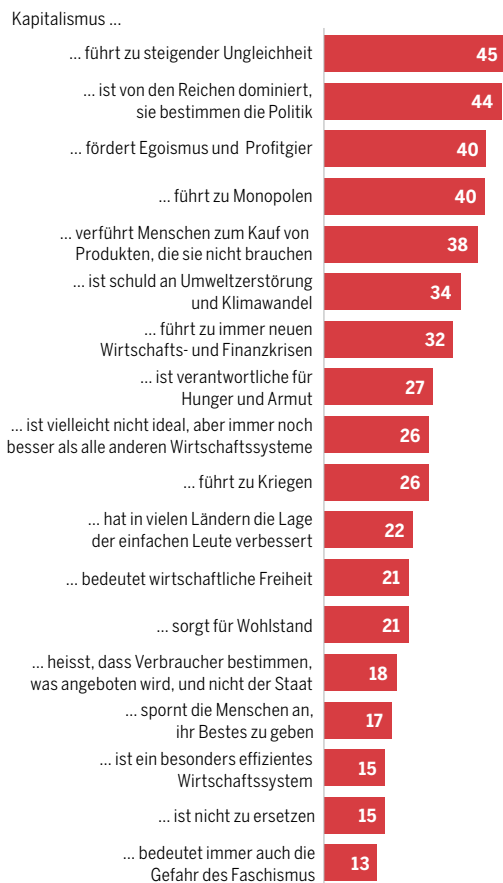
Befragte stammen aus Stichprobe von Grafik 2



QUELLE: RAINER ZITELMANN «DIE 10 IRRTÜMER DER ANTIKAPITALISTEN»

Was man in der Schweiz mit Kapitalismus verbindet

Frage: «Hier auf der Liste stehen verschiedene Aussagen zum Kapitalismus. Was davon würden Sie auch sagen?»



(Grafik 2). Man sieht hier auch, dass die Ablehnung des Kapitalismus – wie zu erwarten – deutlich steigt, wenn das Reizwort verwendet wird. In allen Ländern sind Geringverdiener deutlich antikapitalistischer als Bestverdiener. Doch nicht überall sind die Unterschiede gleich gross. In Grossbritannien beispielsweise gibt es nur geringe Unterschiede in der Einstellung von Geringverdienern und Bestverdienern zum Kapitalismus. Besonders gross sind die Unterschiede jedoch in der Schweiz, wo Geringverdiener mit einem Haushaltsnettoeinkommen bis 4500 Schweizer Franken einen Koeffizienten von 0,60 (stark antikapitalistisch) aufweisen und Bestverdiener (10 000 Schweizer Franken und mehr) deutlich prokapitalistisch sind (Koeffizient 1,27). In Deutschland und Österreich sind die Unterschiede auch vorhanden, aber deutlich weniger ausgeprägt als in der Schweiz (Grafik 3).

Hunger, Armut, Krieg

Hat schon der vergleichsweise niedrige – und damit keineswegs prokapitalistische – Kapitalismus-Koeffizient für die Schweiz irritiert, so sind es erst recht die Antworten der Schweizer auf achtzehn Fragen, die ihnen zum Kapitalismus gestellt wurden (Grafik 4). Die acht Aussagen zum Kapitalismus, die die meiste Zustimmung fanden, waren ausnahmslos negativ.

«Kapitalismus» verbinden die Schweizer vor allem mit Ungleichheit, Profitgier, Monopolen und Umweltzerstörung. Nur 22 Prozent der Schweizer glauben, der Kapitalismus habe in vielen Ländern die Lage der einfachen Menschen verbessert. Dabei lag die Quote der Menschen, die in extremer Armut leben, vor Entstehung des Kapitalismus vor etwa 200 Jahren noch bei 90 Prozent – heute liegt sie unter 10 Prozent. In China ist durch die Einführung von Privateigentum und Marktwirtschaft der Prozentsatz der Menschen, die in extremer Armut leben, von 88 Prozent (1981) auf unter ein Prozent gefallen. Alle Zahlen und Fakten zum Zusammenhang von Kapitalismus mit Hunger und Armut finden Sie in meinem neuen Buch «Die 10 Irrtümer der Antikapitalisten».

In Deutschland war das Ergebnis der Umfrage noch schlechter für den Kapitalismus als in der Schweiz: Hier sagen nur 15 Prozent der Befragten, dass sich in vielen Ländern die Lage der einfachen Menschen durch den Kapitalismus verbessert hat, während 45 Prozent der Deutschen glauben, der Kapitalismus sei für Hunger und Armut verantwortlich (in der Schweiz sagen das 27 Prozent).

Hang zum Verschwörungsdenken

Aus der Sicht eines Schweizer, der für den Kapitalismus eintritt, wäre ich besorgt: Änderungen der öffentlichen Meinung gehen einer Änderung der Politik und der Wirtschaftsstruktur voraus. Wenn die Schweizer Kapitalismus nicht vor allem mit wirtschaftlicher Freiheit und Effizienz verbinden, sondern mit Ungleichheit, Profitgier, Egoismus, Monopolbildung, Macht der Reichen, Umweltverschmutzung, Wirtschaftskrisen, überflüssigen Produkten – ja sogar mit Hunger, Armut und Krieg: Was heisst das dann für die Zukunft des Kapitalismus in der Schweiz? Und wie sicher kann man sein, dass Volksentscheide in der Schweiz künftig ähnlich ausfallen wie in der Vergangenheit – und nicht ein Vehikel für antikapitalistische Populisten werden?

Und noch etwas hat die Befragung gezeigt. Normalerweise wird in den Medien «Verschwörungsdenken» meist mit politisch rechten Gesinnungen in Verbindung gebracht. Aber in allen vierzehn Ländern neigten Antikapitalisten mehr zum Verschwörungsdenken als Prokapitalisten.

In der Schweiz ist der Zusammenhang zwischen Verschwörungsdenken und Antikapitalismus sogar besonders ausgeprägt: 53 Prozent der dezidierten Antikapitalisten in der Schweiz neigen zum Verschwörungsdenken, nur 23 Prozent nicht. Dagegen neigen nur 34 Prozent der dezidierten Prokapitalisten in der Schweiz zum Verschwörungsdenken, 48 Prozent nicht.

Rainer Zitelmann: Die 10 Irrtümer der Antikapitalisten. Zur Kritik der Kapitalismuskritik. FBV. 464 S., Fr. 39.90



THIEL Strommaruga

Sommaruga: Stellen Sie sofort die Klimaanlage ab. Es ist doch verrückt, im Winter die Klimaanlage laufen zu lassen. Das ist ganz schlecht fürs Klima.

Hauswart: Die Klimaanlage läuft nicht. Aber die Heizung hat keinen Strom mehr.

Sommaruga: Dann bestellen Sie halt neuen.

Hauswart: Es kann lange dauern, bis wir wieder Strom bekommen.

Keller-Sutter: Dann bestellen Sie ihn halt per Express.

Maurer: Wieso haben wir keinen Strom?

Sommaruga: Das Volk verbraucht einfach zu viel.

Amherd: Ja, zum Beispiel beim Laden der Batterien von Elektrofahrzeugen.

Sommaruga: Gut, dann verbieten wir halt Batterien in Fahrzeugen.

Parmelin: Das wäre das Ende der Elektromobilität.

Sommaruga: Elektrofahrzeuge sind vom Batterieverbote selbstverständlich ausgenommen, denn die fahren ja klimafreundlich.

Hauswart: Was soll ich jetzt tun wegen der Heizung?

Sommaruga: Organisieren Sie uns ein paar kleine Elektroöfen.

Berset: Und machen Sie beim Rausgehen das Licht an.

Hauswart: Es gibt kein Licht, weil wir keinen Strom haben.

Cassis: Bei mir im Büro gibt es schon lange keinen Strom mehr.

Hauswart: Die Lampen in Ihrem Büro müssten brennen, denn Ihr Flügel hat Solarstrom vom Dach.

Cassis: Dann stimmt etwas nicht mit der Zeitschaltuhr. Am Morgen, wenn ich komme, brennt Licht. Aber den ganzen Tag über, wenn ich im Büro bin, ist es aus. Und abends, wenn ich aufbreche, geht das Licht wieder an.

Hauswart: Das Licht in Ihrem Büro ist nicht über die Zeitschaltuhr gesteuert, sondern über den Bewegungsmelder.

Andreas Thiel



Jetzt ist China wieder da, es ist wieder auferstanden: Handelshafen im südchinesischen Kanton, 1786.

Die neuen Imperien im Osten

Geostratege Robert D. Kaplan erklärt, wie Russland und China ohne moralische Skrupel die Welt neu ordnen, während sich die westliche Elite pausenlos für Europas koloniales Erbe entschuldigt.

Urs Gehriger

Unter den Schreibenden beansprucht der *Homme de Lettres*, der souverän vielseitige Schriftsteller, den Olymp. Sein Werk entsteht im Kopf und wird vollstreckt mit edler Feder. Geht es indessen um die Wirklichkeit, hält man sich wohlweislich an den reisenden Schreiber. Er wirft sich in die Welt und lässt sich von ihr prägen. Und idealerweise tut er dies als Solitär, denn «nichts ist unverständiger, nichts übermütiger als die grosse Masse», wie Herodot, der erste globetrotzende Historiker und Volkskundler, erkannte.

Robert D. Kaplan, 69, steht in der Tradition des antiken Griechen. Der Sohn eines New Yorker Zeitungsverträgers kaufte sich als junger Mann ein Einfach-Ticket nach Tunesien. Seit her bereist er ausgiebig den Globus und beschreibt aus erster Hand, wie sich ihm Mensch, Geografie und Geschichte mitteilen. Daraus entstanden sind erfrischende Betrachtungen des Zeitgeschehens, womit Kaplan Generäle sowie

Spitzenleute aus Politik und Wirtschaft nachhaltig beeinflusste. So trug Bill Clinton Kaplans Buch «Balkan Ghosts» (1993) unter dem Arm, als in Europas Südostflanke Krieg ausbrach; die Lektüre soll ihn von einer militärischen Intervention in Bosnien abgehalten haben.

Nun hat Kaplan einen neuen Essay* über ein Phänomen veröffentlicht, das unter Europas Elite verpönt ist. Während «Intellektuelle nicht aufhören können, den Westen für sein imperialistisches Erbe anzuprangern», sei im Osten ein dynamischer Imperialismus auf dem Vormarsch, schreibt Kaplan. In Russland und China beobachtet er ein sich mit Stolz und Elan entfaltendes Streben, das Erbe des Romanow-Zarenreichs (1613–1917) beziehungsweise der Qing-Dynastie (1644–1911) neu aufleben zu lassen.

Weltwoche: Herr Kaplan, Sie schreiben, Russland und China seien im Begriff, neue Imperien aufzubauen, die sich an ihren jahrhundertalten

Dynastien orientieren. Welche Anzeichen führen Sie zu dieser Schlussfolgerung?

Robert D. Kaplan: Beginnen wir mit dem aktuellen Konfliktherd, der Ukraine. Die Ukraine war immer ein besonderer Fall, sie war sowohl Teil des russischen Ursprungs [die «Kiewer Rus» gilt als Vorläuferstaat der heutigen Staaten Russland, Ukraine und Weissrussland; d. Red.] als auch eigenständig. Historisch betrachtet, haben die russischen Ambitionen in der Ukraine mit der Romanow-Dynastie begonnen. Putins Beharren auf der Untergrabung der ukrainischen Souveränität hat also imperiale Wurzeln. Es geht ihm nicht bloss darum, Russland zu einer europäischen Grossmacht zu machen. Russland wurde von Imperien, Schweden, Litauen und Polen, später von Napoleon und den Nazis überfallen. Man vergisst heute leicht, dass vor dem Zeitalter der Demokratie in Europa und in Nordamerika das Imperium während des grössten Teils der Menschheitsgeschichte etwas ganz Normales war. Es mag

heute in Verruf geraten sein, aber das Imperium war im Allgemeinen die Art und Weise, wie die Erde von politischen Mächten aufgeteilt wurde.

Weltwoche: Was die Ukraine für Russland ist, ist Taiwan für China. Die Insel war Teil der Qing-Dynastie, bis das japanische Kaiserhaus mit kriegerischen Mitteln China 1895 zwang, Taiwan an Japan abzutreten. Dies sei heute ein treibender Grund dafür, so argumentieren Sie, dass Peking versuche, Taiwan in die Volksrepublik China einzuverleiben.

Kaplan: Taiwan wurde während der Qing-Dynastie in China eingegliedert. Es ist eine Insel. Es ist nicht Teil des Festlandes. [Seit 1949 etablierte sich die «Republik China auf Taiwan» als souveräner Staat, bis 1971 wurde er von den meisten Staaten der Welt als legitimer Vertreter Chinas betrachtet; d. Red.] Es spricht nichts dagegen, dass Taiwan unabhängig sein sollte. Nur wenn man sich an dem kaiserlichen Erbe der Qing-Dynastie orientiert, kann man Taiwan als Teil von Festland-China betrachten. Wie in Moskau herrscht in Peking eine Denkweise vor, die auf imperiale Tradition zurückgreift. Auch hier gilt: Wenn man das Erbe der Imperien nicht berücksichtigt, kann man die heutige Weltgeopolitik nicht wirklich verstehen.

Weltwoche: Taiwan und die Ukraine sind Konfliktzonen, die in aller Munde sind. Welche anderen Gebiete sind Gegenstand der imperialistischen Politik Russlands und Chinas?

Kaplan: Die Russen streben nach imperialem Einfluss in ganz Mittel- und Osteuropa. Das bedeutet nicht, dass sie mit Armeen einmarschieren, sondern dass sie in der Lage sind, die Regierungen von den baltischen Staaten im Norden bis Bulgarien im Süden und im Osten in Richtung Kaukasus zu beeinflussen und in gewisser Masse zu untergraben. Die Russen tun dies mit Hilfe von Geheimdienstoperationen, organisiertem Verbrechen sowie einem pharaonischen Netz von Gaspipelines, um diese Länder vom russischen Erdgas abhängig zu machen. Es handelt sich also um eine imperiale Strategie, auch wenn sie keinen direkten Kolonialismus beinhaltet. Der moderne Imperialismus ist kein Totalitarismus. Es handelt sich um indirekte Herrschaft und starke Einflussnahme. Das ist es, was sich heute beispielsweise in Weissrussland abspielt.

Weltwoche: Wie weit reichen Chinas imperiale Einflusszonen?

Kaplan: Nach Hongkong und Macau, und sie umfassen die wirtschaftliche Vorherrschaft Chinas in der Äusseren Mongolei. Auch diese Einflussnahme geht auf die Qing-Dynastie zurück, als die Äussere Mongolei Teil

des Kaiserreiches war. Ausserdem beobachten wir Chinas Versuch, Einfluss auf Länder wie Südkorea, die Philippinen und den gesamten maritimen Kern Ostasiens zu nehmen.

Weltwoche: Sie weisen darauf hin, dass der Imperialismus des 21. Jahrhunderts mit neuen Mitteln durchgesetzt wird: mit Geheimdienstoperationen, organisierter Kriminalität, Desinformationskampagnen sowie einem pharaonischen Netz von Gaspipelines. Was meinen Sie mit «pharaonisch»?

Kaplan: Ich habe den Begriff «pharaonisch» für Erdgaspipelines bewusst verwendet, denn wenn man sich das Netz und die Grösse dieser Pipelines vor Augen führt, fällt ihre enorm weitläufige Dimension auf. Das verzweigte Netzwerk erinnert an die grossen Bauprojekte im alten Ägypten. Das Netz russischer Pipelines erstreckt sich von Nordosteuropa über Südosteuropa bis nach Zentraleuropa.

Neben der Ukraine nennt Kaplan Weissrussland und Bosnien als Beispiele, wo Russland seine imperiale Politik ausspielt: «In Weissrussland wurden Flüchtlinge aus dem Nahen Osten von Präsident Alexander Lukaschenko, einem Putin-Lakaien, als Waffe gegen Polen eingesetzt. Auf dem westlichen Balkan droht der serbische Führer Milorad Dodik damit, Bosnien-Herzegowina mit Unterstützung Russlands und Chinas aufzulösen.»

Weltwoche: Abgesehen von der Ukraine, Weissrussland und Bosnien, wo und wie setzt Russland die neuen Instrumente des modernen Imperialismus ein?

Kaplan: Putin ist dabei, Deutschland in eine Energieabhängigkeit von Russland zu bringen. Sie wird die deutsche Aussenpolitik beeinflussen. Das ist ein Drama, das sich heute vor unseren Augen abspielt. Wir wissen nicht, wie genau es ausgehen wird. Das hat viel mit innerdeutscher Wirtschaftspolitik zu tun.



Stolz und Elan: russische Zarenfamilie von Nikolaus II. und seiner Gattin Alexandra Fjodorowna.

Weltwoche: Mit welchen Mitteln setzt die Kommunistische Partei Chinas ihren neuen Imperialismus durch?

Kaplan: Erinnern wir uns daran, dass die Chinesen über Hunderte von Jahren in ganz Ostasien ein Tributsystem hatten. Es war weitgehend stabiler und friedlicher als das Gleichgewicht der Mächte in Europa zu jener Zeit. Die kaiserlichen Chinesen unterhielten Handelsbeziehungen mit ostasiatischen Ländern, in

«China greift auf seine Wurzeln des Tributsystems zurück, das im Kern sehr kaiserlich ist.»

welchen China der Platzhirsch war, von denen es am meisten profitierte und in denen sich diese anderen Nationen nicht zusammenschliessen und China herausfordern konnten. China war in der Lage, mit ihnen einzeln zu verhandeln, unterhielt sehr günstige Handelsbeziehungen mit ihnen, hatte eine dominante Position gegenüber jedem dieser Länder, schützte sie aber gleichzeitig.

Weltwoche: Weltweit kontrolliert Peking mittlerweile jedes vierte Container-Terminal. In Europa besitzt der asiatische Riese in vierzehn europäischen Häfen – von Piräus, Rotterdam, Antwerpen über Le Havre, Bilbao, Valencia, Marseille bis Malta – eigene Terminals oder Anteile an Hafengesellschaften. Basiert dieses imperiale Logistiknetzwerk auf dem traditionellen Tributsystem?

Kaplan: Ja, das ist ganz in der chinesischen Tradition. Bedenken wir, dass China nur etwa zwei Jahrhunderte lang in Unordnung geriet, in der späten Qing-Dynastie bis zum Bürgerkrieg in China (1927–1949). Jetzt ist China wieder da, und es ist nicht plötzlich entstanden, es ist wieder auferstanden. Offensichtlich greift es auf seine Wurzeln des Tributsystems zurück, das im Kern sehr kaiserlich ist. Das sehen wir an den «Belt and Road»-Hafenprojekten, die sich von Sri Lanka bis fast nach Europa erstrecken.

Weltwoche: Sie betonen, dass die Chinesen und auch die Russen stolz auf ihr imperiales Erbe sind. Wie zeigen sie ihren Stolz?

Kaplan: Bei den Chinesen geschieht das sehr offen. Man sieht dies beispielsweise an Admiral Zheng He, einem Entdecker aus der frühen Ming-Dynastie, der mit einer grossen Schatzflotte bis in den Pazifik, den Indischen Ozean und nach Ostafrika segelte. Er gründete Kolonien, oder, was noch wichtiger ist, er baute Handelsbeziehungen im gesamten Indischen Ozean auf. Peking hat viel Geld ausgegeben, um die chinesische Öffentlichkeit über diesen Mann auf-

zuklären und sein kaiserliches Erbe zu feiern. Er ist heute ein chinesischer Nationalheld. China entschuldigt sich nicht für sein imperiales Erbe, ebenso wenig wie Russland. Nur im Westen entschuldigt man sich dafür, insbesondere für den Kolonialismus in Afrika und anderen Ländern.

Weltwoche: Während man im Westen mit Scham und Schuld versucht, eine «dunkle» Vergangenheit zu bewältigen, etablieren Russland und China offenbar frei von moralischem Unbehagen neue Imperien.

Kaplan: Die Franzosen, Briten und ehemalige europäische Kolonialmächte entschuldigen sich für etwas, das weit zurückliegt. Ausserdem waren Imperien nicht nur auf Europa beschränkt. Denken Sie daran, dass die Iraner viele Jahrhunderte lang grosse Imperien hatten, ebenso wie die Inder und viele andere Länder. Das Imperium war während des grössten Teils der Menschheitsgeschichte die Regel, als eine Form, wie man grosse Gebiete politisch organisiert. Während im Westen nur über die Vergangenheit diskutiert wird, betreiben die Chinesen und die Russen ihre Imperien aktiv.

Weltwoche: Sprechen wir über die Ursprünge dieses neuen Imperialismus. Sie weisen darauf hin, dass Imperialismus in der Geschichte «oft aus einer tiefen Verunsicherung» heraus entstanden sei. Das sei heute auch bei Russland und China der Fall. Woher rührt diese Unsicherheit?

Kaplan: Wenn ein Staat wirtschaftlich sehr dynamisch und robust ist, aber in seiner Region Unordnung und Gefahren sieht, versucht er, Territorien zu erobern, um Stabilität zu etablieren, damit er weiterwachsen kann. Im Fall Russlands ist die Sache ganz klar. Russland wurde von Imperien überfallen, von Schweden, Litauen, Polen. Napoleons Angriff auf Russland war imperial, ebenso natürlich der Feldzug der Nazis.

Weltwoche: Also will Russland mit seiner imperialen Politik dafür sorgen, dass eine solche militärische Überraschung in Zukunft vermieden werden kann?



„Ich habe eine Idee, Chef...“



Eindämmung statt Aggression: Publizist Kaplan.

Kaplan: Die Russen sehnen sich nach einem schützenden Einflusswall in Mittelosteuropa. Natürlich ist die Ukraine dafür sehr wichtig. China seinerseits, das darf man nicht vergessen, wurde durch den westlichen Imperialismus zerlegt. Es gab ein Netzwerk von Häfen, westliche Länder nahmen über lange Zeit territorialen Be-

«Die Russen sehnen sich nach einem schützenden Einflusswall in Mittelosteuropa.»

sitz in chinesischen Städten. Das war für die Chinesen sehr demütigend. Chinas Streben, seinen Einfluss in ganz Ostasien über den Indischen Ozean auszudehnen, geht auf die Tatsache zurück, dass China selbst im 19. und frühen 20. Jahrhundert durch Vorstösse westlicher Mächte fast untergegangen wäre. Diese tiefe Verunsicherung Chinas nährt den Versuch, seinen verlorenen Ruhm wiederzuerlangen. Dies ist einer der Gründe dafür, dass China heute so aggressiv auftritt.

Die neuen Imperien im Osten stellen den Westen vor die Frage, wie er darauf reagieren soll. Die USA hätten «keine andere Wahl, als eine Status-quo-Macht zu sein», findet Kaplan. Sie müssten sich den beiden revisionistischen Imperien entschieden entgegenstellen. Bezogen auf die beiden aktuellen Konfliktherde, heisse dies: «Die Ukraine muss nicht der Nato oder der Europäischen Union beitreten, solange sie unabhängig und demokratisch bleibt. Taiwan braucht nicht seine Unabhängigkeit zu erklären, solange es nicht in China eingegliedert wird.»

Weltwoche: Reicht die Rolle der USA als Status-quo-Macht aus, um der neuen Welle des Imperialismus im Osten zu begegnen?

Kaplan: Ich plädiere für Containment [Eindämmung; d. Red.], weil die westliche Öffentlichkeit einfach keinen Appetit auf militärische Aggression hat, wohl aber auf den Einsatz diplomatischer und wirtschaftlicher Sanktionsinstrumente, um China und Russland einzudämmen. Obwohl wir uns mitten in einer Krise um die Ukraine befinden und nicht wissen, wie sie enden wird, scheint es, dass die Regierung Biden bis jetzt sehr gut daran getan hat, den russischen Präsidenten Wladimir Putin durch Diplomatie und Wirtschaft unter Druck zu setzen, ohne militärische Gewalt anzuwenden [das Interview wurde geführt, bevor Putin am Montag die Separatistengebiete Donezk und Luhansk in der Ostukraine als «Volksrepubliken» anerkannt und Truppen dorthin entsandt hatte; d. Red.]. Es gab zwar Verlegungen von einigen Streitkräften der USA und anderer Länder nach Osteuropa. Das Herzstück der Strategie besteht jedoch aus diplomatischer Einigkeit des Westens

in Verbindung mit der ausgeprägten Fähigkeit, wirtschaftliche Sanktionen gegen Russland zu verhängen, sollte Russland militärisch intervenieren. Wenn diese Strategie letztlich erfolgreich sein sollte, wird sie eine Blaupause dafür liefern, wie wir in Zukunft vorgehen sollten.

Weltwoche: Was stimmt Sie zuversichtlich, dass Eindämmung langfristig ausreicht, die neuen Imperien wirklich in Schach zu halten?

Kaplan: Wie wir wissen, haben die USA und die Sowjetunion während des Kalten Krieges keinen direkten Krieg geführt. Zwischen 1945 und 1989 gab es keine Grossmachtkriege. Es war die ständige Anwendung von Diplomatie, Bündnissen und wirtschaftlicher Macht, die die Sowjetunion in Schach hielt und schliesslich zu einem für den Westen siegreichen Ende führte.

Weltwoche: Die Sowjetunion implodierte schliesslich, ohne dass eine Kugel abgefeuert wurde.

Kaplan: Das sollten wir im Hinterkopf behalten, denn die innenpolitischen Spannungen in Russland und China sind zwar weniger sichtbar als unsere eigenen, aber sie sind nicht zu unterschätzen. Wir sollten nicht daran denken, Russland oder China zu besiegen, sondern wir sollten unsere eigenen Gesellschaften verbessern, diplomatischen und wirtschaftlichen Druck ausüben und so diese Regime überdauern.

* «Russia, China and the Bid for Empire» erschien im Januar im *Wall Street Journal*.

Robert D. Kaplan hat einen Lehrstuhl für Geopolitik am Foreign Policy Research Institute in Philadelphia, USA, inne und ist Autor von einem Dutzend Bücher, unter anderem von «The Coming Anarchy» über die globale Unordnung nach dem Ende des Kalten Krieges.

Ein Penis ist nicht weiblich

Im Bundestag sitzt ein Mann, der eine Frau sein will. Schlimm ist, dass das nur eine Partei sieht.



Eigentlich wollte ich über den Fall «Tessa» Ganserer schreiben. Darüber, dass jemand, der sowohl biologisch als auch rechtlich ein Mann ist, über das Frauenticket der Grünen in den Bundestag einziehen konnte – als Abgeordnete, als Frau. Ich wollte mir das geplante Selbstbestimmungsgesetz der Ampel-Koalition vornehmen, das es deutschen Bürgern bis zu einmal im Jahr unbürokratisch ermöglichen soll, ihr Geschlecht ändern zu können. Ohne psychologische Untersuchung, selbstverständlich ohne Geschlechtsangleichung.

«Du bist, was du fühlst», lautet das Motto im neuen woken Deutschland. Zumindest, wenn es um die Frage nach den richtigen Pronomen geht. Selbstbestimmung wird grossgeschrieben, solange es nicht um eine Corona-Impfpflicht geht (die der Abgeordnete Markus Ganserer übrigens befürwortet).

Sein Argument: Wer sein Geschlecht ändert, tut – anders als Ungeimpfte – niemandem weh. Wie schmerzvoll die Niederlagen gegen Lia Thomas sind, sei dahingestellt, die Transfrau pulverisiert geradezu sämtliche Schwimm-Rekorde. Aber brutal sind sicherlich die Kämpfe gegen Fallon Fox, die Mixed-Martial-Arts-Trans-Fighterin brach zwei Gegnerinnen den Schädel.

Man könnte viel über die Folgen einer Ideologie schreiben, die Geschlechterunterschiede negiert. Über männliche Sexualstraftäter in Frauengefängnissen, über Frauenhäuser, eigentlich Schutz- und Rückzugsorte für Frauen. Diese Genderideologie macht Frauen nicht nur lächerlich, indem sie uns

unter Androhung sozialer Sanktionen nötigt, Männer in Faschingsaufmachung als Geschlechtsgenossinnen anzuerkennen, sie schafft uns Frauen ab: Sie bedroht unsere Sicherheit, korrumpiert den Sport und zwingt uns, uns unsichtbar zu machen. Um niemandes Gefühle zu verletzen.

Wenn Sängerin Adele einen Shitstorm kassiert, weil ihr Bekenntnis, eine stolze Frau zu sein, bei den Brit Awards als Affront gegen Menschen gewertet wird, die sich nicht dem binären Geschlechtersystem zuordnen, dann ist das nichts anderes als ein Angriff auf ein weibliches Selbstbewusstsein, für das frühe-

Deutschland wird von Menschen regiert, die die einfachsten biologischen Gewissheiten leugnen.

re Generationen jahrhundertlang gekämpft haben. Oder wenn Autorin J. K. Rowling aus einer Jubiläums-«Harry Potter»-Sendung, die es ohne sie gar nicht gäbe, gecancelt wird, weil sie auf Twitter feststellte, dass nur Frauen menstruiert werden können, dann ist das nichts anderes als die Vernichtung einer der grössten weiblichen Erfolgsgeschichten.

Und wenn der AfD-Politikerin Beatrix von Storch nichts weniger als Menschenverachtung vorgeworfen wird, weil sie den Abgeordneten Markus Ganserer als das bezeichnet, was er ist, dann frage ich mich: In was für einer Clownwelt leben wir eigentlich?

Der Skandal ist nicht, dass es von Storch ist, die feststellt, dass ein Mann keine Frau ist. Son-

dern, dass ihre Partei dies als einzige so sieht. Es sollte uns Angst machen, dass ein Land wie Deutschland von Menschen regiert wird, die die einfachsten biologischen Gewissheiten leugnen. Und noch mehr Angst sollte es uns machen, dass sie dafür Applaus von der Union ernten, die sogenannte Opposition lief früher unter dem Label «konservativ». Heute beklagt sie sich über den Erfolg der AfD.

Ja, wir sollten über die Folgen der geschlechtlichen Selbstbestimmung sprechen, aber vor allem sollten wir über die Meinungsfreiheit sprechen, die in westlichen Ländern gerade einen qualvollen Tod stirbt.

Ein Blogger, Danisch, warnt gerade vor jenen, die sich in ihren Reden besonders häufig auf die Demokratie berufen, da es sich oft um Leute handle, die selbst am wenigsten damit anfangen können. Die Deutsche Demokratische Republik hatte auch nicht viel mit Demokratie zu tun, und wer in Abgrenzung zur AfD von «den demokratischen Parteien» spricht, verkennet, dass auch die bösen Blauen letztlich wie alle anderen gewählt wurden.

Ich schliesse mich dieser Warnung an. Nicht zuletzt, weil es längst nicht mehr nur um Meinungen geht, die nicht mehr akzeptiert werden, sondern schlicht und ergreifend um die Realität. Weil es neben den Corona-Leugnern mittlerweile auch die Biologieleugner gibt. Und weil jeder, der kein Biologieleugner ist, als transphob gecancelt wird. Langsam gibt es kaum mehr jemanden, der sich traut, zu sagen, was offensichtlich ist: dass der Kaiser nackt ist und ein Penis kein weibliches Genital.

Gilde der Traumtänzer

Nr. 6 – «Edle Ritter der Lüfte»
Alex Baur über den Kampfjet F-35

Der Beitrag ist hervorragend recherchiert und glaubhaft. Es geht gar nicht um den F-35, sondern um eine weitere Anstrengung, die Armee abzuschaffen. Die SP-Exponenten gehören zur Gilde der Traumtänzer, die vom ewigen Frieden träumen. Leider gab es diesen Frieden nie auf unserem Planeten, und es wird ihn auch nicht geben. Es ist wirklich an der Zeit, dass die bürgerlichen Parlamentarier sich zusammenraufen und die Wende einleiten: Wer Frieden will, der rüste sich. Die Schweizer Armee muss unverzüglich aufrüsten; sie kann im jetzigen Zustand ihren Auftrag gemäss Bundesverfassung, Art. 57/58, nicht erfüllen. Wer das Gegenteil behauptet, gehört zur vorerwähnten Gilde. *Willy P. Stelzer, Volketswil*

Der Probeflug im Cockpit eines solchen Jets hat den *Weltwoche*-Autor überzeugt: Auch die Schweizer Armee benötigt solche Dinger. Militärisch können Kampfjets ihre Leistung allerdings nur in weiten Räumen entfalten. Zudem sind sie extrem teuer und für vielerlei Aufgaben schnell veraltet. Ohne aktive Unterstützung durch den Staat, aus dem sie geliefert wurden, kann man sie praktisch nicht betreiben. Die Schweiz benötigt stattdessen Drohnen und Abwehrraketen, und Journalisten müssen ihrer Leidenschaft fürs Fliegen halt wieder in einfachen Leichtflugzeugen fröhnen. *Werner Furrer, Basel*

Der Tarnkappenbomber F-35 überfliegt mit Mach 1,6 die kleine, neutrale Schweiz von West nach Ost in 10,65 Minuten, von Nord nach Süd

in 6,73 Minuten. Wedelt da nicht der Schwanz mit dem Hund? *Thomas Baumann, Kreuzlingen*

Gott sei Dank gibt es die *Weltwoche*. Es ist wohl-tuend, dass sie einen Kontrapunkt setzt zum linkslastigen Fernsehen, speziell zur «Rundschau»! *Heinz A. Müller, Rudolfstetten*

Falsche Prioritäten

Nr. 7 – «Sind sie ihr Geld wert?»
Christoph Mörgeli über die SRG-Kader

Am Abend, als Putin die Ostukraine anerkannte und so die Situation markant eskalieren liess, war das für «10 vor 10» zweitrangig. Eine kurze Schaltung nach Moskau, und dann ging man zum «Schwerpunktthema» über, zum von linken internationalen Medien lancierten Thema «Suisse Secrets». Das war den SRG-Journalisten wichtiger als die dramatisch verschärfte Lage in der Ukraine. Anders die deutschen und österreichischen Sender. «Hart aber fair» stellte kurzfristig das Thema um. Die Nachrichten im ZDF berichteten mit Schaltungen nach Moskau, in die Ukraine, nach Washington und Brüssel. Ebenso ausführlich berichtete der ORF. Informationen muss man sich also im Ausland holen. Warum bezahle ich Gebühren für die SRG? Diese Frage wird immer berechtigter. *Franz Hangartner, Jona*

Nein ist nein

Nr. 6 – «Aufstand gegen die Demokratie»
Marcel Odermatt über die Operation Libero

Wenn Frauen nein sagen, dann sollten Männer das respektieren, fordern Feministinnen und Linke immer wieder. Wenn das Volk nein sagt, dann sollten auch Linke dies res-

pektieren, fordern die Abstimmungssieger. Denn meistens trompeten die Linken noch am Tag der verlorenen Abstimmung, dass sie eine Neuauflage lancieren würden. So geschehen am letzten Abstimmungssonntag, als Nationalrat Matthias Aebischer wie auch SP-Kollegin Lin Mi Marti lautstark verkündeten, dass die Neuauflage zur Medienförderung nicht lange auf sich warten lasse. Oder wenn Operation Libero posaunt, dass man beim Burkaverbot eine Ausnahme für Burkas verlange. Oder wenn nach der Beerdigung des Rahmenabkommens umtriebiger, aber im Hinterzimmer laufend neue Unterwerfungsanträge anvisiert werden. Auch das Nein zum CO₂-Gesetz wird mit gezielten Einzelmassnahmen unterlaufen. Nein heisst nein, in einer Demokratie sollte das Mehrheits-Nein akzeptiert werden (und ein Ja auch umgesetzt werden). Das wäre doch irgendwie selbstverständlich, oder? *Ruth Meisser, Trogen*

Korrigenda

Nr. 6 – «Basierend auf wahren Begebenheiten»
Tom Kummer über Thomas Mann

Der Regisseur von «Tod in Venedig» war Luchino Visconti und nicht Federico Fellini, wie in der Bildlegende zum Artikel fälschlicherweise zu lesen war. *Die Redaktion*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Gabriel Bach (1927–2022)
Jamal Edwards (1990–2022)



«Besonders viel Glück»: Gabriel Bach.

Gabriel Bach empfing mich vor drei Jahren zum Interview in seiner Wohnung. Er war damals der letzte noch lebende Ankläger des Kriegsverbrechers Adolf Eichmann, der den sechsmillionenfachen Massenmord an den europäischen Juden organisiert hatte. Der Prozess, der 1961 weltweit beachtet wurde, prägte auch viele Jahre später das Wohnzimmer der Familie. Die Verhandlungsprotokolle füllten das Bücherregal in der Stube, insgesamt 25 Bände. Bei der Vorbereitung des Prozesses hätten sich Berge von Dokumenten gestapelt, da man nicht allein auf die Aussagen der Überlebenden habe abstellen wollen, sagte Bach. Insgesamt wurden mehr als hundert Zeugen angehört.

Der studierte Jurist war sich der historischen Bedeutung des Prozesses bewusst, in dessen Verlauf das Grauen des Holocaust erstmals öffentlich dargestellt wurde. Die Verhöre prägten bis heute die Erinnerung an die Shoa. Er habe sich um einen fairen Prozess bemüht, sagte mir Bach. Das sei ihm wichtig gewesen, um an die Wahrheit zu kommen. «Damit nicht eines Tages jemand sagen würde, wir hätten die Verteidigung verunmöglicht.»

Aber, räumte er ein, als er Eichmann das erste Mal gegenübergesessen sei, sei es nicht leicht gewesen, eine ruhige Miene zu bewahren. Denn er wusste, Eichmann bereute nichts. 1956, also elf Jahre nach Kriegsende, hatte er in einem Interview zu Protokoll gegeben, dass ihm nur eines leidtue: dass er nicht hart genug gewesen sei,

um die Wiederentstehung der jüdischen Rasse zu verhindern – «und jetzt sehen Sie das Resultat, die Entstehung des jüdischen Staates und die Wiederentstehung der jüdischen Rasse dort». Gegenüber Bach bezeichnete Eichmann es als eine «Pracht, wie die Juden von Holland nach Auschwitz gebracht wurden».

Bach hatte zusammen mit seinen Eltern 1938 gerade noch rechtzeitig, zwei Wochen vor den Novemberpogromen, aus Hitlers Deutschland nach Holland und von da, nach dem Einmarsch der Nazis in den Niederlanden, weiter ins damalige Palästina flüchten können. Er war sich bewusst, dass «unsere Familie besonders viel Glück hatte. Mein Vater hatte den sechsten Sinn gehabt. Wir sind immer auf den letzten Drücker geflohen.» Später erfuhr Bach, dass alle seine Mitschüler, die mit ihm in Berlin-Charlottenburg in der jüdischen Schule gewesen waren, ermordet worden sind. Auch wenn er in seiner Jugend aus Deutschland geflohen ist – seine erste Heimat Berlin hat er nie vergessen. Als ob er das beweisen wollte, stand er während des Interviews plötzlich auf, verschwand im Schlafzimmer und kam mit einem blau-weißen Schal des FC Schalke 04 zurück. Als Zehnjähriger sei er im Stadion gewesen, als «seine» Schalke-Mannschaft in Berlin den dritten Meistertitel errang.

Gabriel Bach, der nach dem Prozess gegen Eichmann Mitglied des Obersten Gerichtshofs Israels wurde, starb am vergangenen Freitag im Alter von 94 Jahren. *Pierre Heumann*

Vor gut zehn Jahren hatte er das Motto seines Lebens voll erkannt: «Das Ziel ist nicht, ewig zu leben, sondern etwas zu schaffen, das ewig lebt.» Klingt altklug, aber Jamal Edwards meinte es schon mit zwanzig völlig ernst. Es muss eine Art Pfadfinder-Gen gewesen sein, das ihn durch sein kurzes Leben navigierte. Aufgewachsen im Londoner Stadtteil Acton, fing Jamal früh an, sich für Rap zu begeistern. Nachdem ihm seine Mutter einen Camcorder zum fünfzehnten Geburtstag geschenkt hatte, begann er die ersten Rap-Versuche seiner Kumpel zu filmen. «Jeder in meiner Gegend war ein MC, und ich weiss noch, wie ich dachte: Warum kann ich die nicht online finden? Ich werde die Leute in meiner Gegend filmen und auf Youtube hochladen.»

Seine Leute waren Rita Ora, Dave, AJ Tracey und die noch junge Grime-Szene um Stormzy des Jahres 2006 – der Beginn einer erstaunlichen Karriere. Sein schnell populär werdender Kanal SBTV (als Rapper war er «Smokey Barz») wurde durch Jamals Spürnase und Geschäftssinn bald zu einem der wichtigsten Plattformen für neue Künstler auf dem Netz. 2010 lernte er einen fahrgigen Rotschopf namens Ed Sheeran kennen, filmte ihn und konnte erleben, dass sich sein Fund schon ein Jahr später auf der Umlaufbahn zu Plattenvertrag, Hits und Weltruhm befand.

Und auch für Jamal Edwards lief es rund: Mit 23 Jahren war er Multimillionär und galt als das britische Powerhouse sozial engagierten Unternehmertums (neben seiner Arbeit als Autor, Filmer, Fotograf, Programmplaner). Prince Charles ernannte ihn 2014 zum Member of the British Empire. Mit 31 Jahren ist er am Sonntag an einem Herzanfall gestorben.

Thomas Würdehoff



Spürnase: Musikunternehmer Edwards.

Alle gegen die Schweizer Banken

Für den Kampf gegen den Kapitalismus nimmt die SP eine Verarmung in Kauf.



Gegner des Schweizer Finanzplatzes machen Jagd auf die Credit Suisse. Sie ist unter Beschuss, nachdem ein Journalistenkollektiv von jemandem Daten erhalten hat, die ein schlechtes Licht auf die Bank werfen. Die Medien klagen an, die CS habe zweifelhafte oder kriminelle Gelder entgegengenommen und verwaltet, versteckt. Auch wenn viele Fälle offenbar alt sind, können die Zeitungen damit viel Empörung verbreiten und Aufmerksamkeit gewinnen. Dies umso mehr, als die Gegner des Finanzplatzes sie lautstark als Munition einsetzen und so die Wirkung vervielfachen.

Zu den Kritikern des Bankenplatzes zählen die Schweizer Sozialdemokraten, vor allem SP-Co-Präsident Cédric Wermuth. Ihnen kommt die Gelegenheit sehr recht, die Schweizer Banken wieder einmal massregeln zu können. Sofort gab es eine Pressekonferenz dazu. Für den Angriff auf die Banken geht Wermuth eine Koalition mit dem Ausland ein.

Auf EU-Ebene forderte die Europäische Volkspartei die EU-Kommission auf, zu prüfen, ob die Schweiz auf eine schwarze Liste zu setzen sei. Der SP wäre es sehr willkommen, wenn ihr Land auf eine solche schwarze Liste käme, die der Wirtschaft schadet.

Die Sozialdemokraten fahren diesen Kurs schon seit einiger Zeit: Um sich im Kampf gegen den Kapitalismus hervorzutun, zerstören sie Teile der wirtschaftlichen Grundlage, von der das Volk lebt. Eine Beschädigung des Bankenplatzes Schweiz kann Wertschöpfung und Arbeitsplätze so stark treffen, dass die normalen Leute es spüren. Das ist offenbar das Kalkül der SP: Sie nimmt die Schädigung der

Unternehmen und der Arbeitswelt in Kauf, um ihr Programm durchzuziehen.

Das Land ärmer machen, um die eigene Ideologie auszuleben – das war schon bei der Stempelsteuer die Strategie, als die Linke argumentierte, Konzerne würden auf Kosten der Kleinen leben, und das müsse man jetzt bestrafen. Dass die Unternehmen selber gar keine Steuern zahlen und dass deren Entlastung die Löhne und Job-Chancen der Arbeitnehmer meistens verbessert, wurde ausgeblendet.

Im Abstimmungskampf zur Verrechnungssteuer wird das Spiel gleich laufen, und mit Blick auf die Vollstreckung der Mindeststeuervorschriften der OECD hat die SP bereits angekündigt, sie werde sich gegen jegliche Entlastung der betroffenen Firmen wehren. Keinen Fussbreit den Konzernen.

Den Kapitalismus schädigen, auch wenn das die Lebensverhältnisse verschlechtert – mit dieser Formel will man Stimmen und Wahlen gewinnen.

Brandgefährliche E-Autos

Im Atlantik ist ein Schiff am Brennen, das deutsche Autos nach Amerika bringen soll. Der Frachter «Felicity Ace» ist vergangene Woche in Brand geraten, und nach jüngsten Meldungen ist das Feuer noch nicht gelöscht. Es ist ein weiteres Beispiel einer Lieferkettenstörung, bei der man allerdings weniger an Corona denkt als eher an neue Technologien. Ein Teil der rund 4000 Fahrzeuge an Bord hat laut den Angaben Elektroantrieb, ist also mit Akkus ausgestattet, die je nach Situation Brandgefahr bedeuten können. Es ist bereits aus dem Auto-

alltag bekannt, dass brennende Elektroautos nicht mit herkömmlichen Methoden gelöscht werden können, sondern ein unbändiges Feuer entfalten und Löschequipen neuen Risiken aussetzen, weil auch Starkstrom ins Spiel kommt.

Erst recht komplex wird eine Löschmission, wenn Hunderte von E-Autos einander mit Feuer anstecken können. Dies scheint auf der «Felicity Ace» ein Problem zu sein. Wirtschaftlich ist es ein herber Verlust, weil deutsche Luxuswagen der obersten Klasse darunter sind.

Aber es ist auch ein Lehrstück: Wie soll man mit E-Auto-Brandrisiken umgehen? Wie viele Fahrzeuge dürfen zusammen auf einer bestimmten Fläche stehen? Gibt es Vorschriften zum Distanzhalten? Schon heute gibt es Probleme in Tiefgaragen: Nicht alle Benutzer wollen geballte E-Risiken in ihrer Nähe haben. An Stockwerkeigentümersammlungen gehen die Meinungen weit auseinander.

Und schliesslich: Wie sind die Versicherungsrisiken anzusetzen? Braucht es spezielle Tarife für E-Autos? Für den Brandfall? Oder sollen die Versicherer diese Risiken einfach mit denen von konventionellen Fahrzeugen vermischen?

Im Moment spielt dies insofern noch keine grosse Rolle, als die E-Autos einen relativ kleinen Teil der Gesamtzahl ausmachen. Zudem zeigt die Statistik, dass Elektroautos gleich häufig brennen wie Autos mit konventionellen Motoren. Nur die Hybrid-Fahrzeuge weisen eine höhere Brandhäufigkeit auf. Aber die Möglichkeit, dass bereits eine räumliche Zusammenballung ruhender Autos zu einer Gefahr werden kann, ist ein Thema, das man früher nicht diskutiert hat.

SANATORIUM BELLEVUE



Refugium für Europas vornehme verwirrte Köpfe: Jugendstil-Glasgang des ehemaligen Sanatoriums Bellevue zu Kreuzlingen.

«Voilà, die Idee für die erste Schweizer Luxuslinik für Vermögende war entstanden.»

«Unter Direktor Robert Binswanger erlebte die «Curanstalt» regen Zulauf von Patientinnen und Patienten.»

«Das eingezäunte Bellevue mit den psychisch Kranken sei wohl vielen Anwohnern suspekt gewesen.»

Aufstieg und Fall einer Nervenheilstätte

Die Anstalt in Kreuzlingen, rund 120 Jahre im Besitz der Psychiaterfamilie Binswanger, war lange ein Erfolg. Als «Asyl» für Reiche bereitete sie den Weg für die heutigen Suchtkliniken der Stars.

Mark van Huissing

Man stellt es sich anders vor: Wer durch Kreuzlingen geht und als Ziel den Grenzübergang nach Deutschland hat, den nur Fussgänger nutzen dürfen, durchquert das Gelände, wo sich einst das Sanatorium Bellevue befand. Anders vorgestellt hat man es sich wegen des Namens «Bellevue» – dieser legt einen schönen Blick über den Bodensee nahe. Stattdessen sieht das Auge bloss Wände von Häusern auf allen Seiten. Von denen natürlich viele noch nicht standen in der hohen Zeit des Bellevue zwischen, sagen wir, 1870 und 1920.

Doch schon damals war die Sicht aus den Häusern, die das «Asyl» respektive die spätere «Curanstalt» sowie «Klinik» bildeten, keine berühmte. Das waren stattdessen die Betreiber – Vertreter der Psychiaterfamilie Binswanger – sowie manche Patienten der Anstalt.

Heute ist das 70 000 Quadratmeter messende Grundstück das, was man «verdichtet» nennt – nahe aneinander gebaute Mehrfamilienhäuser, in denen ein paar Betriebe ihre Dienste anbieten, ein Thai-Massage-Studio zum Beispiel oder, in einem anderen Bau, einige Start-up-Firmen, Jungunternehmen. Zur Hauptsache leben dort aber gewöhnliche Mieter in gewöhnlichen Wohnungen. Keine «abgespannten» Berühmtheiten oder Menschen von Adel mit «strapazierten Nerven» mehr, wie psychisch Kranke aus den oberen und obersten Gesellschaftsschichten früher genannt wurden.

Keine Irren in unmittelbarer Nähe

Bloss die Villa Bellevue, erbaut 1843, steht noch, inklusive des neuerstellten Wandelgangs aus Glas, seinerzeit ein Ort der gepflegten Konversation unter Patienten, der zur Villa Roberta, dem anderen erhaltenen Haus, führt; darin ist Kreuzlingens Zivilstandsamt untergebracht. Die Bezeichnung «Bellevue» stammt von der Exilantendruckerei. Der Betreiber, ein aus dem reaktionären Bayern in die liberale Schweiz geflüchteter deutscher Schriftsteller, hatte ihn vom früheren Standort, einem Schlösschen «Zur schönen Aussicht», über die Landesgrenze mit gezügelt.

Im Jahr 1857 kaufte der ehemalige Direktor der Irrenanstalt Münsterlingen, Ludwig Binswanger (der Ältere), die Liegenschaft Bellevue in Kreuzlingen, das seinerzeit noch Egelshofen hiess. Und zog mit seiner Familie dort ein; zuvor hatte der damals 37-jährige, im Königreich Bayern Geborene, aus einer orthodoxen jüdischen Familie Stammende seine Schweizer Staatsstelle aufgegeben. Bevor Menschen, die «mit sich allein in der Welt nicht mehr fertig wurden», in seinem «Asyl» im (fast) benachbarten Ort Kreuzlingen Schutz und Betreuung finden konnten, wie er die Aufgabe der Anstalt beschrieb, hatte er versucht, eine solche in Zürich zu betreiben. Und zu diesem Zweck ein Haus neben dem Anwesen, in dem sich heute das Museum Rietberg befindet, erworben.

Allerdings machte ihm der Nachbar Otto Wesendonck, ein reicher ehemaliger Kaufmann aus Düsseldorf und Mäzen (dieser bezahlte das Zürcher Leben von Richard Wagner und dessen

Menschen, die mit sich allein in der Welt nicht mehr fertig werden, finden hier Schutz und Betreuung.

Frau Minna; das Paar bewohnte sein Gartenhaus), ein Angebot, das Binswanger nicht ablehnen konnte. Weil Wesendonck keine Irren in unmittelbarer Nähe von sich und den Wagners erdulden wollte. Der Immobiliengewinn ermöglichte Binswanger den Ankauf der grösseren und stattlicheren Villa Bellevue in der Provinz.

Der Psychiater fiel auf seinem Fachgebiet durch für die damalige Zeit fortschrittliche, ja avantgardistische Ansichten auf: «Nur ein Plus oder Minus unterscheidet den sogenannten Geisteskranken von tausend anderen fähigen und unfähigen Köpfen der menschlichen Gesellschaft», schrieb er im Jahresbericht der Münsterlinger Anstalt von 1851. Und weiter unten heisst es: «... in der jetzigen Art des Denkens und Handelns des Geisteskranken liegt der ganze frühere Mensch, seine ganze frühere Lebensgeschichte offen dargelegt, ein aufgeschlagenes Buch voll Irrtümer und Fehler, dessen Einleitung von einer



Avantgardistische Ansichten:
Ludwig Binswanger der Ältere.

verkehrten Erziehung, von den Sünden der Eltern und der Familie in physischer und moralischer Beziehung vom Momente der Zeugung an die ganze Entwicklungszeit hindurch, häufig auch vom Erfassen eines verfehlten Lebenszwecks handelt». Verkürzt ausgedrückt: Es gibt mittels Ratio erklärbare Ursachen, die zu Geisteskrankheiten führen. Was sich als Erkenntnis deutlich abhob von der bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts mehrheitlich anerkannten Sicht, nach der Kranke vom Teufel oder von Dämonen besessen waren.

Heilfähige Kranke aus besseren Ständen

Darüber hinaus hatte sich Binswanger ein Geschäftsmodell ausgedacht, das ebenfalls abwich vom Standard. Er beschrieb zur Eröffnung des Asyls, wie er während seines siebenjährigen öffentlichen Wirkens als Direktor der kantonalen Heil- und Pflegeanstalt Münsterlingen erfahren habe, «dass in den von der Armenklasse zunächst bevölkerten Staatsanstalten die wenigen für Pensionäre reservierten Plätze das bestehende Bedürfnis nur teilweise deckten». Mit anderen Worten: Es fehlte an Betreuungsangeboten für

Mitglieder der oberen, vermögenden Gesellschaft. Und das stellte eine Marktlücke dar. Was bei ihm den Entschluss hervorrief, «eine Privatanstalt für heilfähige Kranke und Pfleglinge aus den besseren Ständen der Schweiz und des Auslands zu errichten». Voilà, die Idee für die erste Schweizer *luxury* und/oder *celebrity rehab*, Luxus-klinik für eine vermögende und/oder berühmte Kundschaft, war entstanden.

«Der Name der Anstalt verbreitete sich rasch weit über die Landesgrenze hinaus», schrieb der Autor eines Artikels im *Magazin* des Zürcher *Tages-Anzeigers* vor rund vierzig Jahren. Die Krankheit, die es für Binswanger und seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den 1860er Jahren zur Hauptsache zu behandeln gab, sei die durch Syphilis ausgelöste progressive Paralyse gewesen (auch «Gehirnerweichung» genannt; erst ab 1917 dank der zufällig entdeckten heilsamen Wirkung der Malariabehandlung erfolgreich bekämpft).

Die Patientenzahl war bis zu Binswangers Tod im Jahr 1880 auf ungefähr vierzig angestiegen, berichtete der *Magazin*-Journalist weiter, weshalb man Platz benötigte und zwei benachbarte Häuser gekauft wurden. Trotz dieser Investitionen blieb genug übrig, so dass der Psychiater und Anstaltsleiter 1874 für sich und seine Familie das 36 000 Franken teure Landgut Brunnegg erwerben konnte und zu einem schlossartigen Gebäude umbauen lassen konnte – zur Einordnung: Der Pensionsansatz in der ersten Klasse des Bellevue betrug 5 Franken am Tag.

«Binswangerei»

Jetzt einen Sprung über 148 Jahre oder vier Generationen nach vorne: Am Stadtrand von Kreuzlingen wohnt Andreas Binswanger. Der 71-Jährige weiss wahrscheinlich am meisten über die Schweizer Psychiaterfamilie. Und unterhält in seinem grossen, neueren und aufgeräumten Einfamilienhaus die umfassendste Sammlung von Dokumenten, Publikationen et cetera, in denen es um die Binswangers oder ihr Sanatorium geht; Ludwig Binswanger der Jüngere (1881–1966), ein Enkel von Ludwig dem Älteren und der «wohl bekannteste Spross der Familie» (Wikipedia), war sein Grossonkel. Wer Auskünfte oder Unterlagen benötigt, besucht den Familienhistoriker mit Ausbildung zum Landwirt, der 1950 geboren wurde und im Bellevue aufwuchs.

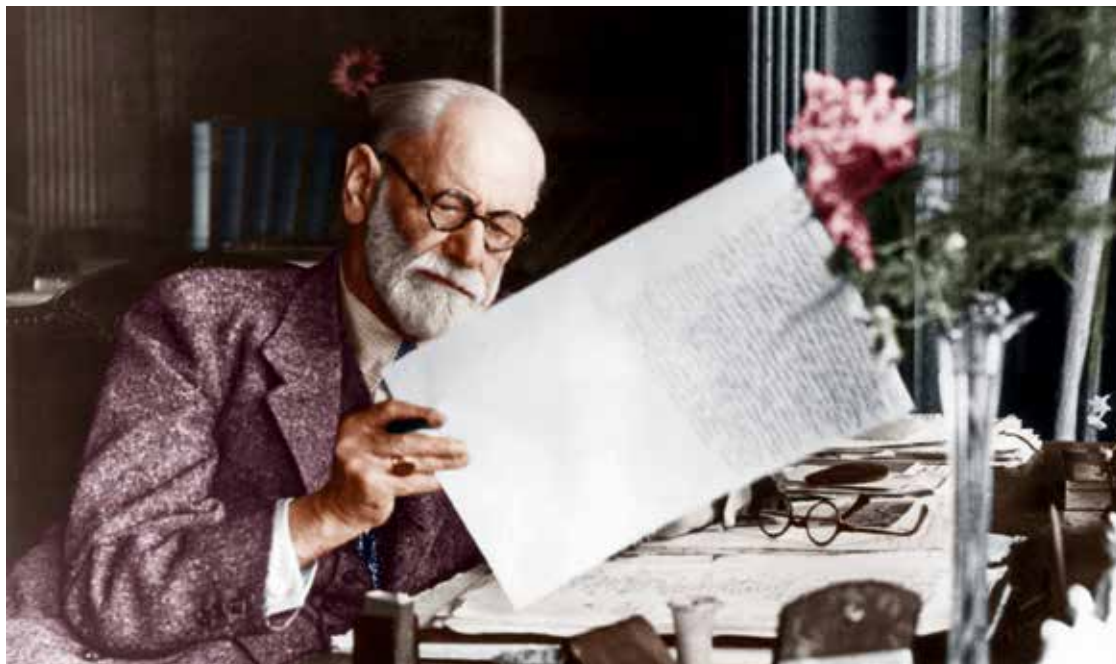
Seine Kindheit sei geprägt gewesen von dem, was er «Binswangerei» nennt. Und meint die Integration der Familie in den Anstaltsbetrieb. Der ständige Austausch seiner Verwandten mit Insassen habe auch zur Philosophie Ludwig Binswanger des Jüngeren gehört, der das Bellevue bis 1956 leitete. In der Hierarchie seines Grossonkels (dieser und Andreas' Grossvater waren Brüder) seien an erster Stelle die Patientinnen und Patienten gekommen, dann die Familienmitglieder und danach der Rest der Welt. Was dazu geführt habe, «dass es Kreuzlingen gab



Forschung lag ihm näher als die therapeutische Arbeit: Ludwig Binswanger der Jüngere.



Der ganz normale Wahnsinn: Villa Bellevue, um 1950.



Niedrigere Beweggründe: Sigmund Freud.



«Die Kokainisten»: «Morgenkaffee»

und das Bellevue – beide hatten eigene Leben», sagt er. Man habe zwar kaum etwas voneinander mitbekommen, doch das eingezäunte Bellevue mit den psychisch Kranken sei wohl vielen Anwohnern suspekt gewesen.

Zwangsjacken öffentlich versteigern

Seit die Anstaltsleitung von Ludwig dem Älteren an dessen Sohn Robert (1850–1910; er führte das Bellevue dreissig Jahre lang) gegangen war und in der Folge von Ludwig dem Jüngeren übernommen wurde – er trat 1910, knapp dreissigjährig, nach dem plötzlichen Tod des Vaters, als Klinikchef an –, waren zahlreiche Gebäude dazugekommen. Im erwähnten Zeitschriftenartikel wurden die Immobilien als ein «weitverzweigtes Villensystem» beschrieben, zu dem mindestens neun grosse Häuser zählten. «Weil nur dieses ermöglicht, die Wünsche und Bedürfnisse jedes einzelnen Kranken in Bezug auf Wohnung im weitesten Masse zu berücksichtigen und diese Verhältnisse möglichst den heimischen anzunähern», stand in einem Prospekt.

Auch Robert, ein Schüler Ludwig Meyers, des Begründers der modernen Behandlung Geisteskranker in Deutschland – dieser hatte sämtliche Zwangsjacken der Irrenabteilung des Hamburger Krankenhauses öffentlich versteigern lassen –, war ein fortschrittlicher Geist wie sein Vater Ludwig vor ihm. Er lehnte etwa jegliche Einschränkung der Bewegungsfreiheit von Patienten ab. Josef Breuer, ein österreichischer Arzt und neben Sigmund Freud ein Mitbegründer der Psychoanalyse, schickte seine «Anna O.» zu Binswanger nach Kreuzlingen; die Frau, die tatsächlich Bertha Pappenheim hiess, war als erste Patientin psychoanalytisch behandelt worden.

Robert Binswanger war also offen für Entwicklungen der damals im Umbruch be-

findlichen Seelenheilkunde, er umarmte Neuerungen. Dennoch sieht heute Ralf Binswanger, 81, Psychiater in Zürich und der zehn Jahre ältere Bruder von Familienhistoriker Andreas, seine Verdienste vornehmlich im kaufmännischen Bereich – er hatte Land zugekauft, um die Anstalts-erweiterung voranzutreiben.

Unter Direktor Robert Binswanger erlebte die «Curanstalt» regen Zulauf von Patientinnen und Patienten nicht bloss wegen der angebotenen Behandlungsmethoden. Sondern auch aus altbekannten (oder niedrigeren) Beweggründen – weil es sich beim Bellevue zunehmend um einen Ort handelte, an den Familienoberhäupter unerwünschte, sich nicht ihren Vorstellungen entsprechend aufführende Angehörige abschieben konnten mit einigermaßen gutem Gewissen. Die Anstalt war zu einem grossen Teil von Abkömmlingen des deutschen, russischen und italienischen Adels bevölkert, diese wurden in den Büchern des Hauses als «Neurastheniker», Nervenranke, geführt.

Das beste Geschäft im Kanton Thurgau

Man musste aber weder adlig noch Ausländerin sein, um, manchmal gegen den eigenen Willen, im Bellevue untergebracht zu werden. Öffentlich gemacht wurde etwa der Fall einer neunzehnjährigen Millionenerbin aus Basel, die von ihrem Vater eingeliefert wurde, nachdem sie von zu Hause ausgerissen war und in London einen Russen geheiratet hatte, den die Eltern für nicht standesgemäss hielten. Eine Lokalzeitung berichtete über die Internierung. Worauf Binswanger gegen den Verleger klagte, wegen Ehrverletzung und Kreditschädigung. Ohne viel Erfolg – der Verteidiger des Beklagten argumentierte, durch die Berichterstattung sei kein Schaden entstanden, «der Doktor Binswanger hat nach

wie vor das beste Geschäft im Kanton Thurgau». Was damit zusammenhing, dass die Verweilzeit aussergewöhnlich lang war. Oder wie Annett Moses und Albrecht Hirschmüller in den Marburger Schriften zur Medizingeschichte (Band 44: «Binswangers psychiatrische Klinik Bellevue in Kreuzlingen», 2004) festhalten, «zeichnete sich die Anstalt auch durch einen Patientenstamm aus, der extrem lange Aufenthaltsdauern zu verzeichnen hatte». Während der Direktorenschaft Ludwig Binswangers senior etwa fanden sich 23 Aufnahmen, die durchgehend länger als fünf Jahre im Asyl verblieben. Mit 53 Jahren war die als fünfzehnte eingetretene Patientin Emilie Z. aus Bergamo am längsten im Bellevue – die Italienerin verbrachte ihr Leben zur Mehrheit in Kreuzlingen und konnte die Chefwechsel vom ersten Ludwig zu dessen Sohn Robert und schliesslich zum zweiten Ludwig Binswanger mitverfolgen.

In dessen Zeit hatte das Bellevue seine wirtschaftlich besten Zeiten, die Häuser waren mit bis zu achtzig gutzahlenden und lang bleibenden Pensionärinnen sowie Pensionären ausgelastet, die Zahl der Mitarbeiter war zirka gleich hoch. Dennoch lastete die Führung der Anstalt, die sein Vater gross gemacht hatte, Sohn Ludwig nicht aus. Es blieb Zeit für Forschung, die ihm ohnehin näherlag als die therapeutische Arbeit in der Klinik, zudem konnte er sich für diese auf den Einsatz gutausgewählter Assistenzärzte verlassen.

Seit dem Studium, als er von seinem Vater den Rat angenommen hatte, sich durch keine Schule (Denkart) vereinnahmen zu lassen, interessierte er sich für Erkenntnisse und Ansätze von Eugen Bleuler, Professor für Psychiatrie an der Universität Zürich sowie Direktor am Burghölzli. Und noch stärker für Sigmund Freuds



von Ernst Ludwig Kirchner (1917).



Lebenslang: Prinzessin Alice von Battenberg.



Zarte Pflanze: Schriftstellerin Erika Mann.

Psychoanalyse, die auf damals revolutionären und von konservativeren Kollegen entsprechend abgelehnten Gedanken fusste. Seine Doktorarbeit hatte er bei Carl Gustav Jung gemacht, der ihn mit Freud zusammenbrachte; daraus entstand eine langanhaltende Freundschaft «trotz fachlicher Differenzen» (*Das Magazin*), was womöglich einen Einzelfall im sozialen Leben des grossen Wieners darstellte.

Seine Haltung gegenüber der Psychoanalyse beschrieb Ludwig als die «oberste und verantwortungsvollste Entscheidung», die er zu treffen gehabt habe. «Er entschied sich schliesslich für die Psychoanalyse im Sinne eines medizinischen Hilfsverfahrens». Und nahm als einer der ersten Klinikdirektoren Freuds Patienten zur Weiterbehandlung auf. Zusammen mit einem jüngeren Kollegen, Medard Boss aus St. Gallen, begründete er die sogenannte Daseinsanalyse, die sich vereinfacht als eine der Psychoanalyse nahestehende psychiatrische und psychotherapeutische Richtung, die der phänomenologischen Methode folgt, beschreiben lässt (Wikipedia); sie orientiert sich philosophisch vor allem an Martin Heidegger, der den Menschen als «Dasein» kennzeichnete mit dem «In-der-Welt-Sein» als einer der Grundverfassungen.

Rauschende Feste

Das Sanatorium von Ludwig junior erreichte aber nicht bloss wegen der dort umgesetzten wissenschaftlichen Erkenntnisse Ausstrahlung. Auch die Namen von Insassen verbreiteten Glanz, sie zählten zu den Berühmtheiten ihrer Zeit: Vaslav Nijinsky, der russische Balletttänzer, der deutsche Kunstmaler Ernst Ludwig Kirchner, Schauspieler und Regisseur Gustaf Gründgens, Erika Mann, Tochter des Nobelpreisträgers und selbst Schriftstellerin, Annemarie Schwarzenbach,

ihre Freundin und Zürcher Grossbürgertochter und viele andere, deren Identität aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes diskret behandelt wurde. Oder wie es der Zürcher Psychiater und Freudianer Mario Gmür zusammenfasst: «die Kokainisten».

Nicht zu dieser Gruppe gehörte Alice Mountbatten, die aus Deutschland kommende Mutter des kürzlich verstorbenen Prinz Philip, Gemahl von Königin Elizabeth II. Sie war die längste Zeit ihres Lebens in psychiatrischer Behandlung, 1930 sollen Freud und Ernst Simmel, ein deutscher Psychoanalytiker, bei ihr paranoide Schi-

Röntgenbestrahlung der Eierstöcke gegen paranoide Schizophrenie durch sexuelle Frustration.

zophrenie, mit verursacht durch sexuelle Frustration / nicht ausgelebte Leidenschaft, erkannt haben (Behandlung: Röntgenbestrahlung der Eierstöcke zwecks Beschleunigung der Menopause). Alice Mountbatten verbrachte zwei Jahre im Thurgauer Sanatorium, gegen ihren Willen wohl, sie soll sich wahlweise für die Braut Christi oder Buddhas gehalten haben.

Andere Pensionärinnen und Pensionäre verbrachten bessere Tage im Bellevue: Man liest von rauschenden Festen, die gefeiert wurden. Einträge auf der Gästeliste zeigen, dass die Anstalt auch Ort gesellschaftlicher Anlässe war und eine starke Anziehung auf Geistesgrössen ausgeübt hatte. Zu den Besuchern zählten Edmund Husserl, der Philosoph und Mathematiker, seine Kollegen Max Scheler und Martin Buber oder der Schriftsteller Werner Bergengruen. Joseph Roth verewigte das Sanatorium im «Radetzky-marsch» – in dem Roman kommt ein Fabrikant,

Herr Taussig, vor, der an «leichtem, sogenannten Irresein litt und in jene Anstalt am Bodensee fuhr, in der verwöhnte Irrsinnige aus reichen Häusern behutsam und kostspielig behandelt werden, und die Irrenwärter zärtlich waren wie Hebammen».

Falls bis hierher das Bild entstanden ist von unablässigem Erfolg des Sanatoriums – dies trifft nicht ganz zu. Es habe immer wieder wirtschaftlich herausfordernde Jahre gegeben, sagt Familienhistoriker Andreas Binswanger, «während des Ersten Weltkriegs etwa. Und während des Zweiten natürlich.» Doch diese waren, aus späterer Zeit betrachtet, nicht vergleichbar mit der Krise, die die Anstalt ab ungefähr Mitte der 1960er Jahre durchmachte. Und die schliesslich dazu führte, dass das Bellevue aufgegeben werden musste.

1956, fast ein Jahrhundert nach der Klinikgründung, übertrug Ludwig die Leitung seinem Sohn Wolfgang, dem «letzten Binswanger in dieser Rolle», wie Ralf Binswanger, der Psychiater in Zürich, seinen Onkel zweiten Grades bezeichnet. Wolfgang's Absicht war es, die im Hause geltende patriarchalische Ordnung zu lockern. Und durch eine die Mitarbeiter und Patienten einbeziehende Führung zu ersetzen. Er schrieb: «Früher stand in der Anstalt das Bedürfnis, dass nicht zuviel passiere, das Bedürfnis nach Ruhe, im Vordergrund. Die Symptome liessen sich mit den anfangs der fünfziger Jahre entdeckten Psychopharmaka dämpfen.» Das sei aber keine ursächliche Heilung. Erst mit der Zeit habe man realisiert, wie wichtig es sei, den Patienten zu ermutigen, statt ihm mit Argwohn zu begegnen, «ihm Gelegenheit zur Bewährung zu geben, statt ihn bewahren zu wollen».

Der Sohn hielt sich ziemlich zurück, solange der Vater noch lebte. Doch nach dessen Tod 1966,



Soll die Gemeinde das Bellevue übernehmen?

gibt der Autor des *Magazin*-Artikels einen Pfleger wieder, der zwanzig Jahre im Bellevue gearbeitet hatte, sei rasch alles anders geworden: «Das Personal hatte früher grundsätzlich immer recht, die Patienten waren rechtlos.» Als Wolfgang Binswanger das Kommando dann übernahm, sei es auf einmal vorbei gewesen damit. «Meistens waren wir zuerst einmal die Blöden, die nichts verstanden.» Wolfgang Binswanger wiederum schrieb: «Gelingt es uns, den einzelnen Menschen als Daseinspartner anzusprechen, treten meist seine unheimlichen Anwandlungen schnell in den Hintergrund.»

Der Therapeut macht sich überflüssig

Eine Erkenntnis, die neben anderen Entwicklungen in der Seelenheilkunde, wohl dazu beitrug, dass anstelle langer, manchmal sehr langer stationärer Behandlungen psychisch Kranker zunehmend wesentlich kürzere Aufenthalte oder ambulante Einsätze verordnet wurden. Der Therapeut, der auf die richtige Behandlung setzt, macht sich also überflüssig. «Die klinische Psychiatrie zielt letztlich auf ihre eigene Abschaffung; die Klinik wurde ein Stück weit von jener Entwicklung überrollt, die in Bewegung zu bringen sie selbst mitgeholfen hat.»

So viel zu den exogenen Faktoren, den äusseren Ursachen, des Niedergangs, der dazu führte, dass die Familie sich 1979 entschied, die Klinik zu schliessen. Doch auch Gründe von innen, aus dem Haus oder der Sippe, waren mitverantwortlich. Ralf Binswanger, von 1966 bis 1975 Verwaltungsrat des Bellevue, sagt, er habe «diese Klientel nicht gesucht» (bei Wikipedia wird er als «kommunistischer Militanter» beschrieben; in einem Telefongespräch mit mir sprach er von sich und seinen Brüdern als «Herrensöhnlein»). Andererseits habe er rasch gemerkt, dass die

Klinik ökonomisch keine Zukunft habe. Wolfgang, «der letzte Binswanger», habe zwar wegweisende Behandlungsformen eingeführt, die Erneuerung der Anstalt in eine therapeutische

Nach dem überraschenden Tod von Werner Binswanger fand sich in der Familie kein geeigneter Nachfolger.

Gemeinschaft etwa, doch nachhaltig sei der Betrieb unter seiner Führung nicht gewesen. Man hätte vielleicht 65 stationäre Patientinnen und Patienten gebraucht, um kostendeckend wirtschaften zu können, habe tatsächlich aber bloss 40 bis 45 gehabt.

Was auch damit zu tun gehabt hatte, dass nach dem überraschenden frühen Tod von Werner Binswanger, dem administrativen Leiter des Bellevue, in der Familie kein betriebswirtschaftlich geeigneter Nachfolger zu finden gewesen sei. Werner war mit 45 wäh-



«Liegt der Fiskus auf der Lauer, wird die Milch vom Bauer sauer ...»

rend eines militärischen Wiederholungskurses (WK) am Q-Fieber erkrankt und an den Folgen gestorben; Ralf Binswanger war damals siebzehn, Andreas sieben. Und als dann noch die Patientenentschädigung aus Deutschland (für Pflegeangebote in der Schweiz) weggefallen sei, habe man einen jährlichen Fehlbetrag von bis zu sechs Millionen Franken decken müssen.

Während der nächsten rund fünf Jahre versuchten Mitglieder der jungen Binswanger-Generation, das Bellevue neu aufzustellen. Doch ihre Abklärungen und Untersuchungen allfälliger zukünftiger Geschäftsmodelle führten zur Einsicht, dass es nur eine Lösung gebe: die Schliessung des Betriebs. Was die Generalversammlung daraufhin beschloss. Denn dringend nötige Investitionen für das Unternehmen, vor allem in Gebäude und Einrichtungen, waren als zu hoch eingeschätzt worden.

1985 hatten die Stimmberechtigten zu entscheiden, ob die Gemeinde das mittlerweile vor fünf Jahren aufgegebene Bellevue übernehmen solle. Das Ergebnis: Nein. Was Andreas Binswanger nicht überraschte, Kreuzlingen hatte bereits den Seeburgpark, eine grosse, öffentlich zugängliche Erholungsanlage, und man wollte sich nicht in neue finanzielle Abenteuer stürzen.

Also machten sich die Bellevue-Aktionäre auf die Suche nach einer anderen Käufer-schaft. Die Anteile waren innerhalb der grossen Familie breit gestreut; Dagny Margarete, die Witwe von Werner und Mutter von Ralf, Andreas sowie zweier weiterer Kinder, hielt eine Sperrminorität von rund einem Drittel der Stimmen. Dies, weil sie mit geerbten Mitteln einen komplizierten und lange vorbereiteten Handel mit einem Niederländer, der in den 1930er Jahren der Anstalt Geld gegen Aktien als Sicherheit überlassen hatte, abschliessen konnte. Die Binswangers fanden endlich einen Immobilienentwickler, der ihnen die 70 000 Quadratmeter Kreuzlinger Bauland abkaufte, für rund fünfzehn Millionen Franken (die verbliebenen Immobilien inklusive).

«Der Hauptteil des Areals wurde in den 1990er Jahren für den Bau einer Wohnanlage genutzt», schliesst der Eintrag des Sanatoriums Bellevue in üblicher trockener Wikipedia-Art. Ferner gibt es ein paar Betriebe, die ihre Dienste anbieten, ein Thai-Massage-Studio zum Beispiel oder einige Start-up-Firmen, Jungunternehmen. Zur Hauptsache aber gewöhnliche Mieter in gewöhnlichen Wohnungen. Mit anderen Worten: Heute lebt dort höchstens der ganz normale Wahnsinn.

Annett Moses und Albrecht Hirschmüller: Binswangers psychiatrische Klinik Bellevue in Kreuzlingen. Marburger Schriften zur Medizingeschichte, Band 44. Peter Lang, 2004

LITERATUR UND KUNST

Wie Giorgio Agamben,
Lieblingsphilosoph der
Linken, wegen Corona
zum Geächteten wurde.
Alexander Grau, Seite 60

Herausgegeben von Daniel Weber

Yiannis Moralis, Girl untying her sandal, 1973
– Da sitzt dieses Mädchen an der Schwelle zum Frausein, sitzt wie ausserhalb vom Mosaik der Welt, sich selbst ein gelegtes Puzzle, und befreit ihren Fuss von der Sandale, um dann aufzustehen wahrscheinlich, nackt, befreit von allem, um ihre Füsse auf Erde oder Sand oder Gras zu setzen mit nichts dazwischen als dem eigenen Gewicht und der Hoffnung auf Leichtigkeit.

Um sie herum ist das Jahr 1973 und Griechenland, das ist Unterdrückung, Angst, Unfreiheit, Willkür und Gewalt. Panzer rollen, und Soldaten in schweren Stiefeln marschieren in die juristische Fakultät Athens. 2000 Studenten haben sich dort verbarrikadiert, um gegen die schmerzenden Fussfesseln der Militärdiktatur und gegen ein neues Gesetz zu demonstrieren, das es den Herrschenden ermöglicht, «unbotmässige Studenten sofort zum Militärdienst einzuziehen».

Griechenlands bekanntester Maler, Yiannis Moralis (1916–2009), war damals 57 Jahre alt, auf dem Zenit seines Schaffens, wie man so sagt, und während um ihn herum Griechenland von innen her zersplittert und die Militärdiktatur immer mehr Blut vergiessen muss, um das Volk in ängstlicher Lethargie verharren zu lassen, malt er das Bild dieser in Gedanken versunkenen, jungen Frau fernab aller Realität, so scheint es auf den ersten Blick.

Da ist kein Schmerz, keine Verzweiflung, kein Unrecht, da ist nur eine Sehnsucht, jene nach Befreiung und jene nach Freiheit von all den Zwängen, den äusseren und den inneren. Da ist die Hoffnung auf einen Moment der ungestörten und ungetrübten Besinnlichkeit, nach einer Balance im Ungleichgewicht der Welt, fernab von jenem Wahnsinn, in dem man sich immer wieder verfängt. Auf einen Moment, in dem es uns gelingt, uns von allen Schlingen zu befreien, und der sich so zeitlos anfühlt, wie wenn man mit nackten Füssen frühmorgens auf taunassem Gras schwebt. *Michael Bahnerth*



Balance im Ungleichgewicht der Welt.

Sehnsucht nach Gottes Vollkommenheit

Simone de Beauvoir und Albert Camus waren fasziniert von Simone Weil, die politische Radikalität mit einer zutiefst mystischen Weltaufmerksamkeit verband.

Hans Ulrich Gumbrecht

Simone Weil: Schwerkraft und Gnade.
Aus dem Französischen von Friedhelm Kemp.
Matthes & Seitz. 249 S., Fr. 29.90

Im Jahr 1947, vier Jahre nach ihrem Tod, von dem er mit grosser Verspätung erfahren hatte, gab der katholische Philosoph Gustave Thibon eine Sammlung von Aphorismen der damals nur wenigen Freunden und Vertrauten bekannten Simone Weil heraus. Sie hatte gegen Ende ihres Lebens einige Monate als Gast auf Thibons Bauernhof verbracht und ihm eines Tages mehrere Kladden voll engbeschriebener Notizblätter mit der Bemerkung übergeben, dass sie zu seinem «Eigentum» würden, wenn er längere Zeit nicht mehr von ihr höre. Im Vorwort schrieb Thibon von der Gewissheit, «in Gegenwart einer Heiligen» gelebt zu haben, die «mit schneidender Stimme» ununterbrochen und «ganz ohne Rücksicht auf die Umwelt» über eine besondere Nähe Gottes sprach – das Thema der Mystik.

Der Band «La pesanteur et la grâce» mit Simone Weils Gedanken löste wahre Resonanzwogen im Milieu des Existenzialismus nach dem Ende des Weltkriegs aus, was wohl zurückging auf die Beziehung zwischen dem damals weitverbreiteten Gefühl «absurder» Ziellosigkeit in allen Formen menschlichen Daseins und einer Stimme der Gewissheit von transzendentaler Erfahrung. Der Politiker Maurice Schumann berichtete, dass kein Tag vergangen sei, an dem Simone Weils Schriften ihm nicht «als moralische Leitlinie» gedient hätten. Simone de Beauvoir kam eine Begegnung aus dem Jahr 1928 in Erinnerung, als Weil unmittelbar vor ihr an erster Stelle von der Eliteschule Ecole normale supérieure aufgenommen wurde und sie mit «ihrem Herzen» beeindruckte, das «für die gesamte Menschheit schlug». Albert Camus feierte sie «als einzigen grossen Geist» seiner Zeit, und noch Papst Paul VI. nannte Weil in den 1970er Jahren einen für ihn «entscheidenden spirituellen Einfluss». Doch seither ist unter Intellektuellen die Begeisterung für ihre Texte mit dem Existenzialismus und

seinem Bestehen auf der Frage nach dem «Sinn» individuellen Lebens verehrt.

Zugleich ist Simone Weil aber unter historischer Perspektive als exzentrisch schillernde Gestalt aus dem Zeitalter ideologischer Schlachten während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in den Vordergrund getreten. Nach ihrem Bruder André, der zu einem Mathematiker von Weltgeltung aufsteigen sollte, Anfang 1909 in eine wohlhabende säkulare Familie sephardisch-jüdischer Eltern geboren,

Unzufrieden mit der Abstraktheit marxistischer Lehren, liess sich Weil vom Unterricht beurlauben.

reagierte sie mit einer lebensgefährlichen Anorexie auf die Versetzung des Vaters an die Weltkriegsfront und auf Nachrichten vom Leiden unterprivilegierter Landsleute. Nach Abschluss ihres Philosophiestudiums und einer von den Mentoren kontrovers beurteilten Doktorarbeit wurde sie Lehrerin im südfranzösischen Le Puy-en-Velay, spendete «den Armen» die Hälfte ihres Gehalts und geriet als Teilnehmerin in der ersten Reihe von Proletarierdemonstrationen ins Visier der Polizei.

Unzufrieden mit der Abstraktheit marxistischer Lehren, liess sich Weil vom Unterricht

beurlauben und übernahm erniedrigende manuelle Arbeiten in Fabriken der Schwerindustrie, von denen sie regelmässig wegen ihrer Ungeschicklichkeit entlassen wurde. Beim Ausbruch des Spanischen Bürgerkriegs, hinter dessen Kontrahenten die faschistischen Staaten und die Sowjetunion standen, kämpfte sie 1936 in einem anarchistischen Freikorps, bis sie ohne jeden Befehl versuchte, Maschinengewehrfeuer auf feindliche Bomber zu richten.

Vorerst ohne verbleibende Projekte für ihre moralische Passion ging sie nach Italien, wo das erste Erleben unwiderstehlicher Gottesnähe sie in Assisi, der Stadt des Armen-Heiligen Franziskus, heimsuchte. Simone Weil begann, ihre mystischen Eindrücke niederzuschreiben, doch sie suchte existenzielle Verwirklichung weiter primär im politischen Engagement, ab 1940 in der Résistance gegen die deutsche Besetzung Frankreichs, vor der sie in die Vereinigten Staaten und bald nach Grossbritannien floh. Dort starb sie 1943, wahrscheinlich infolge verweigerter Nahrungsaufnahme – und wohl ohne christliche Taufe.

Momente der Erniedrigung

Die Faszination der Nachwelt gewannen weniger ihre philosophischen Abhandlungen und das heute von konservativen Intellektuellen geschätzte Buch «Die Verwurzelung», ein «Vorspiel zu einer Erklärung der Pflichten dem Menschen gegenüber», als die von Gustave Thibon zusammengestellten Notizen. Sie kreisen um die Gewissheit ihres Gotteserlebens und motivieren zu Denk-Aktivität bei den Lesern vor allem deshalb, weil sie sich bloss zur Ahnung von Konturen einer Theologie zusammenfügen.

Menschliche Existenz, scheint Weil vorauszusetzen, kann sich in Gegenwart des vollkommenen Gottes nicht vollziehen und setzt also eine «Leere» voraus, über deren Hervorgehen aus einem möglichen Entschluss Gottes sie nicht spekuliert. In dieser Leere entsprechen «alle natürlichen Bewegungen unserer Seele bestimmten Gesetzen, die denen der materiellen Schwerkraft analog sind». Rache, Vergeltung, Selbstbehauptung gehören nach Weil



„Und hiermit erkläre ich euch zu äh ... zu ... äh ...“



Übernatürliches Geschenk der Gnade: Autorin Weil.

zu den Impulsen, die uns «nach unten ziehen» und deren Ver fugungen wir für die eigentliche Wirklichkeit halten.

Mit dem Begriff der «Gnade» bezieht sie sich auf das «übernatürliche Geschenk» einer «Ausnahme von der Schwerkraft», das heisst auf Wege der Reflexion, die uns – in «vertikaler» Gegenrichtung – zu einer Ahnung von Gott trotz der Leere seiner Abwesenheit führen. Als Voraussetzung und als Beitrag der Menschen zur Wirkung von Gnade gilt Weil die «Aufmerksamkeit» im Sinn einer nicht begrenzten Offenheit auf im Alltag Unerwartetes und Unübliches, das uns aus der Schwerkraft erhebt. (Die Beschreibung dieser Dynamik ähnelt Heinrich von Kleists Assoziationen zur Anmut zwischen Schwerkraft und Impulsen des Puppenspielers im «Marionettentheater».) Unter dem Vorzeichen von weltoffener Aufmerksamkeit, als deren Übung und Praxis Weil – anders als die

katholische Tradition – das Gebet auffasst, finden wir in ihren Aphorismen ganz verschiedene Formen der Gnade als Gottes-Entbergen.

Drastische Momente der Erniedrigung etwa, welche die vermeintlichen Wirklichkeiten der Schwerkraft zerschlagen und uns ohne Trost mit der verzweifelt elementaren Frage zurücklassen, warum sich solches Unglück ereignet. Gnade schenkt auf der Gegenseite des Lebens aber auch die Erfahrung von Schönheit. Immer wieder kommt Weil auf den gregorianischen Gesang, auf die Fugen von Bach und vor allem auf die «Ilias» zu sprechen, die eine Sehnsucht nach dem Eingehen in Gottes Vollkommenheit entzünden.

Und obwohl sie aus der Perspektive kanonischen Rechts wohl nie zur Katholikin wurde, beschwört sie schliesslich mit der Intensität ihrer Worte christliche Rituale als Bedingungen von Gnade herauf. Vor allem die Hostie der

Eucharistie, die nach katholisch-theologischem Verständnis kein Zeichen, sondern reale Präsenz des Opfer-Leibs Christi ist. Aber auch die Verehrung inspirierende Aura von Mitmenschen, denen die Gnade zur Erhebung in Gottesgewissheit verholfen hat. Diese Aura eben liess Gustave Thibon in Simone Weil eine Heilige sehen.

Bei der Bemühung, in ihren Aphorismen inhaltliche Kohärenz zu entdecken, fällt es schwer, nicht in eine Sprache gläubiger Existenz überzugehen. Bedeutet dies, dass der Glaube notwendige Voraussetzung ist, um Weils Texte mit mehr als nur historischem Interesse zu lesen? Der Weil-Enthusiasmus war längst verflogen, als in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts ein Optimismus von zu

Rache, Vergeltung, Selbstbehauptung gehören nach Weil zu den Impulsen, die uns «nach unten ziehen».

schaffenden «Konstruktionen der Welt» an die Stelle der existenzialistischen Irritation angesichts eines Lebens ohne Sinn-Rahmen trat.

Tradition mystischer Frauen

Mittlerweile, so können wir sagen, ist aus der Euphorie jener «Konstruktionen» mit Unterstützung elektronischer Technologie ein Alltag hervorgegangen, in dem wir individuell eher unter einem Überschuss von Möglichkeiten und Konstruktionen der Selbstverwirklichung leiden. Viele von uns sehnen sich nach einem «Halt» in ihrem allzu komplexen Leben und laufen so Gefahr, zu Recht ausgemusterte Existenzformen zu aktivieren und sich vermeintlichen Autoritäten zu unterwerfen. In der Kraft der Gedanken und Worte von Simone Weil können wir Ermutigung finden, weil ihre Ahnung von höherer Vollkommenheit nie beim Endpunkt eines Gottes-Wissens ankommt.

Aber noch eine andere Einstellung intellektueller Aufmerksamkeit verlangt uns ihre Gestalt ab. Simone Weil hat eine grosse Tradition mystischer Frauen fortgesetzt, eine Tradition der mitreissenden Rede vom unmittelbaren Gotteserleben, der nur wenige Männer mit Texten von vergleichbarer Ausstrahlung gegenüberstehen. Wenn wir an christliche Mystik denken, fallen uns ja zunächst Namen wie Roswitha von Gandersheim, Hildegard von Bingen, Katharina von Siena und vor allem Teresa von Ávila ein. Dieselbe Asymmetrie trifft für die Welt des jüdischen Glaubens und – entgegen denkbaren kulturellen Vorurteilen – auch für den Islam zu. Allerdings hat die Evidenz dieser Tatsache nie plausible Erklärungen ausgelöst. Einen Weg dahin sollten wir aufnehmen – vielleicht mit der prekären, über Simones Weils Leben schwebenden Frage, ob Frauen in einer Offenheit gegenüber der Welt leben, wie sie Männern nur selten gegeben ist.

Mehr als ein Campus-Roman

Russell A. Berman

Karen Ruoff: Academia. Exzellenz hat ihren Preis. Aus dem Amerikanischen von Christa Schuenke. Ariadne Literaturbibliothek. 400 S., Fr. 31.90

Karen Ruoffs Roman ist ein Lese-genuss. Er mischt eine Satire, die einen zum Lachen bringt, mit Empathie für die Charaktere, die diese comédie humaine bevölkern. Die Geschichte spielt an der fiktiven Privatuniversität Parrington Simmons in der Nähe von San Francisco. Also scheinbar ein Campus-Roman, der sich die Marotten des Hochschulbetriebs vornöpft. Die Autorin kennt sie genau: Sie ist die langjährige Direktorin der Berliner Aussenstelle der Stanford University. Ruoff weiss, wie eine Uni tickt, und sie hat über Jahre beobachtet, wie die Lernerfahrung von Studenten gelitten hat. «Academia» sagt viel über diese Erosion aus. An der Universität geht es um allerlei: das Eintreiben von Geldern, Haushaltskürzungen, Querelen in der Verwaltung und professorale Karrieren. Studentisches Lernen steht nicht oben auf der Liste.

Scharfblick und Intelligenz

Hochschulen satirisch zu behandeln, ist allzu leicht. Aber zum Glück ist «Academia» mehr als bloss ein Campus-Roman. Der Scharfblick und die Intelligenz, die diesen Roman durchdringen, werfen grössere Fragen auf. «Academia» ist ein Campus-Roman nur in dem Sinn, wie man den «Zauberberg» als einen Roman übers Skifahren bezeichnen könnte.

Während der Lektüre wird der Leser immer wieder daran erinnert, dass hier etwas schief-läuft. Gott sei Dank verdirbt einem das den

Spass nie. Nicht nur wegen der trocken-ironischen Erzählstimme. Da ist auch noch die Katze einer der Hauptfiguren. Sie trägt den Namen Dewey, eine unübersehbare Anspielung auf den Philosophen John Dewey. Von besonderer Relevanz ist hier sein Buch «Democracy and Education». Bei allem humoristischen Vergnügen, das Ruoff uns bietet, fragt der Roman, wie wir so weit vom dewey'schen Programm abdriften konnten, von seiner Forderung eines demokratischen Bildungsbegriffs.

Ein Hinweis darauf, dass «Academia» mehr als die akademische Welt meint, ist der köstlich dargestellte spirituelle Kult, der sein Unwesen in der Universitätsleitung treibt. Ruoff wirft einen scharfen Blick auf den Schmarren

Drogen tragen dazu bei, Stimmungen zu kontrollieren und Konflikte zu dämpfen, auch politische.

der pseudoreligiösen Mischung aus Meditation und Reformkultur. Der springende Punkt ist, dass diese Sekte «Ubiquitous Serenity» heisst, also allgegenwärtige Seelenruhe; verwendet werden aber meist nur die Initialen: US. Nomen est omen. Man kann nicht umhin, diese Bezeichnung als ein Urteil über die USA zu verstehen. «Der Blick eines USers war nicht nach aussen gerichtet, also auf seinen Nächsten, sondern nach innen, auf sich selbst. Indem er sich in die eigene Stille zurückzieht, liebäugelt der meditative Geist mit dem Ewigen und dem Unendlichen.»

Ein amerikanischer Individualismus, allzu fokussiert auf ein Selbst, ohne Kontakt zur Zivilgesellschaft? Die «Kultur des Narzissmus», die der Historiker Christopher Lasch vor einem halben Jahrhundert beschrieb? Oder gar der Neoisolationismus der immer mehr nach innen gewandten amerikanischen Aussenpolitik? Nicht dass sich «Academia» mit Aussenpolitik beschäftigt – aber es ist wohl kein Zufall, dass die Gründerin des US-Kults, die Psychiaterin und Hellscherin Anna Nashinsova, einen russischen Namen trägt. Hat hier jemand etwas von Fake News und einer Krise der Demokratie gesagt?

Die Studenten lassen sich auf eine ähnliche Innerlichkeit ein wie die Anhänger des Elitekults. Vor einer Generation wurden Universitäten mit illegalen Drogen überflutet. Heute wird der Vertrieb entsprechender Substanzen von den Uni-

versitäten selber übernommen, so auch auf Parrington Simmons. Die Vernetzung von Pharma und Stiftung ist umfassend. Dies spielt sich ab vor dem realen Hintergrund der amerikanischen Opioidkrise und der Überschwemmung mit Fentanyl, das zum grossen Teil aus China eingeschmuggelt wird. Legal oder nicht: Die Drogen tragen dazu bei, Stimmungen zu kontrollieren und Konflikte zu dämpfen, auch politische. Ross Douhat hat in der *New York Times* dargelegt, wie Drogenmissbrauch zur gesellschaftlichen Dekadenz beiträgt, die das öffentliche Leben untergräbt. Ruoff zeigt, wie er auch die Bildung erdrosselt.

Zwischen der New-Age-Dummheit oben und der Drogensucht der Studenten unten stellt «Academia» Dewey's Frage bezüglich der Zukunft der Demokratie. Dewey (der Philosoph, nicht die Katze) drückte seine Besorgnis aus, eine demokratische Bildung könnte in einen absurden und tragischen Wahn ausarten. In «Academia» ist die Universität lediglich der Schauplatz. Tatsächlich geht es um die Demokratie als Ganzes. Dieser kluge Roman, von Christa Schuenke in ein spritziges und geistreiches Deutsch übertragen, stellt Fragen, die weit über die Eigenartigkeiten der akademischen Welt hinausgehen.

Ein Starphilosoph auf Provokationskurs

Alexander Grau

Giorgio Agamben: Blog auf quodlibet.it/una-voce-giorgio-agamben

Der Sturz aus dem Olymp der Meisterdenker erfolgte schnell: Noch gestern war Giorgio Agamben Everybody's Darling; ein Starphilosoph. Ein Vorzeigeeintellektueller der politischen Linken. Ein geschätzter Kämpfer gegen Ausgrenzung und Unterdrückung. Doch von heute auf morgen wurde Agamben zur Persona non grata, zum Geächteten und intellektuellen Outcast. Wie konnte das passieren? Wie konnte der hochgeschätzte Stichwortgeber des linken Mainstreams dermassen in die Schusslinie geraten? Was hat Giorgio Agamben falsch gemacht?

Man kann die Frage zunächst einfach beantworten: Agamben war einer der Ersten, die die restriktiven Corona-Massnahmen in Europa und insbesondere in Agambens Heimat Italien scharf verurteilten. Schon im Februar 2020, die Epidemie steckte noch in den Kinderschuhen, warnte er in der linken italienischen Tageszeitung *il manifesto* vor «hektischen, irrationalen und völlig grundlosen Notfallmassnahmen» und einer bloss «vermuteten Epidemie». Wenig später legte er in



Etwas läuft hier schief.

einem Blogbeitrag nach: Schon das Konzept der Ansteckung sei unmenschlich. Wie in der Hochphase des Terrorismus jeder Bürger zu einem möglichen Terroristen erklärt wurde, würde nun jedes Individuum zu einem potenziellen Überträger. Aus Mitmenschen würden Gefährder. Eigentlich Nutzniesser der Situation seien die Regierungen, die unter dem Vorwand des Gesundheitsschutzes ihre Kontrolle über die Gesellschaft ausbauten.

Die Reaktionen liessen nicht lange auf sich warten. Agambens Philosophiekollege Paolo Flores d'Arcais wütete zurück, er habe einfach genug «vom Aberglauben von Gurus und Sektenführern, auch wenn sie als Philosophen oder Psychoanalytiker durchgehen wollen». Andere Autoren schlugen in dieselbe Kerbe: Bakterien und Viren seien nun einmal keine sozialen Konstruktionen, es gäbe sie wirklich. Und nicht jede zeitweilige Einschränkung des öffentlichen Lebens sei autoritär.

Doch Agamben blieb auf Konfrontationskurs. Im April des vergangenen Jahres schrieb er mit Blick auf die Maskenpflicht in der NZZ: «Eine Gesellschaft ohne Gesicht, ohne Vergangenheit und ohne physischen Kontakt ist eine unfreie Gesellschaft von Gespenstern.» Die Bürger würden einer lückenlosen Gesundheitspflicht unterworfen. Der Götzendienst am Leib mache uns zu einer willenlosen Herde. So steuerten wir in eine «neue telematische Diktatur».

Staat und Recht diskriminieren

Im Zentrum von Agambens Denken steht der *homo sacer*. Der bezeichnete in der Rechtsordnung des Römischen Reiches einen Vogelfreien. Er durfte jederzeit getötet, aber nicht geopfert werden. Der *homo sacer* stand also nicht nur ausserhalb des Rechts, sondern auch ausserhalb der religiösen Rituale.

Agamben deutet den Begriff des *homo sacer* jedoch weiter. Für ihn ist er das Ergebnis der Konstitution von Recht, Staat und Institutionen. Die, so der italienische Philosoph, basierten nämlich auf dem Prinzip des Ausschlusses, der Exklusion. Freundlich formuliert: Eine Rechtsordnung beruht darauf, Bereiche der Rechtlosigkeit zu markieren. Unfreundlicher ausgedrückt: Das Recht konstituiert sich mit-

Selbst zum Ziel agitatorischer Polemik zu werden, verkraften viele Linke nicht.

tels Diskriminierung, indem es Menschen ausweist, die ausserhalb seiner Ordnung stehen: Staatenlose, Flüchtlinge, Vertriebene, Sklaven. Ganze Gruppen von Menschen werden so aller Rechte beraubt und auf ihr «nacktes Leben», ihre biologische Existenz, reduziert.

Diese Tendenz, so Agamben, verstärkt sich in der Moderne. In den spätmodernen Demo-



Der Ausnahmezustand wird zum Dauerzustand: Philosoph Agamben.

kratien werden alle Menschen zu *homines sacri*: Wie die Corona-Krise deutlich macht, ist der Bürger nicht länger Bürger, sondern wird auf seine organische Existenz reduziert. In ihrem Namen sind alle autoritären Massnahmen gerechtfertigt. Der Ausnahmezustand wird zum Dauerzustand. Und angesichts der medial geschürten Angst sind die meisten Bürger sogar bereit, freiwillig auf ihre Freiheitsrechte zu verzichten.

Dass die Linke sich durch Agambens teils steile Wortwahl provoziert fühlt, verwundert nicht: Denn ein hysterischer Ton und schiefe historische Analogien gehören eigentlich traditionell zum rhetorischen Repertoire linker Demagogie. Ein Flüchtlingscamp wird da schnell zum Konzentrationslager. Das ist genauso falsch, wie jede Einschränkung des öffentlichen Lebens zur Diktatur zu erklären. Damit selbst zum Ziel agitatorischer Polemik zu werden, verkraften viele Linke jedoch nicht.

Hinzu kommt, dass Agamben seine theoretische Position in den letzten Jahren nicht ver-

ändert hat. Seine Argumente zu Corona basieren auf denselben Überlegungen, die gestern noch Grundlage linker Theoriebildung in Sachen Gender, Postkolonialismus und *queer theory* waren. Das schmerzt doppelt und zeigt zugleich, dass bei der politischen Linken die doktrinäre Moral im Zweifelsfall mehr zählt als das Argument.

Vor allem aber können sogar Agambens mitunter schiefe Vergleiche nicht verdecken, dass seine Grundthesen durchaus stimmig sind. Tatsächlich neigen die westlichen Demokratien zunehmend zu paternalistischen und autoritären Massnahmen. Und das nackte Leben scheint wichtiger zu sein als die Verteidigung der bürgerlichen Existenz.

Grund genug, Agamben nicht wutschnaubend zu verbannen, sondern seine Argumente sachlich und nüchtern zu prüfen. Dass man seitens der Linken dazu kaum mehr fähig ist, sagt viel – über die akademische Linke, aber auch über den ihr angeschlossenen Medienbetrieb.

Will Berlin den Bundesstaat Europa?

Hansrudolf Kamer

Klaus von Dohnanyi: Nationale Interessen. Orientierung für deutsche und europäische Politik in Zeiten globaler Umbrüche. Siedler. 240 S., Fr. 34.90

Im Koalitionsvertrag der neuen deutschen Regierung ist im Abschnitt «Europa» eher unauffällig von einem europäischen Bundesstaat als Zielsetzung die Rede, eingebettet allerdings in eine Reihe von Relativierungen. Das eigentliche Ziel der europäischen Integration im Rahmen der EU ist seit ihrer Gründung immer offen geblieben, so dass sich die Frage aufdrängt, ob Berlin einen neuen Weg einschlägt.

Zumindest in Brüssel, bei der Kommission, scheinen Vereinigte Staaten von Europa das Gebot der Stunde zu sein. Wohin die Reise geht, bestimmt indes nicht Brüssel. Dass ein europäischer Zentralstaat wirklich Deutschlands nationalen Interessen entspricht, verneint vehement Klaus von Dohnanyi, ein alter Kämpfer der SPD und gewiefter Hase in der Europapolitik.

Das ist die zentrale Botschaft seines Buches «Nationale Interessen». Das Schicksal Europas treibt ihn um, die Konkurrenz gegenüber den Global Players, Amerika, Asien und China. Doch während die Sorge um die Weltstellung Europas gewöhnlich in ein Plädoyer für «mehr

Europa» mündet, für mehr Entscheidungsgewalt in Brüssel, weil nur so die enormen Probleme bewältigt werden können, ist Dohnanyi skeptisch.

Zunächst holt er zu einem Rundumschlag aus und erläutert detailliert, weshalb Europa sich von Amerika abnabeln müsse. Amerika verfolge nur seine eigenen strategischen Interessen und würde, wenn es hart auf hart komme, Europa fallenlassen. Freundschaften und Wertegemeinschaften, Lieblingsvokabeln der deutschen Politik, seien Parolen, zielten an der Wirklichkeit vorbei. Hier vereint sich eine realpolitische Sicht der Dinge mit einem anti-

Die Sorge um die Weltstellung Europas mündet gewöhnlich in ein Plädoyer für «mehr Europa».

amerikanischen Reflex, wofür die SPD immer eine Heimstatt war. Dohnanyi verfällt auch in Nostalgie und empfiehlt etwa im Verhältnis zu Russland eine neue Ostpolitik à la Willy Brandt, die er als Heilslehre für heute und die Zukunft sieht.

Seine Geschichtsschreibung ist entsprechend angepasst. Der Kalte Krieg sei nicht durch geopolitisches Containment, durch militärische Abschreckung und Hochrüstung des Westens entschieden worden. Dohnanyi zitiert zur Untermauerung seiner Thesen gerne linksdemokratische amerikanische Kommentatoren: Der «Sieg» sei erst Realität geworden, als eine neue Generation sowjetischer Führer

begriffen habe, wie sehr ihr System zu Hause und ihre Politik nach aussen versagt hätten.

Michail Gorbatschow habe den Kalten Krieg beendet. Willy Brandts «Wandel durch Annäherung» sei damals richtig gewesen und auch jetzt ein vielversprechendes Rezept. Im Rahmen der politischen Distanzierung von Amerika – ohne natürlich die Nato über Bord zu werfen – werde sich auch die wünschenswerte europäische Eigenständigkeit herauskristallisieren. Der Kalte Krieg war wesentlich vielschichtiger, und auch die Amerikaner praktizierten mitunter Entspannungspolitik, bis sie konkret einsahen, dass sie so in einer Sackgasse landeten. Und Willy Brandt war sich selbstredend bewusst, dass ihm Washington den Rücken freihält.

Kreative Kleine

Doch wer Dohnanyis Argumentation genauer folgt, wird den Verdacht nicht los, dass der mittlerweile 93-jährige Autor auch nicht recht an eine strategische Autonomie Europas glaubt. Denn seine Analyse des inneren Zustands der EU ist ziemlich eindeutig. «Noch nie hat sich ein Mitglied der Europäischen Union für einen vollständigen Verzicht auf seine Souveränität ausgesprochen. Noch nie hat ein Mitglied die Bereitschaft gezeigt, zum Beispiel das Recht auf die souveräne Gestaltung seines öffentlichen Haushalts an eine ferne Instanz in Brüssel abzutreten. Noch nie bot einer der Mitgliedstaaten an, seine auswärtigen Angelegenheiten vollständig einer diplomatischen Institution der EU zu überantworten.» Internationale Zusammenarbeit und der Verzicht auf Teilbereiche der nationalen Aufgaben bedeuteten eben nicht die Aufgabe der nationalen Souveränität.

Als Hauptargument für die «immer engere Union» gilt die Behauptung Walter Hallsteins, des ersten Vorsitzenden der EWG-Kommission, nur Einheiten kontinentalen Ausmasses seien den Anforderungen im internationalen Wettbewerb gewachsen. Dohnanyi hält dem entgegen, Grösse sei nicht entscheidend. Die Wettbewerbsfähigkeit kleinerer Nationen wie Dänemarks, der Schweiz oder Singapurs zeige, dass Kreativität nicht von Grösse abhängt.

Deshalb, so betont Dohnanyi, seien die Vereinigten Staaten von Europa nicht in Deutschlands nationalem Interesse. Das Ziel sei vielmehr eine evolutionär fortschreitende Konföderation. Nur so könnten nach dem Brexit weitere Brüche vermieden werden. Im Übrigen hätten Frankreich und die Niederlande bereits 2005 in ihren Referenden eine europäische Verfassung abgelehnt. Damit sei die Idee des europäischen Zentralstaates beerdigt worden.

Das Motto des Buches lautet: «Erkenne die Lage. Rechne mit deinen Defekten, gehe von deinen Beständen aus, nicht von deinen Parolen» (Gottfried Benn).



Realpolitische Sicht: Autor von Dohnanyi.

Journalismus

P. J. O'Rourke (1947–2022)

Daniel Weber



«Wurmperspektive»: Satiriker O'Rourke.

Allein schon die Titel seiner Bücher geben eine Ahnung davon, wie der Mann gestimmt war: «Holidays in Hell», «Give War a Chance», «Driving Like Crazy», «Peace Kills»... Es sind Sammelbände mit Reportagen, die der irischstämmige Amerikaner Patrick Jake O'Rourke aus allen Weltgegenden, vorzugsweise solchen, in denen Krieg und Aufruhr herrschten, nach Hause brachte. Von Anfang der 1980er Jahre bis 2001 war er Auslandschef beim Magazin *Rolling Stone*, einer Hochburg des radikal subjektiven Journalismus, geprägt von grossen Autoren wie Tom Wolfe und Hunter S. Thompson.

Und eben P. J. O'Rourke, der nicht nur einer der besten Reporter seiner Generation war, sondern mit Abstand der respektloseste und witzigste. Zehn Jahre hatte er beim Satiremagazin *The National Lampoon* gearbeitet und danach Drehbücher für Komödien geschrieben, bevor er in den Journalismus wechselte. Er nahm sich vor, mit dem Rüstzeug des Humoristen über das politische Geschehen zu berichten.

Zu schräger Humor

Und zwar aus der «Wurmperspektive». Wozu sollte er mit Persönlichkeiten und hohen Politikern sprechen? «Diese Leute sind nicht dorthin gelangt, wo sie sind, weil sie so dumm sind, Reportern die Wahrheit zu erzählen.» Warum ernsthaft über ernste Ereignisse schreiben? In seiner Erfahrung hatte das den Betroffenen noch nie geholfen. Seine wichtigste Erkenntnis: «Schlussendlich sind alle Leute genau gleich.» Rassen und ethnische Gruppen? Geschenk! «Wenn wir Hunde wären, wären wir alle dieselbe Rasse.»

Manchen war O'Rourkes Humor zu schräg und zu schwarz. 1984 überzeugte er das Magazin *Vanity Fair*, ihn in den kriegsgebeutelten

Libanon zu schicken, für einen Artikel über Beirut als Feriendestination. So fängt er an: «Bassboat. Bizport. Passboot. Pisspot. Es ist das eine englische Wort, das jeder Libanese versteht und kein Libanese aussprechen kann. Der erste, tiefste und anhaltendste Eindruck von einem Besuch in Libanon ist eine endlose Abfolge von Gesichtern und Gewehrläufen, mit denen sie durchs offene Autofenster stochern und deine Reisedokumente falsch aussprechen.» *Vanity Fair* verzichtete dann lieber auf den Abdruck.

Ätzender Spötter

Man kann P. J. O'Rourke nicht lesen, ohne hellauf zu lachen. Ihm entging keine Absurdität und keine Heuchelei, er war ein Analytiker von durchdringender Intelligenz, aber seine schärfste Waffe war immer der Humor, mit dem er seine Erkenntnisse auf den Punkt brachte. «Jede US-Botschaft hat zwingend zwei Besonderheiten: eine gigantische anti-amerikanische Demonstration und eine gigantische Schlange für amerikanische Visa.»

Seine Geschichten fand er mit beherztem Zugriff: «Ich hatte eine fundamentale Frage zur Ökonomie», schrieb er in «Eat the Rich». «Warum prosperieren manche Orte, während andere scheisse sind? Mit Intelligenz hat es nichts zu tun. Kein Ort der Erde ist dümmere als Beverly Hills, und die Bewohner waten in Kohle. Während sie in Russland, wo Schach ein Zuschauersport ist, Steine für eine Suppe auskochen.» Auf der Suche nach der Antwort, warum es arme und reiche Orte gibt, besucht O'Rourke die Wall Street, Albanien, Schweden, Kuba, Russland, Tansania, Hongkong. Die Antwort hat natürlich etwas mit Geld zu tun – und keiner hat je eine so vergnügliche Einführung in die Ökonomie geliefert wie P. J. O'Rourke.

In seiner Jugend war er ein drogenseliger Hippie, Vietnamkriegsgegner und Maoist. Mit Ende zwanzig besann er sich eines Besseren, liess sich die Haare schneiden und wurde zum bekennenden Konservativen. Als instinktiv libertärer Freigeist liess er sich jedoch nie ideologisch vereinnahmen, auch nicht von den Republikanern. Er war gesellig, trinkfest, ein Autonarr, allergisch auf alle Autoritäten, ein ätzender Spötter mit einem losen Mundwerk.

Vor seiner Ironie war nichts und niemand sicher. Auch nicht er selbst. In «Give War a Chance» erzählt er, wie er sich mit einem psychiatrischen Gutachten vor dem Einsatz in Vietnam drückte. Er widmet sein Buch dem, der an seiner Stelle eingezogen wurde. «Ich hoffe, du bist in einem Stück zurückgekommen. Ich hoffe, du warst deinen Kameraden nützlicher, als ich es gewesen wäre. Ich hoffe, du bist heute reich und glücklich. Und als mir 1971 einer ins Gesicht schlug, weil ich ein langhaariger Friedensschleimer war: Ich hoffe, das warst du.»

Letzte Woche ist P. J. O'Rourke mit 74 an Lungenkrebs gestorben.



Die Bibel

Für gerecht erklärt

So halten wir nun dafür, dass der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben (Römer 3,28 Lutherbibel) – Der Satz tönt so, als sei ein frommer Mensch automatisch gerecht und perfekt. Im Wort «gerecht» schwingt aber bei Paulus die hebräische Bedeutung «für gerecht erklären» mit, im Sinne von rechtfertigen. Damit wird die Aussage, die im Zentrum von Luthers Reformation stand und etwas verstaubt klingt, brandaktuell. Zwar ist die christliche Prägung unserer Kultur verblasst. Vielen Menschen ist es egal, ob sie von Gott geliebt werden und ob Jesus irgendetwas für sie getan hat. Sie fühlen sich souverän und sehen lauter offene Türen vor sich.

Gerade in dieser Freiheit erfährt das moderne Individuum die Kälte der Existenz. Was will ich, wer bin ich, und wozu das alles? Der Mensch, dem Gott egal ist, muss sich die Antworten selbst schaffen. Und eines ist ihm nicht egal, nämlich, ob andere Menschen ihn wahrnehmen, anerkennen und wenn möglich lieben. Hier stösst er auf die Unwägbarkeiten seines Wesens und auf die Bruchstellen seines Lebens.

Um dieses Unbehagen wegzuräumen, stellt er eine anständige Gesinnung und gute Taten unter Beweis, drängt in künstliche Gemeinschaften, findet «Freunde», die er nicht kennt, sammelt Likes und klammert sich an jeden Kontakt oder den Schein davon.

So geraten er und sie auf einen endlosen Rechtfertigungstrip. Der Taktgeber ist nun nicht ein religiöses Gesetz wie bei Paulus, sondern ausschliesslich die Hoffnung auf Bewunderung oder Zuwendung. Sie erfordert Gesinnungs- und Tatbeweise. Diese Zentrifuge lässt sich beruhigen mit einem einfachen Gedanken: Über dir waltet ein Gott, der dich gut findet. Und der liebevoll lacht über alles, was dir als mangelhaft und peinlich erscheint. Seine Zuwendung rechtfertigt dein Dasein zur Genüge.

Peter Ruch

«Hinaus mit dem Ungeziefer!»

Der Holocaust als Comic: Art Spiegelman verwandelte diese provokative Affiche in ein Meisterwerk. Nun soll er gecancelt werden.

Wolfram Knorr

Art Spiegelman: Maus. Die Geschichte eines Überlebenden. Fischer TB. 300 S., Fr. 27.90

Nach Auschwitz könne man keine Gedichte mehr schreiben, befand Theodor W. Adorno, und löste damit eine kulturkritische Kontroverse aus. Selbstverständlich bezog man in diese Debatte keine Bilder-geschichten mit ein – oder vulgärer: Comics. Der Diskurs wurde auf der bildungsbürgerlichen Beletage geführt, mit dem literaturkritischen Silberbesteck. Den Katzentisch mit dem kunterbunten Infantil-Kram gab's gar nicht. Gedruckte Pfannkuchen, zum schnellen Verzehr, liessen sich unten um die Ecke beziehen.

Derartige Unterhaltungs-Faxereien mit dem grössten, ungeheuerlichsten Verbrechen der Geschichte in Verbindung zu bringen, wäre ein Frevel, eine peinliche Geschmacksverirrung. Und trotzdem wagte genau das ein Künstler – und landete einen Welterfolg, der dem Autor und Zeichner sogar den Pulitzerpreis einbrachte: «Maus: A Survivor's Tale» von Art Spiegelman. Nach Erscheinen des Werks hagelte es mit pawlowscher Klingelzeichen-Gewissheit natürlich Kritik («Geschmacklose KZ-Comics»). Doch das 1991 erschienene Opus fand nach eingehender Lektüre bald Bewunderung – was für eine Leistung, mit einer reinen Bilder-Erzählung derart erstaunlich und suggestiv die Flachheit der Panels zu penetrieren und in die Tiefe zu gravitieren.

Kleine Maus will hoch hinaus

Art Spiegelman nutzte obendrein noch jene anthropomorphen Figuren, die zwar ihre historische Geschichte haben (Reineke Fuchs), aber in Comics gemeinhin als Zeichen der Infantilität gelten. Ganz besonders die Maus, über die man juxte wie Heinz Erhardt: «Es wollte eine kleine Maus – im Keller wohnhaft – hoch hinaus», oder die man zu einer globalen Ikone machte wie Walt Disney (entwickelt hat sie sein Chef-Zeichner Ub Iwerks).

Disney wusste, womit man Kinderherzen erobert: mit einem Underdog, der sich mit



Die Maus, die in «Mauschwitz» landet.

quirlicher Frechheit gegen die Stärkeren behauptet. Mickey Mouse wurde, neben Coca-Cola und McDonald's, zum Symbol der Vereinigten Staaten, beim Bildungsbürgertum zum Albtraum, der lange als Wegbereiter der Analphabetisierung galt.

Und mit diesem verpopelten Nagetier schuf Art Spiegelman seine ergreifende Darstellung des Genozids. Tatsächlich nutzte er das Image der Comic-Maus und zugleich ihren sozialen Ruf als Schädling. Die Maus, die er in dieser Schwebe

hält, fährt jedem Leser bei der Lektüre ein: Der Jude als Maus, der in «Mauschwitz» landet.

Ziemlich nah an der grausen Wirklichkeit, wie ein pommersches NSDAP-Gauorgan 1931 bestätigte, nachdem Disneys Kreation auch Deutschland erobert hatte: «Die Micky Maus ist das schäbigste, elendste Ideal, das je erfunden wurde. Das gesunde Gefühl sagt eigentlich jedem anständigen Mädchen und jedem ehrlichen Jungen von selbst, dass das schmutzige und mit jedem Dreck behaftete Un-

geziefer, der grosse Bakterienträger im Tierreich, nicht zum idealen Tiertypus gemacht werden kann. Hinweg mit der jüdischen Volksverdummung! Hinaus mit dem Ungeziefer! Herunter mit der Micky Maus, steckt Hakenkreuze auf!»

Als Sohn polnischer Juden, die den Holocaust überlebt hatten, wurde Art Spiegelman am 15. Februar 1948 in Stockholm geboren, wuchs ab 1951 erst in Pennsylvania, dann in Queens, New York, auf, besuchte die High School of Art and Design, zeichnete Sammelkarten für eine Kaugummifirma und war für einige Underground-Magazine tätig. Als seine Mutter 1968 Selbstmord beging, geriet er völlig aus der Spur und landete zeitweise in einer psychiatrischen Klinik. Der Schock prägte seine Arbeit, als er Anfang der 1970er Jahre für *Funny Animals* arbeitete, ein Underground-Blatt, das alles verdrehte (auch den Titel); die beliebten vermenschlichten Tierfiguren wurden in ihr Gegenteil verkehrt.

Dort erschien 1972 von Spiegelman der autobiografisch gefärbte Dreiseiter «Maus: Funny Animals». Neben dem verqueren Titel war auch das Wort «funny» eine Täuschung. Lustig war hier nichts, der Humor war den possierlichen Figuren ausgetrieben worden, sie mussten sich in der rohen Wirklichkeit behaupten. So griff Spiegelman zu Gute-Nacht-Geschichten, die sein Vater über seine Zeit im Warschauer Ghetto erzählte, und stellte Juden als Mäuse dar, Nazis als Katzen, und das Lager, in dem die Mäuse landeten, nannte er «Mauschwitz».

Gegen die konforme Ästhetik

Der Dreiseiter war Spiegelmans erster Versuch, das Leid seiner Eltern aufzuarbeiten. Die Drastik der Underground-Comics gehörte zum provokanten Grund-Sound. Robert Crumb, Justin Green, Jay Lynch, Bill Griffith und andere schrieben und zeichneten mit aggressivsten und vulgärsten Mitteln für sie und immer gegen die konforme Ästhetik des Comic-Marktes. Für Spiegelman stand mehr auf dem Spiel, weshalb er acht Jahre brauchte, bis er einen zweiten Versuch unternahm, die «Maus-Geschichten» wieder aufzugreifen, und elf weitere Jahre, bis die ungewöhnlichste grafische Erzählung 1991 auf dem Markt erschien.

Immer wieder bremsten Skrupel Arts Arbeit, eine so bitterböse Geschichte mit Mäusen, Katzen und Schweinen, Hunden und Rentieren darzustellen. Mit dem gegenkulturellen Lebensgefühl der Anti-Szene hatte sein Projekt wenig zu tun. Ihn plagten Skrupel, mit den Tieren und dem Genre, bis er sie zum Thema der Story machte.



Das Leid der Eltern aufarbeiten:
Comic-Autor Art Spiegelman.

«Ich will immer noch das Buch über dich zeichnen, von dem ich dir immer erzählt habe – über dein Leben in Polen und den Krieg», sagt der Sohn dem Vater zu Beginn der Geschichte. Zunächst hatte Spiegelman geplant, sie mit realen Menschen und dokumentarisch

Die Raffinesse seiner «Maus» bestand in der Schaffung eines neuen, ganz eigenen Realismus.

gezeichneten Gebäuden umzusetzen. Doch das Ergebnis erschien ihm unglaublich, verlogen. So grotesk es auch sein mag: Die Benutzung der Tier-Figuren verfremdete die Erlebnisse nicht, sondern gab ihnen eine authentische Wahrhaftigkeit.

Während einer Europareise Ende der 1970er Jahre entdeckte Spiegelman die Avantgarde französischer Comics, die in den USA noch unbekannt war. Zurück in den USA, gründete er, beeinflusst von den Franzosen, eine grossformatige Zeitschrift namens *Raw*. *The Graphix Magazine*, die eine Auflage von 20 000 Exemplaren erreichte. In ihr publizierte er nicht nur Arbeiten von Jacques Tardi, Lorenzo Mattotti und anderen, sondern signalisierte mit dem ungewöhnlichen Format zugleich einen neuen Anspruch der Bildergeschichten-Kultur, ohne sich aber vom Underground abzusetzen. Er propagierte eine ganz eigene Kunstform, eine neue grafische Sprache. Ab

der zweiten Ausgabe von *Raw* lag ein kleines Heft bei, in dem «Maus: A Survivor's Tale» vorabgedruckt wurde, mit der Ankündigung: «Dies ist der erste Teil eines auf zweihundert bis zweihundertfünfzig Seiten angelegten *work-in-progress*. Weitere Kapitel werden beizeiten in *Raw* erscheinen, wenn sie fertiggestellt sind.»

1986 erschienen die ersten sechs Kapitel als Buch, fünf Jahre später der Rest. Es sind die Geschichten seines Vaters aus der Zeit zwischen 1930 und 1945. Sie beginnen in einem kleinen polnischen Städtchen, in dem der Vater mit Textilien handelte und Anja kennenlernte, die er 1937 heiratete. Mit der Macht der Nazis beginnt die Odyssee des Schreckens, bis nach Auschwitz. Die grausige Höllen-Darstellung mit allen denkbaren Demütigungen und der Folter ist eingebettet in die Gegenwart, in der Art seinen Vater besucht und mit ihm diskutiert. Der will immer wieder gewisse Passagen ausgespart haben, was der Sohn verweigert: «Aber Papa, es ist ein toller Stoff. Es macht alles echter – menschlicher. Ich will deine Geschichte so erzählen, wie sie wirklich war.»

Literaturkünstlerischer Meilenstein

Der Erfolg war – trotz heftiger Kritik – so spektakulär, dass Spiegelman lange Zeit keine Arbeiten mehr veröffentlichte. Die Raffinesse seiner «Maus» bestand nicht nur im Dreh mit den Tieren, sondern in der Schaffung eines neuen, ganz eigenen Realismus. Zwischen rauem Underground-Strich und grobem Holzschnitt, radikalem Schwarzweiss und karikaturistischen Zügen bewegt sich sein eigenwilliger Stil, der wie qualvoll aus dem Gedächtnis «herausgeschält» wirkt und dadurch einen ungewöhnlichen, auch emotionalen Sog entwickelt, den manch ein noch so realistischer Film zu diesem Thema nicht erreicht.

Das grelle Comic-Allotria voll muskelbepackter Schlachtrösser und vermenschlichter Tiere bleibt eine eherne Vorurteilswand, der die Graphic Novels mit ihrem Zugriff auf gesellschaftsrelevante Themen wie Rassen-diskriminierung oder Homosexualität bislang höchstens Risse versetzt haben. Art Spiegelman mag ja recht haben, wenn er sagt, «der Comic ist in eine andere kulturelle Liga aufgestiegen», aber er könne schnell wieder entfernt werden – wie kürzlich in einer US-Schulgemeinde im Staat Tennessee geschehen.

Die Begründung – zu viel Gewalt, Nacktheit und Hakenkreuze – beweist bei aller Jämmerlichkeit dieser Pädagogen-Entscheidung die enorme Wirkungsweise von Spiegelmans «Maus», einem literaturkünstlerischen Meilenstein.

TV-Kritik

Hazys Hits mit Witz und Biedersinn

Karl Lüönd

Hazy Osterwald: Eine Hommage zum 100. Geburtstag. SRF 1. (19. Februar)

«Die Musik im Hintergrund muss stimmen, aber vorn muss noch etwas laufen!» Nach diesem Prinzip mischte das Hazy-Osterwald-Sextett seit den frühen 1950er Jahren die europäische Showszene auf, und zwar hemmungslos. Hazy und seine Musiker traten auch in Frauenkleidern auf, parodierten mit wachstumskritischer Allüre die *Köfflerli*-Träger («Geh'n Sie mit der Konjunktur») oder verwandelten sich in Vorstadtgauner («Kriminal-Tango»).

Hazys Hits mit ihrer Mischung aus Witz und Biedersinn waren der Sound der Hochkonjunktur. Hazy Osterwalds Erfolg war gross, aber vorübergehend: erst eine Villa an der Goldküste und Tanzschuppen («Hazyland») allenthalben, dann, pünktlich mit der Ölkrise, Scheidung und Konkurs. «Hazy bleibt nur die Trompete», schrieb der *Blick*.

Mesch & Ugge AG

Ein solches Leben in 35 Minuten zu erzählen – und zwar dergestalt, dass es Menschen des 21. Jahrhunderts noch anzurühren vermag – ist Arbeit für einen Könner. Zusammen mit dem Bandleader und Hazy-Fan Pepe Lienhard schöpfte der Autor aus genauer Szenekenntnis und einem riesigen Quellenfundus und erzählte ebenso spannend wie taktvoll.

Leider hatte das Fernsehen SRF nicht den Anstand, den Namen des Autors, ausser sekundenschnell im Abspann, zu nennen. Der Mann heisst Beat Hirt. Er war Reporter, Chefredaktor (*Tele*) und der Filmproduzent mit dem lustigsten Firmennamen des Handelsregisters: Mesch & Ugge AG. Dies sei jetzt sein letzter Film gewesen, sagte Hirt. Ich glaube ihm kein Wort. Schliesslich ist er erst 82!



„Die Fernseher fliegen tief- es wird schlechtes Programm geben ...“



Sturkopf: Regisseur und Schauspieler Branagh.

Film

Triumph des Verräters

Wolfram Knorr

Death on the Nile (USA, 2022).

Von Kenneth Branagh. Mit Gal Gadot, Letitia Wright, Kenneth Branagh

Belfast (GB, 2021).

Von Kenneth Branagh. Mit Jude Hill, Caitriona Balfe, Judi Dench

War die Rolle ein Herzenswunsch von ihm oder nur eine gewöhnliche kommerzielle Überlegung? Gegen das blosses Geschäft spräche, dass die Figur schon von so vielen Schauspielern verkörpert wurde und es eine neue Version nicht brauchte, zumal Peter Ustinov in den 1970er Jahren die bislang beste geboten hat. Aber da Kenneth Branagh, 61, ein irischer Dickschädel ist, wollte der Hansdampf in allen Rollen-Gassen, von Shakespeare-Helden wie «Henry V», «Hamlet» und Co. bis zu Allerweltstypen, wohl beides: sich mit der Rolle von Hercule Poirot einen besonderen Herzenswunsch erfüllen.

Denn Poirot ist der bizarrste aller Schnüffler. Als Agatha Christie ihn 1920 erstmals von der Leine liess («The Mysterious Affair at Styles»), stand sie vor einem Dilemma: Damals war es Detektiven noch nicht gestattet, in den gehobenen Kreisen zu ermitteln. Christies Lösung war clever: Sie erfand einen Belgier, den es nach England verschlägt. Ein Aussen-seiter mit Akzent. Der durfte.

1970 emigrierte die Familie Branagh wegen des Bürgerkriegs in Nordirland nach England. Der kleine Ken wurde zum Aussenseiter, in der Schule wegen seines Dialekts verspottet. Er kompensierte die Demütigung mit Rugby-Rabaukentum, bis er Captain der Mannschaft wurde. Dann entdeckte er die Schauspielerei, arbeitete sich nach oben und hatte nach Shakespeare-Triumphen (*Time*: «Branagh The Conqueror») das Bedürfnis, auch jene Figur zu spielen, deren Akzent belächelt wird, die aber damit die besseren Kreise aufmischt.

Nach Ausflügen ins Superhelden-Genre («Thor», 2011) nahm er sich 2017 «Murder on the Orient Express» vor, mit einem Poirot, der sich zwischen Rugby-Captain und Nerven-Dämon bewegt; dazu hochgezwirbelter Oberlippenbart, triumphaler Akzent. Es gibt – ein christisches Grundprinzip – nicht eine einzige Person unter den reiselustigen Luxus-Cliquen, die nicht irgendetwas zu verbergen hätte. Poirot zieht es jeder aus der Nase. Peter Ustinov verfuhr dabei, gemessen an Branagh, als erkläre er die feinsten Verfahren von Spitzendeckchen-Häkeleien. Landauf, landab wurde Branaghs Version böse verrissen – und wurde trotzdem ein Riesenhit, der 350 Millionen Dollar einspielte.

Für den Sturkopf Branagh Beweis genug, eine zweite Luxusreise folgen zu lassen: «Death on the Nile». Statt flauschigen Schnees und eisiger Berge flirrende Wüsten, Palmen und Pyramiden; statt eines gewienerten Luxuszugs geschrubbte Ausflugsdampfer. Und wie immer erfreuen sich die Passagiere nicht an der Schönheit von Kultur und Landschaft, sondern sind nur mit sich und ihren Querelen beschäftigt, und Hercule Poirot muss seines Amtes walten. «Tod auf dem Nil» ist düsterer, unterscheidet

sich vom Vorgänger durch Rückblenden auf Poirots Herkunft, seine Teilnahme am Krieg, in den Schützengräben seiner Heimat Belgien. Ein Geschoss verletzte ihn im Gesicht, die Narbe verdeckte er mit einem Schnauz. Er lernte das Masken-Spiel, um Verdächtige hinter Licht zu führen. «Death on the Nile» ist ernster als der Vorgänger, ohne Ironie.

Farbig wird es nur im Kino

Szenen-Aufbauten verraten Branaghs Liebe zum Theater. Auch sein persönlichster Film, das Biopic über seine Kindheit, ist davon geprägt: «Belfast». Siebenfach Oscar-nominiert, mit einem Golden Globe fürs beste Drehbuch ausgezeichnet, hat sich der Draufgänger, der als Underdog begann, mit Begabung und Zähigkeit nach oben geberserkert.

Mit den Nominationen ist er (fast) auf dem Olymp. Als er 1989 mit «Henry V» als Hauptdarsteller und erstmals auch als Regisseur brillierte, erschien auch seine Biografie «Beginning»; da war er gerade mal 28. Die schrieb er nur wegen des Geldes, und er erzählt natürlich von Belfast, von der York Street, wo die Familie mit Alkohol und Graupensuppe lebte. Die Verfilmung spielt fast ausschliesslich in einer Strasse, bewohnt von Protestanten und Katholiken, die friedlich miteinander leben. Erst mit den sozialen Unruhen beginnen die gegenseitigen Schuldzuweisungen der Konfes-

Alles wird ein wenig theatralisch verklärt, liebevoll und emotional, zuweilen ins Harmlose entrückt.

sionen, nach dem Motto: «Wer nicht für uns ist, ist gegen uns». Ausser einem maskierten Überfall in der Strasse und Drohungen gegen die Familie erfährt man wenig über den blutigen Konflikt, weil Branagh aus der Sicht des neunjährigen Buddy (Jude Hill) die Zeit schildert. Mit seinem älteren Bruder, der Mutter (Caitriona Balfe) und dem Vater (Jamie Dornan), dem Opa (Ciarán Hinds) und der Oma (Judi Dench) erlebt er eine aufregende Zeit und will eigentlich nicht fort. Doch die Eltern entschliessen sich, wegen des Chaos und des konfessionellen Drucks nach England zu emigrieren.

Branagh erzählt in Schwarzweissbildern, nur wenn die Familie ins Kino geht, als wären es Ausflüge ins Grüne, erstrahlt Technicolor auf der Leinwand. Die Strasse, die schmalen Seitengassen, die kleinen Wohnungen, die turbulenten Vorfälle, alles wird ein wenig theatralisch verklärt, liebevoll und emotional, zuweilen ins Harmlose entrückt. Der Film beginnt mit einem farbigen Flug über Belfast und melancholischer Musik, als seien die Bilder eine Abbitte. Und so ist wohl sein halbautobiografisches Werk «Belfast» auch zu verstehen: In «Beginning» gesteht er, ein Verräter zu sein.

Ausstellung Die unsichtbare Welt der Algorithmen

Marc Bodmer

Planet Digital: Museum für Gestaltung,
Ausstellungsstrasse 60, Zürich. Bis 6. Juni

So viel Freude hat eine schwarze Wandtafel schon lange nicht mehr bereitet. Vor der grossen dunklen Fläche ist eine Halterung für eine weisse Kreide gespannt. Die vier an den Ecken der Führung angebrachten Stahlseile lassen – mit Hilfe von starken Elektromotoren – die Kreide Flowcharts zeichnen. Stundenlang könnte ich diesem schlichten Spektakel zuschauen. Die Typografie ist leicht gebrochen, wie bei einem Kreidestrich üblich, und kontrastiert mit der klaren Instruktion des Flussdiagramms, das aufgezeichnet wird und einem Schaltplan ähnelt.

Konzipiert wurde die Installation von der Historikerin Monika Dommann und ohne Schnickschnack umgesetzt von Jürg Lehni. Nichts lenkt ab von der fleissigen Maschine, die ihre Bahnen zieht und präzise die gezeichneten Felder beschriftet. Sie scheint unermüdlich, voll fokussiert und provoziert eine faszinierende Mischung aus Bewunderung und Grauen beim Betrachter.

Dieses Gefühl stellt sich in der so clever wie abwechslungsreich realisierten Ausstellung «Planet Digital» im Zürcher Museum für Gestaltung immer wieder ein. Rund 25 Exponate machen die unsichtbare Welt der Algorithmen, die uns immer und überall umgibt wie transparente Packwatte, ein Stück weit fassbar. Dabei haben die Kuratoren Katharina Weikl, Graduate Campus der Universität Zürich, und Damian Fopp, Museum für Gestaltung, darauf geachtet, nicht den Mahnfinger zu erheben, sondern einen Reflexionsanstoß zu liefern.

Endlos viele Möglichkeiten

Als einen positiven Aspekt der Überwachungsgesellschaft bezeichnet denn auch Katharina Weikl die Kamerafallen, die in der Wildnis Tiere beobachten. Die so aufgezeichneten Videos bilden die Basis der *digital biology*, die auf diese Weise derart gigantische Datenmengen sammelt, dass ihre Auswertung eine Herausforderung darstellt. Doch mit der Hilfe von Algorithmen können die Tiere identifiziert und ihr Verhalten analysiert werden. In den gezeigten Tiervideos aus aller Welt sind jeweils Beobachtungen aus einem Jahr auf zwanzig Minuten kondensiert. Und schon schleicht sich die Frage an: Was, wenn wir die Tiere sind?

Frei von Hintergedanken ist das Heimspiel des Museums für Gestaltung, «Poster World». Aus dem riesigen Plakatfundus des Museums wurden 2000 Exemplare ausgewählt. Auf einem grossen Monitor können jeweils drei Schaustücke gleichzeitig aufgerufen werden. Diese Trios werden mit Hilfe von Metadaten und künstlicher Intelligenz zusammengestellt. Wer sich hier durch die verschiedenen Kombinationen durchklicken will, kann eine Weile bleiben, sind doch endlos viele Sets möglich.

Das Digitale und die zugrundeliegenden Algorithmen zu entmystifizieren, ist alles andere als einfach. Das zeigt Hollywood immer wieder auf unbeholfene Weise, wenn Hacker wieselflink Befehle in Tastaturen hämmern und hässliche Grafiken auf Bildschirmen erscheinen, um das digitale Geschehen zu visualisieren. Bei «Planet Digital» wurde der einzig richtige Weg gewählt, derjenige der Interaktivität. Erst in der Auseinandersetzung werden gewisse Zusammenhänge nachvollziehbar.

Die Interaktion bringt es aber auch mit sich, dass die Stationen unterschiedlich erlebt werden. Wie sehr, zeigt das Virtual-Reality-Experi-



Schlichtes Spektakel:
digital gesteuerte Kreide.

ment «The Machine to Be Another». Hier sitzen sich zwei Personen vis-à-vis und schlüpfen mit Hilfe von VR-Brillen in die Haut des Gegenübers. Verschwunden sind die Kleider, die man eben noch trug, ersetzt durch das Outfit der anderen Person. Leider sind die dafür notwendigen VR-Headsets immer noch zu umständlich und lassen einen nie richtig aus der Haut fahren. Doch sich selbst am Ende der Präsentation die Hand zu schütteln, hat schon entrückende Qualitäten.

Neben den verschiedenen Aspekten der Digitalisierung, von Hatespeech über digitale Forensik bis zum Segen erteilenden Roboter, bietet «Planet Digital» ein attraktives Programm, das besonders auch Kinder und Jugendliche anspricht. Und wer es lieber verkopft mag, kann über QR-Codes vertiefende Hintergrundinformationen zu den Exponaten abrufen.



Seidiges Fell: Luchs in der Fotofalle.

Film

Zwei rare Katzen in raren Filmbildern

Christoph Egger

Lynx/Luchs (CH/F 2021)
Dokumentarfilm von Laurent Geslin

La panthère des neiges (F 2021)
Dokumentarfilm von Marie Amiguet
und Vincent Munier

«Liebliche Augen» schrieb der Zürcher Gelehrte Conrad Gessner in seinem «Thierbuoch» von 1563 dem Luchs zu, dessen «fröhliches Angesicht» er selber vermutlich nie zu sehen bekommen hat. Auf antike Quellen verweist er, wenn er sagt, es gebe «kein Thier, das ein so scharppfes Gesicht hat als ein Luchs, dann wo den Poeten zu glauben, so sollen sie mit ihren Augen auch solche Sachen durchdringen, die sonst nicht durchsichtig sind, als Wänd, Mauren, Holtz, Stein». Nachgestellt werde ihnen «wegen ihres Balgs, denn solches Peltzwerck ist das allerköstlichste so man haben kann, und wird allein bei den Edlen in den Kleidungen gesehen».

In der Tat habe ich nie ein seidigeres Fell gestreichelt als den warmen Bauch jenes Luchsweibchens, das da in einer kalten Märznacht 1988 in steilem Gelände oberhalb von Turtigraron vor mir lag: in die Falle gelockt, betäubt und vermessen durch den Wildbiologen Hein-

rich Haller, den späteren Direktor des Schweizerischen Nationalparks. (Heute gibt es südlich der Rhone keine Luchse mehr, dafür sind die Walliser Wilderer besorgt.) Unterwegs war ich mit Franz Reichle bei Aufnahmen zu seinem faszinierenden Film «Lynx» (1990).

Auch der französische Tierfotograf Laurent Geslin nennt seinen Film, der mit fabelhaften Aufnahmen aufwarten kann, «Lynx». Im Unterschied zu Reichles tieferlotendem Projekt ist dies hier ein klassischer Naturfilm – in dessen Szenerie Geslin knapp, aber präzise das menschliche Element verortet: durch Forstarbeiter und Luchsforscher, Siedlungen und Strassen – Letztere gefährlicher noch als Wilderei und Inzucht. Schauplatz ist hier der Jura, prominent offenbar der Neuenburger Jura, dessen Waldlandschaften von jähem Kalkfelswänden bis zu weiten Lichtungen alles zu haben scheinen, was das tierische Herz begehrt.

*«Kein Thier, das ein so scharppfes
Gesicht hat als ein Luchs»,
schrieb Conrad Gessner 1563.*

Und so finden sie sich alle ein, in teilweise raren Aufnahmen: Hirsche, Rehe in ganzen Rudeln, Gämsen mit tollkühnen Kitzen in senkrechtem Gelände, Wildschweine und Wildkatzen, der Fuchs, der auf drollige Art vom wieselfinken Hermelin zum Narren gehalten wird. Fantastisch der Tanz (die Balz?) der Milane im Schneesturm, der der Krähen im Unwetter, überhaupt

alle die Vögel, vom Waldkauz, der an seinem Gewölle würgt, zu Waldschnepe und Haselhuhn – wo unter den Hennen plötzlich ganze Gelege von Federbällchen hervorwuseln. Der Tisch scheint also reichlich gedeckt für den Luchs.

Und der lässt sich nicht zweimal bitten. Keine zehn Filmminuten sind vergangen, da schlägt in einer sensationellen kurzen Sequenz ein Luchs einen Rehbock, der die Gefahr zuvor wohl gewittert hat, aber nicht weiss, aus welcher Richtung sie kommen wird. Zu Beginn haben wir sie in der Ranz erlebt: mit beeindruckend lauten Rufen das Männchen in lichtigem Buchenwald, eine halbe Oktave höher endlich das Weibchen; vorsichtig die Annäherung. Die Videofalle wird dann das Versteck der niedlichen Kätzchen offenbaren. Etwas Mühe bereitet die Dramaturgie, deren anfängliche «Chronologie» zunehmend unübersichtlich wird. Es bleibt eine Vielzahl eindrucklicher Bilder und Einblicke.

Berückendes Phantom Schneeleopard

Auch Vincent Munier hat Material zu «Lynx» beigesteuert – der Meisterfotograf aus den Vogesen hat sich insbesondere mit dem Problem der Luchswilderei in Frankreich befasst. Nun erscheint er vor der Kamera: in seinem ersten abendfüllenden Film, bei dem seine Partnerin, die Tierfilmerin Marie Amiguet, Regie geführt hat. An seiner Seite der Schriftsteller Sylvain Tesson, dessen Erlebnisbericht zu «La panthère des neiges» 2019 erschienen ist. Acht Jahre hat Munier an das Projekt ge-

wendet, war, wie er in Interviews sagte, mit der omnipräsenten, mitunter brutalen chinesischen Polizei in Osttibet konfrontiert, die die Einheimischen schikaniert, um schliesslich im entlegenen Quellgebiet des Mekongs fündig zu werden: in Landschaften von einzigartiger Wildheit und Leere und zugleich erfüllt von ausserordentlichem Tierleben. Lang bleibt der Schneeleopard ein blosses Phantom, das doch Lebensspuren hinterlässt, wird zum Schemen und endlich zum konkret-schönen Bild.

Kunst

So hartnäckig wie charmant

Angelika Maass

Susanne Kübler: Ernst Beyeler – 100 Jahre. 100 Geschichten, Anekdoten, Begegnungen. Scheidegger & Spiess. 136 S., 16 Abb., Fr. 29.-

Nein, in der Galerie an der Basler Bäumleingasse 9 war ich nie und bin ihm, Ernst Beyeler, der diese Galerie 65 Jahre lang führte, auch nie persönlich begegnet. Aber ich war am 6. Juni 1993, einem von Vergangenheit und Gegenwart erfüllten Tag, in Berlin und habe in der Neuen Nationalgalerie die Ausstellung der Sammlung Beyeler mit über 140 Werken von Monet bis Rothko gesehen. Eine Sammlung, die bei ihrem

«Jetzt bau doch endlich dieses Museum, dann haben wir Ruhe», zitiert Ernst Beyeler seine Frau.

ersten Auftritt überhaupt, 1989 in Madrid, begeistert aufgenommen wurde: «selektiv und persönlich und als Sammlung eine Schöpfung für sich» – und die danach manche Stadt gern für sich haben wollte.

Der 6. Juni war zugleich Abstimmungssonntag in der Schweiz, und noch während ich in der Ausstellung war, wurde das die Fondation Beyeler betreffende Resultat bekannt: Auch die Riehener wollten das Museum für die Sammlung von Ernst und Hildy Beyeler und sagten mit deutlicher Mehrheit ja. So weit meine eigene Mini-Geschichte, die ich als Nr. 101 den «Geschichten, Anekdoten, Begegnungen» anfügen könnte, die Susanne Kübler zum 100. Geburtstag des legendären Kunsthändlers (1921–2010) mit dem untrüglichen Sinn für Qualität zusammengetragen hat.

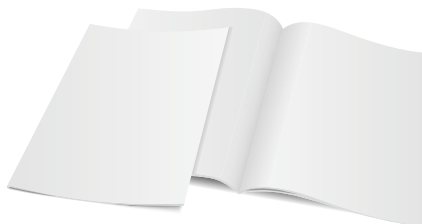
Lernen vor Picassos «Guernica»

«Jetzt bau doch endlich dieses Museum, dann haben wir Ruhe», zitiert Ernst Beyeler seine Frau (in einer Rede als Gast am Zürcher Sechseläuten 2001). Im Herbst 1994 ging es los, drei

Jahre später wurde die Fondation Beyeler eröffnet, die im Oktober ihr 25-jähriges Bestehen feiern kann. Beyeler, auch als Bauherr Perfektionist bis ins kleinste Detail, hatte Architekt Renzo Piano und sein Team oft erfolgreich genervt, so dass Piano bei der Eröffnung 1997 sagen konnte: «Ich kann jetzt behaupten, ein Kunstsammler, und Beyeler, ein Architekt geworden zu sein.» So steht es in Geschichte Nr. 75, die wie alle keinen Titel hat, dafür ein Stichwort am Fussende der Seite; «Tischtennis» heisst es hier so überraschend wie treffend.

Von «Ouverture» (Nr. 1), in der Beyeler das Hängen von Gemälden mit der Inszenierung einer Oper vergleicht, bis «Ein Wort» (Nr. 100) reicht Susanne Küblers unterhaltsame Vergewärtigung des charismatischen Mannes, dieses risikofreudigen Überzeugungstäters, der so manchen Coup landete. Sie hat dafür mit jenen gesprochen, die Beyeler gut kann-

Wenn leere Seiten nach Erfüllung lechzen...



ten, hat in Archiven geforscht und auf die verschiedensten Quellen zurückgegriffen. So bekommt man den lebendigen Eindruck eines aussergewöhnlichen Menschen, der sich nie selbst verleugnete und in vieler Hinsicht bewegt, engagiert und treu war. Einer, der zwar, wie er selber sagte, «von Anfang an versucht [hat], an grosse Namen heranzukommen», der aber keine Namen, sondern Werke verkaufte und sammelte. Einer, der Messen und Kunst als Konsumprodukt nicht mochte und dennoch zum Mitbegründer der Art Basel wurde. Einer, der aufmerksam von den Sammlern lernte, und einer, der mutig auf moderne Kunst setzte. Und nicht zuletzt einer, der – die Erfahrung vor Picassos «Guernica» hatte es ihn gelehrt – an die Macht der Kunst glaubte.

Jazz

Hymne an den Jazzgesang

Peter Rüedi

Veronica Swift: This Bitter Earth. Mack Avenue 1177

Das Album der Sängerin Veronica Swift erschien bereits im März des vergangenen Jahres, aber schliesslich können wir eine CD, die uns ein knappes Jahr nach Erscheinen nicht beeindruckt, auch bei der Plattentaufe gleich vergessen. Also: Cree McCree, der Rezensent des Fachblatts *Downbeat*, nannte Swift «eine Supernova» und zeichnete ihr Album «This Bitter Earth» mit der in seinem Blatt seltenen Top-Wertung von fünf Sternen aus.

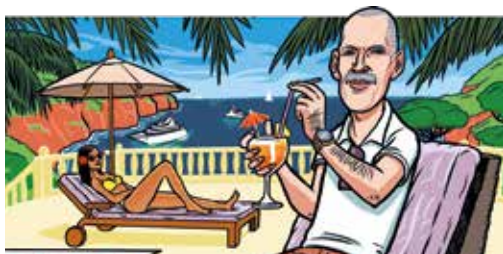
Das Urteil bleibt nachvollziehbar. «This Bitter Earth» ist, wie der Titelsong nahelegt, ein programmatisches Album, eines, das die düsteren Unter- und Obertöne der dreizehn Songs immer mitschwingen lässt, sie aber nie als platte Botschaften deklamiert; Sexismus, Rassismus, Gewalt gegen Frauen – all das wird uns nicht mit Schaum vor dem Mund eingehämmert, es ist die dunkle Folie, über der sich die erstaunlich flexible Gesangskunst dieser jungen Sängerin (Jahrgang 1994) entfaltet: von intimstem, innigstem Alto-Geflüster bis zu triumphal expressiven Sopran-Fortissimi, oft mit grossem Gefälle in ein und demselben Song.

Swift ist eine Meisterin der Dynamik. Und sie verfügt mit erstaunlicher Souveränität über eine enorme stilistische Vielfalt. Auch, aber nicht nur innerhalb des historischen Jazzgesangs. Dem fühlt sich Swift eng verbunden. Sie ist eine Song-Stilistin, mit grossem Respekt für das Repertoire des «Great American Songbook» (einer der Höhepunkte des Albums ist der alte Gershwin-Klassiker «The Man I Love»; der Titelsong von Clyde Otis war eine Parade Nummer von Dinah Washington). Aber ebenso interpretiert sie weniger bekannte Songs aus Musicals, oder sie explodiert im einen oder anderen schnellen Stück in witzigem Scat-Gesang à la Ella Fitzgerald.

In Zeiten von #MeToo-Correctness geradezu tollkühn ist ein Song mit dem Titel «He Hit Me (And It Felt Like a Kiss)». Sie singt das als veritablen Lovesong, wie eine nur subkutan ironische Erinnerung an die Sodomaso-Lyrics von Billie Holiday. Dabei war das ein Hit des R-&B-Quartetts The Crystals von 1962.

Veronica Swift ist offen für jede Art von Musik, von Heavy Metal bis Oper. Hier unternimmt sie mit aktueller Thematik eine eklektische Hommage an die alte Kunst des Jazzgesangs. Mit einer Band auf ihrem Niveau, zumal der Pianist Emmet Cohen und ihr Gitarrist Armand Hirsch.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Mein Ekel

Mark van Huissing

Wer jüngst eine Apotheke aufsuchte – und das dürfte auf viele Leserinnen sowie Leser zutreffen, schliesslich ist es Winter, Grippe-saison plus herrscht(e) Pandemie –, hat vielleicht die dort aufliegende Zeitschrift *Hä?* wahrgenommen. Die Titelseite des Magazins der Rotpunkt-Kette für Junge zeigt das Foto einer Menschenzunge, auf der eine gegrillte Grille liegt. Die Schlagzeile darunter: «Ekel».

Von den sechs sogenannten Grundgefühlen – Freude, Überraschung, Wut, Traurigkeit, Angst und Ekel – ist das letztgenannte das am wenigsten erforschte. Was überrascht, denn Ekel definiere die Menschheit beziehungsweise anhand des Gefühls lasse sich alles erklären, stand im Magazin der *New York Times* (NYT). Was sich nicht erklären lässt, nebenbei erwähnt, ist, weshalb das Gebiet ungefähr zeitgleich sowohl von *Hä?* als auch von NYT-Journalisten bearbeitet wurde. Hat's mit C. G. Jungs kollektivem Unbewussten zu tun? (Oder einer neueren Veröffentlichung in einem Psychologiejournal?)

Die moderne Kulturgeschichte des Ekels begann mit Charles Darwins «Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei dem Menschen und den Tieren»; er beschreibt in dem Buch von 1872, wie ein «nackter Wilder» in Feuerland auf seinen Zeltplatz trat und den Finger in sein Abendessen – Fleisch aus der Dose – steckte. Der Einheimische habe Abneigung gegenüber dem weichen Fleisch ausgedrückt. Darwin wiederum fand das Rumstochern des Fremden in seinem Dinner abscheulich. Er hielt darauf fest, das Gefühl des Wilden sei nachvollziehbar, wogegen seine eigene Empfindung unklare Hintergründe habe: Der Finger des Besuchers sei sauber gewesen, störte er sich somit an der

Nacktheit des Mannes? Dessen Fremdartigkeit? Respektive, wenn man weiterdenke, weshalb ist die Ansicht von Speiseresten im Barte eines anderen eklig, «wenn die Speise an sich überhaupt nicht eklig ist»?

Eine klare Antwort auf die Frage, die der Naturforscher vor 150 Jahren stellte, ist noch immer nicht erhältlich. Jedenfalls habe Ekel viel mit Lebensmitteln zu tun, sagt Paul Rozin, der an der Universität von Pennsylvanien Psychologie lehrt und ein führender Ekel-Forscher ist. Weil Menschen immense Beweglichkeit bei der Auswahl von Nahrung zeigten – im Gegensatz zu beispielsweise Koalas, die sozusagen nur Eukalyptusblätter fressen –, bestimme der Ekel darüber, was wir in den Mund stopfen. «Hätte eine Person kein Ekelempfinden, würde sie wahrscheinlich etwas Krasses essen und sterben.»

Das allein wäre eher kurz gedacht für ein langes Forscherleben (Rozin ist 85), also weitete er seine Untersuchungen aus. Etwa auf nicht lebensmittelnahe Vorkommnisse: Grausamkeit, Inzucht, stinkende Achselhöhlen oder die Vorstellung, in einer Grube zu sitzen, in der es von Schaben wimmelt. Einige Einsichten sind nachvollziehbar. Ekel vor Fäkalien habe mit Hygieneregeln zu tun (obwohl Jonathan Franzen in «Freiheit» eine Romanfigur mit den Händen in einer vollen Klosettschüssel nach ihrem Ehering suchen und behaupten lässt, insgeheim fänden wir den Geruch unseres eigenen Kots fein). Bei Abscheu vor Geschwisterliebe gehe es um Sexualnormen (während Katzen diese nicht haben und es darum tun), bei

Seine Einsicht, Ekel sei der Vorbote unseres Todes, dünkt mich leicht an den Haaren herbeigezogen.

Nekrophilie ebenfalls (Schlangen machen es). Und unseren Nachwuchs kannibalisieren wir nicht, wegen unseres ethischen Empfindens (im Gegensatz zu Kaninchen, die kein solches kennen). Forscher Rozins Einsicht dagegen, Ekel sei der Vorbote unseres Todes und folglich die Begegnung mit einem schimmlichen Steak eine Vorschau darauf, selbst eines Tags zu verschimmeln, dünkt mich leicht an den Haaren herbeigezogen.

Wenn wir's davon haben: Weshalb finden wir Haare den schönsten Schmuck einer Frau und küssen diese (auf dem Kopf), während ein

einzelnes Haar in einem Eiersalat etwas vom Abscheulichsten ist? Oder ein Knochengerüst höchstens makaber, ein verwesender Körper hingegen ekelregend? «Hamlet würde nicht den verfaulenden Schädel des Hofnarren aufheben und mit ihm sprechen», steht in der NYT. Stimmt wohl. Bloss, warum? Die Schreiberin, der Professor oder auch die *Hä?*-Redaktion wissen es nicht genau.

Eine gute Nachricht zum Schluss (vom Gelehrten William Ian Miller): Nur wer Ekel empfinden könne, sei ein Mensch, erst das nämlich mache ihn menschlich.



UNTEN DURCH

Verspannte Gesichter

Linus Reichlin

Mein Freund Bruno macht jetzt «Face Gym». Er sagt, es komme aus New York. Während er «New» sagt, reisst er den Mund auf, als versuche er, eine Honigmelone am Stück zu verschlucken. Er sagt, das sei die erste Lektion in Gesichtsgymnastik: Man sperrt den Mund so weit wie möglich auf und verharrt fünf Sekunden in dieser Position. Dass man dabei bescheuert aussieht, spielt keine Rolle, Hauptsache, die Kiefermuskeln werden gedehnt. Bruno sagt, die Leute seien Ignoranten. Sie gehen ins Fitnesscenter und trainieren ihre Bein-, Rücken- und Bauchmuskeln, aber ihre Gesichtsmuskeln lockern sie nicht ein einziges Mal in ihrem Leben. Sie werden mit verspanntem Gesicht geboren und sterben mit verspanntem Gesicht. Dazwischen wächst ihre Gesichtsverkrampfung sogar noch.

Er hat insofern recht, als meine Kinder tatsächlich mit sehr verspannten Gesichtern zur Welt kamen. Sie sahen aus, als hätten sie seit zwei Monaten nicht geschlafen. Aber ein paar Tage nach

der Geburt schienen sie irgendeine Droge genommen zu haben, denn nun lagen sie mit komplett glatter Stirn völlig entspannt auf dem Rücken und starrten die Deckenlampe an. Solange man sie rechtzeitig fütterte, blieben ihre Gesichter ganz locker, und zwar bis zum ersten Schultag. Bruno sagt, spätestens am ersten Schultag fange die Gesichtsverkrampfung an. Danach verstärkt sie sich kontinuierlich, und mit vierzig ist sie bei den meisten Menschen bereits chronisch. Aber nicht irreversibel, denn es gibt ja Face Gym aus New York. Bruno sagt, wenn man allerdings ein Leben lang mit versteinertem Gesicht herumgelaufen sei, darf man es mit den Face-Gym-Übungen anfangs nicht übertreiben. Er sagt, das Gesicht habe fünfzig Muskeln, bei denen es ebenso zu Zerrungen kommen könne wie bei den Wadenmuskeln. Bruno rät allen, zuerst mit der Stirnübung anzufangen, denn die Stirnmuskeln verstaucht man sich nicht so schnell.

Man zieht bei dieser Übung die Stirn so weit wie möglich nach hinten, aber nicht mit den Händen oder irgendwelchen Kneifzangen! Danach Stirn entspannen und wieder stretchen. Bruno sagt, wer nicht kapiere, wie's gehe, soll sich alte Filme mit Stan Laurel ansehen, der habe das Stirn-Stretching perfekt beherrscht. Sein Partner Oliver Hardy hingegen beherrschte perfekt den «Facial Crunch». Bei dieser Übung zieht man das ganze Gesicht möglichst weit nach vorn, so, als wolle man es in der Nase verstauen. Bruno sagt, die gefährlichste Übung sei der «Slider». Dabei zieht man das Gesicht so weit wie möglich nach rechts, dann nach links. Das muss man als Anfänger ganz vorsichtig machen, sonst tut hinterher das Lachen weh.

Ist Bruno ein Anfänger? Nein, er kann schon mit den Ohren wackeln. Er sagt, wer mit den Ohren wackeln könne, sei seelisch maximal entspannt. Er sagt, er nehme Stunden im Ohrenwackeln bei einem ehemaligen Ensemble-Mitglied des Schauspielhauses. Schauspieler sind seit je die Speerspitze der Gesichtsgymnastik. Bruno sagt, sie machten alle diese Gesichtsübungen vor den Aufführungen, denn mit verspanntem Gesicht könne man die bei modernen Inszenierungen geforderten antikapitalistischen Emotionen nicht ausdrücken. Aber bedeutet das nicht, dass Schauspieler die Einzigen sind, die mit lockerem Gesicht sterben? Bruno sagt nein, denn ausser in Deutschland und der Schweiz würden auch viele Anwälte und Politiker vor Gerichtsterminen Face Gym machen, ebenso wie

Fernsehmoderatoren, Topmanager und der Papst vor der öffentlichen Ostermesse. Eigentlich, sagt Bruno, würden nur Dummköpfe glauben, dass ihr Gesicht von Natur aus entspannt sei. Erst wenn sie dann mal eine Face-Gym-Übung machen, merken sie, wie verkrampft sie obenherum sind. Tatsächlich habe ich das nach meiner ersten Übung auch gemerkt. Es war eine Erleuchtung, aber die nächste Kieferdehnungsübung mache ich nicht mehr in der vollen S-Bahn.



FAST VERLIEBT

Unverhofftes Kinderglück

Claudia Schumacher

Was halten Sie von Frauen, die – ohne Rücksprache mit dem Mann an ihrer Seite – «plötzlich» schwanger werden? In meinem weitverzweigten Freundes- und Bekanntenkreis gibt es drei solcher Fälle. Bei einem Paar bin ich sicher, es ist tatsächlich einfach «passiert»: Als die zwei frisch zusammen waren, haben sie in einem Anflug rasender Geilheit die Verhütung verschusselt. Das Ergebnis ist ein Mädchen, das von seinen Eltern schwer geliebt wird, und diese Eltern wirken bis heute, als wären sie füreinander geschaffen. Ich würde sagen: Alles richtig gemacht, weiter so!

Beim zweiten Fall glaube ich auf der Grundlage aller mir zur Verfügung stehenden Informationen, dass die Frau die Pille abgesetzt hat, ohne den Mann davon in Kenntnis zu setzen. So erzählte er mir das zumindest. Doch auch hier ging alles gut: Die beiden haben heute eine vielköpfige Familie, sind verheiratet und einander zugetan. Und falls Sie meine ehrliche Meinung hören wollen: Womöglich ist er der Typ Mann, der das pragmatische Vorgehen seiner Frau fast gebraucht hat. Von allein kommt er nämlich nie in die Gänge. Ich persönlich wäre

zwar viel zu stolz, einen Mann zu seinem Glück zu zwingen, aber: Hier will mir scheinen, genau das ist passiert. Denn er wirkt glücklich jetzt. Ende gut, alles gut, oder nicht?

Der dritte Fall ist etwas schwieriger. Weil der Mann klipp und klar gesagt hat, dass er kein Kind wolle. Weil die Frau trotzdem eins von ihm bekam – in einem Alter, in dem «versehentlich schwanger» werden sehr selten passiert. Ich finde den Fall auch deshalb heikel, weil der Mann zum oberen 1 Prozent der Einkommenselite gehört. Und die Frau mir halb gestanden hat, dass es eben wirklich kein Zufall war, während sie ihre Abgebrühtheit vor dem Mann doch eher kaschiert.

Aber was soll ich sagen? Selbst dieser Mann ist heute glücklich mit der ihm untergejubelten Vaterschaft. Oder zumindest scheint er glücklicher zu sein als früher, soweit ich das von aussen beurteilen kann. Er hat, nachdem sein Zufallskind ein wunderschöner Volltreffer war, aus freien Stücken ein zweites Kind mit der Frau gemacht.

Vielleicht ist mein Umfeld ziemlich seltsam und gar nicht repräsentativ. Auf jeden Fall will es dem Klischee nicht entsprechen, wonach ungefragt schwangere Frauen ihre Männer ins Unglück stürzen und moralisch zu verurteilen sind. Denn so, wie sich das um mich herum gestaltet, kann ich nur sagen: Diese Vollblut-Pragmatikerinnen sind eher so etwas wie penetrante Glücksbringerinnen. Und wenn ich mich jetzt noch zu der steilen These hinreissen lasse, nach der ein Mann erst in der Vaterschaft seine Erfüllung als Mensch finden kann, dann nur deshalb, um der bescheuerten Theorie, gemäss der Frauen unbedingt Kinder kriegen müssen, um vollständig zu sein, wenigstens mal etwas Erfrischendes entgegenzusetzen.





FRAUEN

Naomi Campbell

Nie kommen sich Menschen, die in den achtziger Jahren jung waren, so alt vor, wie wenn sie sehen, was aus den Supermodels, die damals Laufstege und Titelblätter beherrschten, geworden ist. Kate Moss, einst «der Panzer» genannt, weil sie Unmengen von Alkohol und Drogen wegstecken konnte, führt ein gesundes Leben auf dem Land. Linda Evangelista, das arroganteste aller Models, hat sich aus der Öffentlichkeit zurückgezogen, seit eine Schönheitsoperation schiefgegangen ist. Und Naomi Campbell, deren Leben aus Drogen und Gesetzesverstössen bestand, inszeniert sich auf dem Cover der *Vogue* als Mutter aller Mütter.

Sie war der Inbegriff einer Modediva, bevor die Mode woke zu werden versuchte. Aber Mode beruht nun einmal darauf, dass Kleider, die sich noch bestens tragen liessen, regelmässig weggeschmissen werden. Sie funktioniert ausserhalb des moralischen Regelwerks der Gesellschaft und ist so wenig tugendhaft wie die Börse. Insofern war Campbell eine Zeitlang die Verkörperung der Mode. Doch das Gewerbe ist durch und durch misogyn, und in den Neunzigern bezeichneten die Designer, die selbst wie Sonnenkönige lebten, die Supermodels plötzlich als «gierig» und verzichteten auf deren Dienste zugunsten dankbarer Teenager aus Osteuropa.

Heute, da Inklusion und #BeKind angesagt sind, wirkt Campbell so unzeitgemäss wie nur möglich angesichts der Art, wie sie die damals minderjährige Tyra Banks behandelte. «Ich ging nachts heulend nach Hause», erzählte Banks später, «weil die Frau, zu der ich aufblickte, alles in ihrer Macht Stehende zu tun schien, um mich zum Verschwinden zu bringen.» Campbell hat sich erfolglos als Romanautorin, Sängerin und Schauspielerin versucht. Jetzt mit 51 will sie also vom Supermodel zur Supermutter werden.

Julie Burchill

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Traum von Monte Carlo

Das monumentale «Maloja Palace» war einmal das zweitgrösste Gebäude der Schweiz. Man fragt sich: Wie kam das Hotel dorthin?



Die Dimensionen sind geblieben: «Maloja Palace» im Bergell.

Künstler Giovanni Giacometti war vom *albergo* «Palace», das zuhinterst im Bergell, in seiner Heimatgemeinde Stampa, stand, nie so richtig begeistert. «Lieber würde ich etwas anderes malen», soll er einem Freund gesagt haben. Trotzdem griff er 1899 für den Auftrag, den er vom Hotelier erhalten hatte, zum Pinsel und bildete das Panorama samt Gasthaus ab. Im Dezember wollte Sotheby's das Gemälde von Alberto Giacomettis Vater versteigern, es wurde aber kurz vor der Auktion vom Verkäufer zurückgezogen.

Grosse Euphorie kam im «Maloja Palace», wo man auch heute noch bestens logieren kann, ohnehin nur ein paar Tage lang auf. Der belgische Graf Camille de Renesse hatte im 19. Jahrhundert die Vision, auf dem Bündner Hochplateau ein sagenhaftes Kurhotel inklusive Spielkasino zu errichten. Er investierte zusammen mit seinen Geldgebern sieben Millionen Goldfranken, was heute etwa hundert Millionen Franken entspräche. Das riesige Hotel liess er vom Churer Architekten Alexander Kuoni bauen. Mit einer Fassadenlänge von 200 Metern war es nach der Zürcher ETH das grösste Gebäude in der Schweiz. Im fünfstöckigen Haus fanden 450 Gäste in 300 Zimmern und 20 Ess- und Ballsälen Platz. De

Renese träumte von einem «Monte Carlo der Alpen». Es sollte zum Epizentrum des europäischen Adels und der Bourgeoisie zwischen Venedig und Baden-Baden werden. Am 1. Juli 1884 eröffnete der Erholungspalast.

Bereits drei Tage später sah alles nicht mehr so rosig aus. Lockdown! Die Grenzen zum Süden wurden wegen der sich anbahnenden Cholera-Pandemie geschlossen. Die Gäste aus Italien blieben vorerst aus. Der Traum des Grafen erfüllte sich nie. Seine Firma ging in Konkurs, und er machte sich aus dem Staub. Franzosen übernahmen das Hotel, was dazu führte, dass es bis zum Ersten Weltkrieg anständig lief. Nach mehreren Besitzerwechseln ging es in den dreissiger Jahren an die Bündner Kantonalbank über. In den Jahrzehnten danach diente eine der mächtigsten Hotelanlagen der Alpen als WK-Unterkunft der Schweizer Armee und als Stätte für Ferienlager von Jugendlichen aus dem Ausland.

Erst 2009 wurde das «Palace» wieder zum richtigen Hotel, nachdem es der italienische Geschäftsmann Amedeo Clavarino für angeblich 15 Millionen Franken gekauft hatte. Die Dimensionen sind geblieben: Das Haus, verfügt über 55 Suiten und 35 Doppelzimmer.

Thomas Klameth

Als Geissenpeter in den «Heidi»-Filmen war er in den fünfziger Jahren einer der ersten Kinderstars des Landes. Heute ist der 78-jährige stolzer Grossvater und freut sich auf die nächste Golfrunde.

Weltwoche: Welche Erinnerungen haben Sie an das Jahr 1952?

Klameth: (Lacht) Sie verblassen allmählich. Aber am Abend nach den Dreharbeiten spielten wir in Bergün auf dem Tennisplatz jeweils Fussball. Manchmal kam auch noch Heiri Gretler, der Darsteller des Alpöhi, dazu. Nach dem letzten Drehtag reiste ich mit dem Postauto von Pontresina über den Julier nach Lenzerheide, wo meine Eltern in den Ferien waren.

Weltwoche: Wie wird man Geissenpeter?

Klameth: In meinem Fall waren es Neugier und Interesse. Die Filmemacher kamen in die Primarschule in Küsnacht und schauten sich in unserer 3. Klasse nach einem geeigneten Kandidaten um. Mich hatten sie eigentlich nicht auf der Rechnung. Aber ich drängte mich nach vorne und fiel dem Kameramann und dem Regisseur auf. Danach gab es aber noch zwei weitere Stufen des Castings – wobei man diesen Begriff damals noch nicht kannte. Zweimal durfte

ich im Studio Rosenhof an der Weinbergstrasse vorspielen – einmal mit der späteren Heidi-Darstellerin Elsbeth Sigmund. Am Schluss wurden die Probeaufnahmen im Kino Urban am Bellevue gezeigt. Zur Auswahl standen noch zwei potenzielle Geissenpeter – von ursprünglich 3000 Kandidaten. Ich gewann mit 58:2 – wobei mein einziger verbliebener Konkurrent ein Sohn der grossen Schauspielerin Anne-Marie Blanc war. Aber vermutlich agierte er zu professionell.

Weltwoche: Über Nacht wurden Sie zu einer Person des öffentlichen Lebens. Wie fühlte sich das an?

Klameth: Anfänglich war es wie selbstverständlich. Aber je länger, je mehr fühlte ich mich eingeeengt und eingeschränkt. Alle wollten mir vom Film erzählen, dabei kannte ich ihn ja selber am besten. Kam dazu, dass wir auf unsere plötzliche Bekanntheit überhaupt nicht vorbereitet waren. Niemand beriet uns – oder sagte uns, was auf uns wartet. Dabei hätten wir

vermutlich eine psychologische Unterstützung brauchen können. Die Autogrammwünsche sammelte ich in einer grossen Holzkiste – und irgendwann habe ich sie entsorgt. Elsbeth dagegen beantwortete jeden einzelnen Brief persönlich.

Weltwoche: Und dann weitete sich der Hype sogar über den Atlantik aus ...

Klameth: Ja, als «Heidi» in den USA anlief, wurden Elsbeth und ich in einer DC-6 der Swissair nach New York geflogen – über drei Zwischenstopps in Frankfurt, Shannon und Gander. New York war damals das Grösste, was ich erleben durfte. Diese Stadt kannte man ja nur aus der Zeitung oder aus den Erzählungen. Ich erinnere mich, wie ich aus dem 22. Stock des Hotels «Waldorf Astoria» schaute und auf die lärmenden Strassen blickte – all die gelben Taxis, das Gehupe und die Hektik.

Weltwoche: Weshalb wurden Sie nicht Schauspieler?

Klameth: Es war wie bei Elsbeth: Das Aufheben um den «Heidi»-Film war zu viel des Guten. Wir fühlten uns bedrängt. Und meine grosse Leidenschaft war der Fussball. Also wollte ich einen Beruf lernen, der mich mit dem Sport verbindet: Sportjournalist, Sportlehrer oder Sportartikelhändler. Weil ich als Journalist hätte reisen müssen und als Sportlehrer koordinativ an meine Grenzen gestossen wäre, eröffnete ich in Küsnacht ein Sport- und Modegeschäft. Das führte ich zusammen mit meiner Frau dreissig Jahre lang. Mittlerweile wird es vom dritten Besitzer geführt, verkauft hochwertige Frauenmode und heisst Ledergerber.

Weltwoche: Was machen Sie heute, und was wünschen Sie sich für die Zukunft?

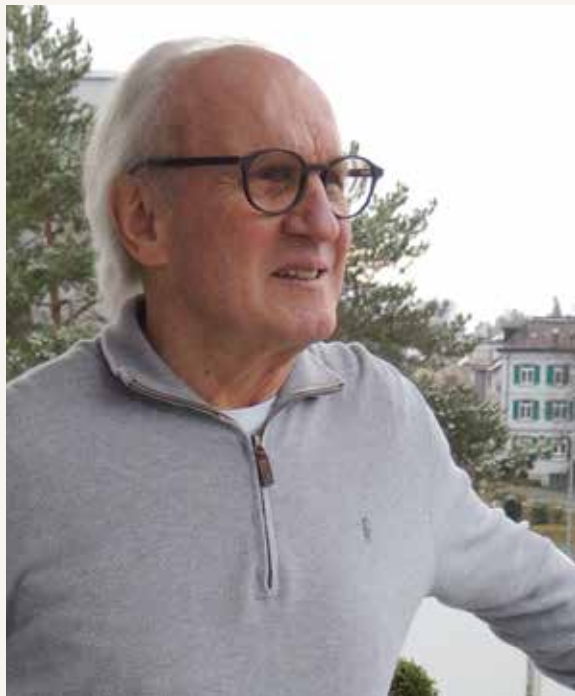
Klameth: Der wichtigste Wunsch ist Gesundheit! Heute kann ich bestätigen, was so banal klingt: Es braucht Mut, alt zu werden. Aber ich freue mich jedes Mal, wenn ich meinen Sohn Stefan und die drei Enkel sehe. Und schon jetzt blicke ich mit grosser Freude der neuen Golf-saison entgegen. Aber bitte fragen Sie mich nicht nach meinem Handicap. Es ist leider viel zu schlecht.

Thomas Renggli



«New York war das Grösste»: Klameth als Geissenpeter (1952) und heute.

Der gebürtige Berner Thomas Klameth, Jahrgang 1943, wurde mit der Rolle des Geissenpeters in den beiden Filmen «Heidi» (1952) und «Heidi und Peter» (1955) landesweit berühmt. Später studierte er Wirtschaft und Sport und eröffnete ein Sportgeschäft.



Eruptionen des Tandur

Restaurant Vulkan, Klingenstrasse 33,
8005 Zürich, Tel. 044 273 76 67

Während Winterstürme über die Stadt ziehen und viele Bewohner in den Skiferien weilen, haben wir einen kleinen Ausflug ins sonnige Indien unternommen – allerdings nur kulinarisch. Das Restaurant «Vulkan» an der Klingenstrasse in Zürich 5 verspricht ein gemütliches Ambiente, und seine Küche wird gelobt. Tatsächlich ist das Interieur mit seinen Bögen und den vielen Lampen recht stimmungsvoll – und lange nicht so überladen, wie das bei vielen asiatischen Restaurants der Fall ist. Und hier wird im Tandur – oder Tandoor – gekocht, in diesem grossen tönernen Gefäss, das vielfältige Kocharten ermöglicht. Der Teig für das Naan-Brot wird an die Wand des Ofens geklatscht und gart dann zügig. Fleisch, Fisch und vieles andere wird auf Spiesse gesteckt



und in den Ofen gestellt, dessen Wärmequelle immer das Feuer aus Holz oder Holzkohle am Grunde des Tongefässes bleibt. – Und Feuer ist eben nicht nur eine Wärmequelle, sondern es verleiht auch unvergleichliche Düfte und Aromen.

Der zweite Schwerpunkt der indischen Küche sind die Saucen, die mit einer Fülle von Gewürzen hergestellt sind, die es dem Koch erlauben, eine Vielzahl von Registern zu bespielen und diese dann von ganz *hot* bis mild zu variieren. Eingestiegen sind wir mit der Mul-

ligatawny-Suppe, in unserem Fall eine vegane Variante mit pürierten Linsen mit Kokosmilch und Curry-Blättern. Eigentlich ist die Suppe ein Produkt der englischen Küche, geht aber auf eine indische Sauce zurück. Die daraus entstandene Suppe ist im 19. Jahrhundert auch in Indien heimisch geworden. Unsere war eher mild und angenehm sämig. Gut gefallen hat uns auch das Murg Tikka Masala mit saftig-zartem, im Tandur gegartem Hühnerfleisch an einer guten tomatenhaltigen Sauce. Etwas zu lange gegart und daher zu trocken waren dagegen die Jhinga Tandoori (grillierte in Joghurt marinierte Riesencrevetten) und das Achari Fish Tikka (Seeteufel).

Das Restaurant war bis auf den letzten Platz besetzt, und hie und da kamen noch Kuriere, um bestellte Take-away-Gerichte abzuholen, was alles in allem die – gute – Küche wohl etwas an den Anschlag brachte.

WEIN/PETER RÜEDI

Glückliches Paar

Casa Los Frailes: Garnacha Monastrell,
Valencia DO 2019. 14,5%. Weinhandlung am
Küferweg, Seon. Fr.14.30. www.kueferweg.ch

In diesen schrägen Zeiten, in denen die politisch korrekte Sprachpolizei wohl bald auch die Umbenennung von Staaten wie Niger oder Nigeria verlangen wird (enthalten doch auch sie das «N-Wort»), ist auch mit geschlechtskonnotierten Vergleichen höchste Vorsicht geboten. Wer wagt noch, einem Wein eine «männliche Charakteristik» zuzuschreiben, einem anderen «feminine Eleganz»? Oder einem dritten gar die Verbindung von beidem?

«Männerweine», «Frauenweine», geschenkt. Retten wir uns in die Feststellung, diese Cuvée aus 60 Prozent Monastrell und 40 Prozent Garnacha sei nichts für schwache Gemüter. Er kommt von einem Betrieb mit dem Namen «Casa Los Frailes», was zwar tatsächlich «Haus der Brüder» heisst. Gemeint sind freilich die Klosterbrüder, die das Gut im Els-Alforins-Tal im Hinterland von Valencia um die Mitte des 18. Jahrhunderts verlassen mussten, als die



spanische Krone sich die 160 Hektaren unter den Nagel riss und sie 1771 an die Familie Velázquez verkaufte. Die ist bis heute in deren Besitz, María José und Miguel Velázquez bewirtschaften die 130 Hektaren Reben in dreizehnter Generation. Schwester und Bruder, einvernehmlich.

Die Versuchung, in einem Blend von Monastrell und Garnacha so etwas zu sehen wie eine ideale Verheiratung von zwei gegensätzlichen Prinzipien, ist allerdings auf den ersten Blick nicht ganz abwegig. Die Monastrell, beheimatet auf den trockenen, vom kontinentalen Klima des südlichen Spaniens im Sommer gesengten, im Winter klirrenden Böden, ist eine Sorte, die zunächst einmal tanninreiche, harte und reduktive Weine zeitigt, während die Garnacha zu fülligerer,

sanfterer Opulenz tendiert. So könnte man hinter dem Verschnitt von Los Frailes (Alforins liegt auf der Schnittstelle zwischen kontinentalem und mediterranem Klima) so etwas vermuten wie eine spanische Variante des Erfolgsrezepts der Châteauneuf-du-Pape-Ikone Beaucastel (*Weltwoche* Nr. 5/22), die grundsätzlich auf der paritätischen Mehrheitsbeteiligung von Mourvèdre (= Monastrell) und Grenache (= Garnacha) beruht.

Doch die Sache ist komplizierter. Die Garnacha im Wein der Spanier ist die Garnacha Tintorera, und die ist in Wahrheit eine Alicante Henri Bouschet, zwar durchaus auch ein möglicher Lieferant weicher, fruchtiger Weine, aber mit dunkler Farbe und hohem Alkohol keineswegs ein Weichzeichner. Die Geniessenden dieses Garnacha/Monastrell von Los Frailes werden nach verwirrend vielfältigen Aromen in der Nase (sehr reife schwarze Beeren, Lakritze, Teer, Rauch, Waldboden, *you name it*) auch mit einem vollen, in den Tanninen resistenten, im Abgang bitter-süssen Gaumen überrascht. Viel Wein für wenig Geld.

Moderne Bodenständigkeit

Die Marke Skoda baut die beliebtesten Autos der Schweizer. Dafür gibt es gute Gründe, wie das Elektromodell Enyaq zeigt.



Die tschechische Marke Skoda baut seit Jahren Autos, die zu den beliebtesten Modellen in der Schweiz gehören. In der Hitparade der am häufigsten verkauften Fahrzeugtypen sind unter den besten fünfzehn im ersten Monat dieses Jahres allein drei Skodas. Und in der Sonderkategorie «Steckerfahrzeuge» liegt der Skoda Enyaq mit 225 verkauften Exemplaren im Januar auf Platz zwei – hinter dem Audi Q4. Nicht dass dies von höherer Relevanz wäre, aber bisher fiel es mir trotz aller Beliebtheit bei den Autos aus Mladá Boleslav schwer, eine richtige Bindung aufzubauen. Lange wirkten die Autos so sachlich wie ein Notizblock und ein Bleistift.

Die jüngsten Skoda-Modelle sind einladender, ich gebe aber zu, dass dies ein sehr persönlicher Eindruck ist. Beim Betreten der Garage zum Beispiel leuchtet der Skoda Enyaq EV buchstäblich auf, als würde er sich freuen, dass es gleich losgeht. Nähert man sich dem Fahrzeug mit dem Schlüssel, wird es automatisch entriegelt – es sind im Leben oft die kleinen Dinge entscheidend.

Aber natürlich kauft man ein Auto nicht deswegen. Der Enyaq – der Name soll offenbar auf das irische oder gälische Wort Enya («Quelle des Lebens») hinweisen – ist ein sehr feines Fahrzeug mit Elektroantrieb. Warum ein Auto aus Tschechien, das zu einem deutschen Autokonzern gehört, auf einen gälischen Begriff hört, ist zwar eine Frage, die sich nicht ohne Weiteres beantworten lässt, aber darum soll es hier auch nicht gehen. Vollgeladen bietet der Skoda auch bei tiefen Temperaturen

über 400 Kilometer Reichweite, bei wärmerem Wetter sind es gegen 500 Kilometer. Das ist in – wild geschätzten – 95 Prozent aller Fälle absolut ausreichend. Für die andern 5 Prozent der Fahrten, die länger dauern, kann man sich auf das Lademanagement-System verlassen, welches die notwendigen Stopps berechnet.

Überhaupt kann man sich auf den Skoda Enyaq eigentlich immer und in jeder Hinsicht verlassen: Er sieht gut aus, bietet großzügig Platz für vier Personen und ihr Gepäck, fährt ausgesprochen angenehm ruhig, und der Innenraum ist aufgeräumt und benutzerfreundlich gestaltet. Im Vergleich zum VW ID.4, der auf derselben Elektroauto-Plattform gebaut wird, hat der Enyaq trotz seiner modernen Formensprache vielleicht noch diesen Hauch von Bodenständigkeit.

Dazu passt das grüne Logo mit dem schwarzen Rand: Es soll Pfeil, Bogen und ein Auge darstellen. Uns kommt da natürlich als Erstes Wilhelm Tell in den Sinn, offenbar ist damit aber technischer Fortschritt, moderne Produktion sowie Präzision gemeint. Das alles erklärt aber immerhin gut die Beliebtheit von Skoda bei der Schweizer Käuferschaft.

Skoda Enyaq Sportline iV 80X

Motor/Antrieb: 2 Elektromotoren, Allradantrieb, Ein-Gang-Getriebe; Leistung: 265 PS / 195 kW; max. Drehmoment: 425 Nm; Batterie: 77 kWh; Reichweite (WLTP): 460 km; Verbrauch (WLTP): 23,2 kWh / 100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 7 sec; Höchstgeschwindigkeit: 160 km/h; Preis: Fr. 55 360.–



OBJEKT DER WOCHE

Links, rechts

Dr. Martens (vegan)
Für Fr. 225.– erhältlich

Der Doc Martens ist wohl der einzige politisch korrekte Schuh. Er wird von ganz links bis ganz rechts und auch von der Mitte getragen. Da passt es, dass die geschnürten Kultstiefel der Punks nun auch in veganer Ausführung zu kaufen sind. Der Gründer, der deutsche Arzt Klaus Märtens, hatte noch anderes im Sinn. In den Trümmern griff er ins Nähkästchen. «Der Krieg ging zu Ende, und jeder stürmte nach draussen und begann zu plündern. Doch während die meisten Leute nach Wertgegenständen wie Schmuck und Pelzen suchten, suchte ich mir einen Leisten, etwas Leder, Nadeln und Nähfäden und machte mir daraus ein Paar Schuhe mit dicken, luftgepolsterten Sohlen, die ich mir ausgedacht hatte», sagte Märtens alias Dr. Martens. Er sprach von 1945.

1947, also vor 75 Jahren, begannen er und sein Geschäftspartner, mit Armee-Ausschussmaterial – Gummi, Uniformresten und Hosenleder – Schuhe zu produzieren. Diese wurden zum Verkaufshit, und die beiden eröffneten 1952 eine Fabrik. Der erste Prominente, der Dr. Martens trug, war der sozialistische Politiker Tony Benn. Er kreuzte in den sechziger Jahren als Zeichen der Solidarität mit der Arbeiterklasse im britischen Parlament in Docs auf.

Letztes Jahr ging die Firma, mittlerweile in britischer Hand, an die Börse. «Mit Rebellion ins Establishment», titelte die NZZ. Und auch die neueste Stieflette aus dem Hause Dr. Martens, die aus Lederimitat bestehende «Vegan 1460 Bex Mono Unisex», wurde zum Renner.

Benjamin Bögli



Gern gesehen: Unternehmer Silvio Denz, Tanja Wegmann, Chefin «Les Trois Rois».



Erfolgreich: Bahnunternehmer Peter Spuhler (Stadler Rail), Ehefrau Daniela.



In Stimmung: Angela Ritschard, Miss Schweiz 1976, und ihr Verlobter Kurt Weber.



Gastgeber: SRK-Direktor Markus Mader mit seiner Partnerin Rahel Stuker.

BEI DEN LEUTEN

Prominenz in Spendierlaune

An der Gala des Schweizerischen Roten Kreuzes in St. Moritz kam eine Million Franken zusammen.

André Häfliger

Gala-Moderatorin **Christa Rigozzi** (Miss Schweiz 2006) gibt nicht auf. Während der Auktion von Ex-Christie's-Star **Andreas Rumbler** feuert sie die gut 200 Gäste immer wieder an, treibt die Preise so noch in die Höhe: «Moment mal, so geht das nicht, das kann es doch nicht gewesen sein!» Runde Zahlen um runde Zahlen schraubt die erfolgreiche Tessinerin die Gebote hoch. Ganz am Schluss fehlen noch 30 000 Franken zur Million. «Auch diese Hürde nehmen wir noch», so die immer lächelnde und stark motivierende Rigozzi. Tatsächlich: Wenig später verkündet die ehemalige Beauty-Queen: «Die Million ist erreicht, danke! Ich bin so stolz auf alle in diesem wunderschönen Festsaal.»

«Ich kann es kaum fassen», jubelt **Markus Mader**, seit dreizehn Jahren umsichtiger Direktor des Schweizerischen Roten Kreuzes. «Wir werden jetzt Hunderte von leidenden Familien in Uganda und Bangladesch glücklich machen können.»

Zwei international erfolgreiche Top-Manager sind ebenfalls begeistert. «Das ist einfach

klasse», sagt Stadler-Rail-CEO **Peter Spuhler**. Sagenhaft: Der in Sevilla geborene Spuhler wird bald 100 000 Züge auf der ganzen Welt verkauft haben!

Genial auch der Höhenflug von Breitling-Uhrenchef und Hobby-Schlagzeuger **Georges Kern**. Vor vier Jahren hat der frühere IWC-CEO die Richemont-Gruppe verlassen und Breitling bei einem Wert von 800 Millionen Franken und einem Jahresumsatz von 430 Millionen übernommen. Heute sind es sagenhafte 2,9 Milliarden Franken und über 700 Millionen Umsatz – Hut ab! Und es geht munter weiter: Kürzlich eröffnete Kern in Seoul die grösste Breitling-Filiale, im Sommer zieht er an der Zürcher Bahnhofstrasse ein.

Im edlen «Kulm» singt sich derweil die Baslerin **Nubya** in die Herzen der Fans, der Walliser Zauberer **Lionel Dellberg** raubt ihnen fast den Atem. Sängerin **Linda Fähr** (Miss Schweiz 2009) freut sich mit ihren vielen Fans auf ihr fünftes Album, «Federleicht», im Mai. Welch beschwingter Abend, welch beflügelnder CD-Name!



«Das kann es doch nicht gewesen sein!»: Gala-Moderatorin Christa Rigozzi (r.), Sängerin Nubya mit Ehemann Johannes Barth.



Schöner Auftritt in St. Moritz:
Linda Fäh, Sängerin und Miss Schweiz 2009, Ehemann Marco Dätwyler.



Glanzvoller Abend: Andreas Schmid, VR-Präsident Flughafen Zürich, Ehefrau Françoise.



Gesprächsstoff: Enzo Enea, Gattin Maria, Silvia Affolter, Gatte Ronald Sauser.



Höhenflug: Georges Kern, CEO Breitling, Ehefrau Monika.



Elegant: Star-Bloggerinnen Beatrice Lessi und Eveline Lehmann.



Gala-Komitee: Marc Hürlimann, Daniela Spuhler, Bettina Friedli-Munz, Corina Küchel, Marianne Walde, Richard Dillier.

Anachronismus des Neuen



Disruptor im Fernsehen: Werbung für eine Kryptobörse.

Youtube, Netflix und Tiktok werden gerne als die Totengräber des linearen Fernsehens gesehen, des Fernsehens also, das direkt live gesendet und empfangen wird. Das Lagerfeuer der Gesellschaft darf man allerdings noch nicht als gelöscht herbeireden. Einmal im Jahr erhellt es alles andere und versammelt hundert Millionen Menschen, jede dritte Person in den USA. Nämlich dann im Februar, wenn das Fi-

nale der American-Football-Profiliga ansteht: der Super Bowl. Die Unmittelbarkeit des Live-Ereignisses löst eine solche Druckwelle aus, dass Firmen zweistellige Millionenbeträge ausgeben, um in der Werbepause ihre Botschaften zu senden. Die Spots sind so aufwendig inszeniert, dass sie neben dem Sportgeschehen als Meisterschaft der Originalität gelten. Für Aufsehen sorgte dieses Jahr ein Spot mit einem

über den Bildschirm wandernden QR-Code. Es war die Promotion der Kryptobörse Coinbase. Es gibt zu denken: Was für den digitalen Wandel und die Disruption steht, wirbt ausgerechnet im totgesagten Fernsehen.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA /ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, gibt es tatsächlich aphrodisierende Lebensmittel, oder ist das, um beim Griechischen zu bleiben, ein Mythos? P. W., Aarau

Ja, die gibt es. Es gibt sogar ganze Bücher über aphrodisierende Lebensmittel. Im Normalfall handelt es sich dabei um Lebensmittel, die mit ihrem Geruch, Geschmack und Aussehen vor allem den Geist und den Körper anfeuern. Sie wärmen den Körper auf, lösen ein kribbeliges Gefühl aus, verstärken die Durchblutung. Das gilt auch für die Geschlechtsteile. Die Idee dahinter ist, dass man diese bei einer besseren Durchblutung intensiver spürt und sich dadurch die Lust auf Sexualität tendenziell verstärkt.

Dieser Gedanke ist total spannend, wobei ich es aber gar nicht dabei belassen würde. Denn Liebe geht ja bekanntlich durch den Magen. Ich finde, das Schöne am Thema Essen – oder überhaupt an Lebensmitteln – ist, dass wenn man beginnt, sich mit ihm intensiv auseinanderzusetzen, sich für die Vorbereitung, also das Auswählen der einzelnen Bestandteile des Gerichts, das Rüsten und Kochen und so weiter, zusammen viel Zeit nimmt, dann ist das alles wie ein Vorspiel. Man gibt sich ganz in die Sache hinein, stellt sich zusammen vor, was daraus werden kann, nimmt sich dann auch viel Zeit fürs Essen, isst langsam, genüsslich, vielleicht füttert man einander. Und all das ist im Zusammen-

hang mit aphrodisierenden Lebensmitteln eine anregende Kombination.

Wenn man aber denkt, dass man gewisse – aphrodisierende – Lebensmittel im stillen Kämmerchen, einer Pille ähnlich, einfach runterschlucken kann und eine riesige Erregung spürt, dann wird man enttäuscht werden. Denn fühlt man sich in seinem Körper nicht daheim, weiss man nicht, seine Lust mit dem Körper zu verbinden und diese wahrzunehmen, dann bringt auch ein stark durchblutetes Genital nichts.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch

Michelle Rütli-Kummlli

Ihr Aargauer Familienunternehmen bringt seit Jahrzehnten Führungskräfte zusammen. Ohne viel Show, dafür mit Tiefgang und einer familiären Note.

Michelle Rütli-Kummlli sitzt gut gelaunt in der Zürcher «Kronenhalle»-Bar. Die junge Mutter und Berufsfrau bestellt ein Elmer Citro. Die Interviewsituation ist etwas ungewohnt, denn normalerweise stellt eher sie die Fragen: Was genau macht den Erfolg eines bestimmten Unternehmens aus? Welche Geschäftskontakte oder Inspiration sucht der CEO oder Verwaltungsratspräsident einer Firma?

Das von ihrem Vater gegründete Kummlli-Netzwerk aus dem aargauischen Meisterschwanden bringt seit 20 Jahren Menschen aus der Wirtschaft zusammen, die sich kennenlernen sollten. Bevor der Begriff Networking in Mode kam, der häufig mit seichtem Inhalt gefüllt wird, hatte ihr Vater Rolf Kummlli die Schweizer Firmenszene mit einer für die Schweiz neuartigen Idee bereichert: Mitglieder von Verwaltungsräten und Geschäftsleitungen treffen sich mehrmals pro Jahr zu einem Austausch in einem ungezwungenen, bodenständigen Rahmen.

«Entscheidungsträger auf Augenhöhe»

«Bei unseren Anlässen geht es nicht nur darum, konkrete Geschäfte abzuschliessen.» Vielmehr lerne man einander und die jeweiligen Erfolgsmodelle kennen, spreche über gemeinsame Themen von allgemeinem Interesse und fasse Vertrauen zueinander. «Aber natürlich entstehen auch weiterbringende Geschäftsbeziehungen», sagt sie. Voneinander lernen und im Netzwerk wachsen, so könnte man den Anspruch beschreiben.

Wie behauptet sich der Aargauer Familienbetrieb in einer Flut anderer Networking-Organisationen, und zwar mit wachsendem Erfolg? Wichtig sei zum einen, dass der Teilnehmerkreis auf Entscheidungsträger beschränkt sei – auf Leute also, die in ihrer Firma wirklich etwas zu sagen haben. Ebenfalls ein Unterscheidungsmerkmal gegenüber konkurrierenden Formaten ist der inhaltliche Tiefgang bei den Veranstaltungen. Zweimal pro Jahr findet das Unternehmerforum in Sempach statt, der «Know How Place». Nächstes Mal, am 6. April, treffen sich rund hundert Netzwerk-Mitglieder und Gäste. Als Referenten sind Tho-



«Substanz des Schweizer Unternehmertums»: Managerin Rütli-Kummlli.

mas Meier, CEO der Ricola-Gruppe, sowie Rudi Bindella junior und senior gesetzt. Und bei den regelmässig stattfindenden Firmenbesuchen («Kummlli-Talk») im kleineren Kreis geht es darum, Unternehmen und ihre Erfolgsrezepte, aber auch Probleme vertieft kennenzulernen. «Weil sich die Entscheidungsträger auf Augenhöhe begegnen, werden auch schwierige Themen offen angesprochen.»

Vor vier Jahren hat Michelle Rütli-Kummlli das Management ihres eigenen Netzwerk-

Unternehmens von ihrem Vater übernommen. «Die ganze Familie arbeitet bei uns mit, was unseren Veranstaltungen einen familiären, persönlichen Charakter verleiht.» Das werde von den Teilnehmern – rund 7000 Mitglieder und Interessenten zählt das Kummlli-Universum – sehr geschätzt. Wie auch die Verankerung in der Schweiz. «Die Schweizer Unternehmertumslandschaft ist so vielseitig und inspirierend, dass es noch viele Perlen zu entdecken gibt.»

Florian Schwab

Luxus, neu gedacht

Wer ist die interessanteste junge Frau in der Schweizer Wirtschaft?
Investorin Carolina Müller-Möhl sieht in Leonie Flückiger besonders viel Potenzial.

Michael Baumann

Kürzlich hat Leonie Flückiger in München ihren ersten Marathon absolviert – und auf Anhieb eine bemerkenswerte Zeit erreicht. Nur einfach dabei sein und mitmachen ist nicht die Art der 27-jährigen Zürcherin. Sie ist sehr fokussiert, hat die Fähigkeit, sich schnell mit einer neuen Materie vertraut zu machen, und ist genau auf den Punkt bereit. «Ich kann mich gut auf ein Ziel konzentrieren, das war schon im Gymi so, als ich mich auf Prüfungen vorzubereiten hatte», sagt sie. Oder eben auf ein Sportereignis wie den Marathon, auf den sie akribisch hintrainiert hatte. Oder auf die Gründung eines Tech-Unternehmens.

Beste Matur, Miss Nordwestschweiz, ETH Lange liebäugelte Flückiger mit einem Studium an der Kunsthochschule, entschied sich dann aber doch für die ETH, wo sie das Fach Materialwissenschaften belegte und schliesslich einen Master in Maschinenbau und Elektrotechnik erlangte. Ihr Spezialgebiet, Mikro- und Nanosysteme, ist nicht gerade ein Feld, auf dem sich viele Frauen tummeln. Aber Flückiger hat Herausforderungen schon immer geliebt und gesucht. Da überrascht es nicht, dass sie 2013 landesweit für die beste Maturitätsarbeit ausgezeichnet wurde. «Da mir schnell langweilig wird, habe ich immer viel Verschiedenes unternommen und schon früh Geld verdient.» Wegen der Aussicht auf ein Preisgeld nahm sie zum Beispiel 2013 an der Wahl zur Miss Nordwestschweiz teil, die sie prompt gewann. Und sie betreibt etliche Sportarten, darunter Fussball.

Sie konzentrierte sich auf das Studium, währenddem sie immer nebenher arbeitete. Entscheidend für den weiteren Verlauf ihrer Karriere war dann der Kontakt mit ETH Juniors, der studentischen Unternehmensberatung der Hochschule, die Projekte mit Firmen durchführt. Zunächst nahm Leonie Flückiger als Studentin selbst an einem solchen Projekt teil, später war sie Projektleiterin und kam so mit namhaften Unternehmen wie Lufthansa, Zürcher Kantonalbank oder Bühler in Kontakt. Eines Tages kamen die Helvetia-Versicherungen mit einem kon-



«Unternehmerinnengeist»: Verwaltungsrätin Müller-Möhl.

Carolina Müller-Möhl, 53, ist eine der bekanntesten Wirtschaftsfrauen der Schweiz. Sie ist Gründerin der Müller-Möhl Group. Über Leonie Flückiger sagt sie: «Mikro- und Nanosysteme, Oberflächenstrukturen, die in der Natur vorkommen – davon versteht Leonie Flückiger so viel, dass sie ein Start-up gegründet hat. Warum mich das begeistert? Weil Flückiger eine Rarität ist. Frauen in Tech-Start-ups findet man sehr selten. So modern sich viele Start-ups und Tech-Firmen auch geben – was die Diversität angeht, gibt es noch viel Luft nach oben. Flückiger kombiniert die Leidenschaft für die Blockchain-Technologie mit Unternehmerinnengeist, einer grossen Portion Kreativität und Leistungsbereitschaft. Mutig behauptet sie sich in der männerdominierten Tech-Gründerszene und zeigt damit anderen jungen Frauen, dass es erstens möglich ist und zweitens, wenn man es will.»

kreten Projekt auf ETH Juniors zu, bei dem es um Uhren und Blockchain ging. Es landete auf dem Tisch von Flückiger. Auch hier kam ihr die Zielfokussierung wieder zugute. «Ehrlich gesagt, hatte ich anfänglich nicht viel Ahnung von Blockchain und machte mich im Internet schlau

darüber», sagt sie. Schliesslich bekam ihr Konzept den Zuschlag. Die Helvetia war derart begeistert, dass sie zusammen mit zwei Partnern der Versicherung die Chance bekam, das Start-up namens Adresta im Dezember 2019 mitzugründen. Die Versicherung stellte gleich die Anschubfinanzierung zur Verfügung und beteiligte sich auch an der ersten Finanzierungsrunde. Heute beschäftigt die Firma mit Sitz im Technopark in Zürich neun Mitarbeiter.

Wie es funktioniert

Das Tätigkeitsfeld von Adresta ist die Erstellung von digitalen Zertifikaten für Luxusgüter – eine wahre Innovation. «Im Moment konzentrieren wir uns noch auf Uhren», erklärt Flückiger. Dabei wird ein digitaler Zwilling des Produkts erstellt, der alle Informationen wie Kaufquittung, Garantieschein, Versicherungsvertrag, Fotos oder Reparaturbelege enthält. Die Uhrenbesitzer haben über eine App jederzeit alle Daten verfügbar, die auf einer Blockchain angelegt sind. «Wir garantieren die Echtheit der fälschungssicheren Informationen», erläutert Flückiger einen weiteren Vorteil. Wenn die Uhr gestohlen werde, könne in Zukunft mit einem Klick die Polizei verständigt werden.

Eine Versicherung für die Uhr lässt sich ebenfalls über die App abschliessen. «Die Versicherungen sparen, indem wir die Dokumente nur digital ablegen, pro Vertrag rund dreissig Seiten Papier», sagt die Jungunternehmerin. Deshalb sei auch der ökologische Aspekt nicht zu vernachlässigen. «Unsere Jahresprämie ist deswegen sehr günstig.» Für die Uhrenhersteller und Fachhändler hat Adresta eine Web-Lösung im Angebot, mit der für jede Uhr ein eigenes digitales Zertifikat erstellt werden kann.

Dass die Schweiz das Herz der Uhrenbranche ist, kommt Flückiger und ihrem Team entgegen. «Hierzulande gibt es rund 300 Marken, mit 150 Vertretern haben wir schon gesprochen, elf sind schon bei uns an Bord, viele sind interessiert.» In Zukunft will die Unternehmerin mit Adresta das Angebot auf Schmuck, Instrumente und Autos ausweiten. Mit der ihr eigenen Fokussierung geht das bestimmt schnell.



«Ich habe schon früh Geld verdient»: Firmengründerin Flückiger.

Weltwoche Nr. 8.22

Bild: Gerry Nitsch für die Weltwoche; fotografiert im Rooftop Restaurant & Bar Sablier/Circle

Maximilian Baumann, Entertainer

Der Moderator findet, dass Pöstler zu wenig Anerkennung bekommen, und wünscht sich Baschi in den Bundesrat.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Baumann: Unser Pöstler. Meine Nachbarn scheinen an schwerer Einkaufssucht zu leiden.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Baumann: Wenn Yara, unsere kleine Tochter, sie wird bald elf Monate alt, am Morgen in unserem Bett liegt und sich an meinem Gesicht zu schaffen macht, dann gibt es nichts Schöneres!

Weltwoche: Verdienen Sie genug?

Baumann: Manchmal ja, manchmal nein.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Baumann: Ich betreibe zwei Restaurants namens «Söko», das eine ist in Zürich, das andere befindet sich in Davos. In einer für Gastronomen eher schwierigen Zeit bin ich also Arbeitgeber und trage damit auch die Verantwortung für meine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Das beschert mir immer wieder mal schlaflose Nächte.

Weltwoche: Wer ist Ihr Vorbild?

Baumann: Die Frau, die neben dem Managen unserer Familie ihren eigenen Verlag aufgebaut und immer wieder – im Privaten wie im Beruflichen – Unmögliches möglich gemacht hat.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einer Frau am meisten?

Baumann: Zuerst einmal: Frauen sind wundervoll. Ich möchte jetzt aber nicht einzelne Eigenschaften aufzählen, sondern eine Lanze dafür brechen, dass Frauen endlich die Wertschätzung erhalten, die sie verdienen.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Baumann: Baschi.

Weltwoche: Wessen Tagebuch würden Sie sofort lesen wollen?

Baumann: Mein erstes und bisher einziges. Leider habe ich es aber irgendwo *verhüeneret*.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Baumann: Ich glaube nicht, dass ich Überzeugungen habe, welche in meinem Umfeld nicht auf Zustimmung treffen. Überzeugungen haben für mich mit Werten zu tun, und diese teile ich mit meiner Familie und meinen Freunden.

Weltwoche: Wie oft lügen Sie pro Tag?

Baumann: Einmal. Am Morgen, wenn unsere Tochter um zirka sechs Uhr findet, es sei jetzt Tag. Dann lüge ich Anna, meiner Partnerin vor,

Baumann: Keine. Mein Sturmgewehr steht im Keller meiner Grossmutter.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrem Körper? Nichts.

Weltwoche: Mit welcher bekannten Frau möchten Sie einen Sommerabend verbringen?

Baumann: Mit Anna, der mir bekanntesten. Seit der Geburt unserer Tochter kommt die Zweisamkeit etwas zu kurz.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Baumann: Ist früher schon mal passiert.

Weltwoche: Was ist der beste Ratsschlag, den Sie je bekommen haben?

Baumann: «Erfahrung ist das, was du bekommst, wenn du nicht bekommen hast, was du wolltest!»

Weltwoche: Würden Sie Ihrem Partner oder Ihrer Partnerin einen Seitensprung verzeihen?

Baumann: Höchstens beim Gummii-Twist.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Baumann: Gratis-Kitas!

Weltwoche: Haben Sie schon getötet?

Baumann: Ich bin ein leidenschaftlicher Killer. Fragen Sie mal Stechmücken, die wissen Bescheid.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Baumann: Mein Vater Frank Baumann. Klar, es war nicht immer einfach für mich, einen bekannten Vater zu haben, vor allem damals, als er als «Ventilator» von sich reden machte.

Als ich in seine Fusstapfen als Moderator getreten bin, hörte ich die Frage «Wie der Vater, so der Sohn?» sehr oft. Das hat mich gestört. Heute, wo diese Frage vom Tisch ist, könnte ich aber gut damit leben.

Weltwoche: Hätten Sie lieber eine andere Nationalität, und wenn ja, welche?

Baumann: In der Schweiz geboren worden zu sein, ist ein Privileg. Etwas, was viele leider viel zu oft vergessen.

Maximilian Baumann präsentiert die Web-Serie «First Dates – Znacht für zwei», die auf dem Schweizer Streaming-Dienst oneplus abrufbar ist.



«Gratis-Kitas!»: Unterhalter Baumann, 30.

ich sei total wach, lasse sie schlafen und kümmer mich um Yara. Okay, das ist jetzt auch ein wenig geflunkert, denn das tue ich selbstverständlich nicht jeden Tag, wir wechseln uns ab.

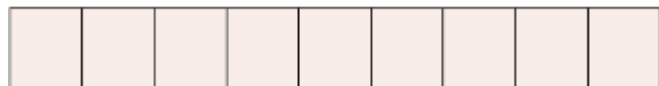
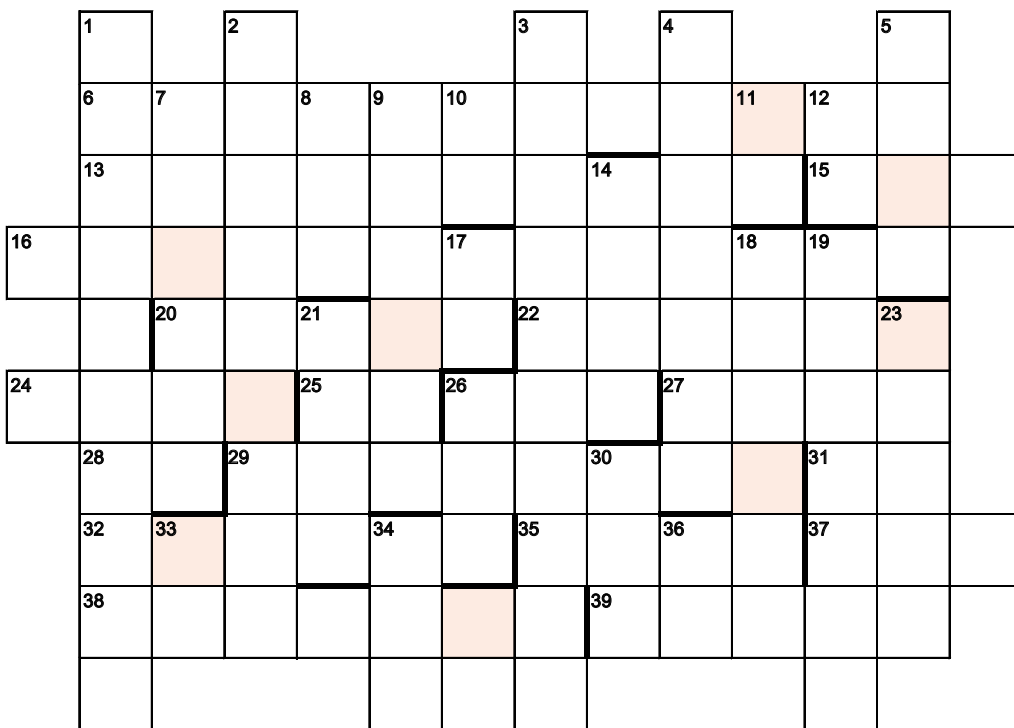
Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Baumann: Nein. Wobei ich es sehr wichtig und auch richtig finde, dass Menschen in der Religion einen Halt finden. Zumindest, solange es nicht ins Extreme geht.

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Baumann: Vor der Ehe.

Weltwoche: Welche Waffe haben Sie zu Hause?



Lösungswort — zögerliche Schachbewegung?

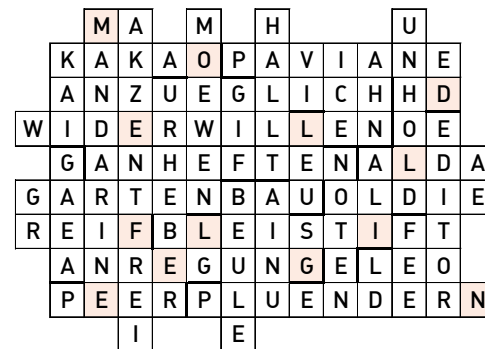
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 6 stromdurchlässiges Grabwerkzeug? 13 der Red Bull verleiht ihnen eher Flossen als Flügel 15 liegt in der Vergangenheit 16 das Gegenteil von niederträchtig? 20 machen, zumindest im Idealfall, das Leben einfacher 22 solche Erinnerungen hat man gewöhnlich an Albträume 24 sang das schönste Lied auf Englisch 25 H + H nach Kernfusion 26 geschwätziger asiatischer Star oder kurzer Schweizer Tourismus-Hotspot 27 Anguillidae für Anglisten 28 informiert den hohen Norden der Schweiz seit 1861 29 hat für verschiedene Menschen ganz unterschiedliche Grenzen 31 Informationstechnik, wie sie Derry in Angst und Schrecken versetzte 32 so werden sowohl lebende Menschen als auch totes Fleisch, wenn man sie lange genug bearbeitet 35 mehr als eine halbe Million 37 in Frankreich nicht nur die Winterzeit, sondern auch dies 38 soll je nachdem Rendite bringen oder das Gehen angenehmer machen 39 geht es ihr nach, kommt jeder mal an sie

Senkrecht — 1 was weisse Schimmel und schwarze Rappen sind 2 das Gegenteil von aushalten? 3 sind entweder sechsbeinig oder eingängig 4 dazu taugt auch Mist 5 ist Klossbrühe meist nicht, dafür aber vielleicht die hier gesuchte Lösung 7 bäumige Justiertätigkeit 8 die englische Sprache ist reich daran, Handwerker mit dieser Diagnose sind aber oft arm dran 9 erweiterte Fussbekleidung, respektive Fusserweiterung für Statuen 10 Patience-Ende 11 nicht Re, folgt aber auch auf Do 12 spanisch anmutendes Küchenmass 14 noch mickriger als mikro 17 platzsparende Bildungsanstalt 18 Plätzchen, aber nicht Örtchen 19 liegt irgendwo zwischen ein paar und viele 21 verschafft sich vielstimmig Gehör 23 wenn das in Frau Lauders Tasse kein Kaffee ist, dann ist 26 produziert more than honey ... 30 ... und ist hier in ihrem Element 33 aufhaltsamer Arturo 34 ertönt zwischen Wiener Strassenbahn und New Yorker Penner 36 Ende der Novelle

© Dantela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 755



Waagrecht — 1 MA 6 KAKAO 7 PAVIANE 12 ANZUEGLICH 15 HD 16 WIDERWILLEN 18 (H)OERweite 21 ANHEFTEN (an Heften) 23 ALDA (umgangssprachl. Form v. «Alter») 25 GARTENBAU 28 OLDIE 29 REIF 30 BLEISTIFT 34 ANREGUNG (Anagramm v. Urnengag) 35 LEO 36 PEER 37 PLUENDERN

Senkrecht — 1 MANDARINE 2 AKZENTFREI 3 MOEWEN (Möwenlied von Ch. Morgenstern) 4 HALLT 5 UNHOLD 6 KAI 8 VI (röm. 6) 9 ICE (engl. f. Eis) 10 AHN 11 ED 13 URHEBER 14 GIFTanschläge (Graphics Interchange Format) 17 LEU (Wappentier von Baden-Württemberg und Thurgau) 19 EDITOR 20 GAEA (Song v. Oonagh) 22 NOTEN 23 ALI (Comedyfigur v. Helmut F. Albrecht) 24 (N)AEhe 25 GR (Graubünden, Griechenland) 26 BEULE 27 AINU (rückwärts:UNIA) 31 mancher GrosserfoLG (liebe Grüsse) 32 SG 33 FEE (engl. f. Gebühr) 35 LD

Lösungswort — **MODELLFLIEGEN**

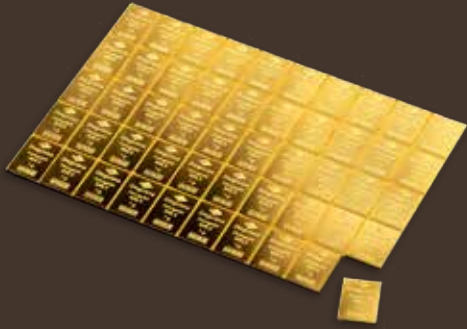


EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

Degussa



GOLD UND SILBER.



DEGUSSA: DIE EINFACHSTE ART, IN EDELMETALLE ZU INVESTIEREN.

Bereits seit 6'000 Jahren ist Gold die stärkste Währung und damit ein grundsolides Investment. Der Name Degussa steht weltweit wie kein anderer als Synonym für Edelmetalle. Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa stellen wir mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Barren und Münzen zusammen, beraten Sie aber auch beim Verkauf von Edelmetallen. Alle Degussa Barren sind LBMA-zertifiziert und verfügen über eine Banken-Valorennummer. Gerne können Sie Ihre Wertanlagen auch in Ihrem Schliessfach bei uns lagern.

Weitere Informationen und Onlineshop unter:

DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH



VERKAUFGESCHÄFTE:

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf
Telefon: 022 908 14 00

MITGLIEDSCHAFTEN:



ZÜRICH | GENF | FRANKFURT | MADRID | LONDON